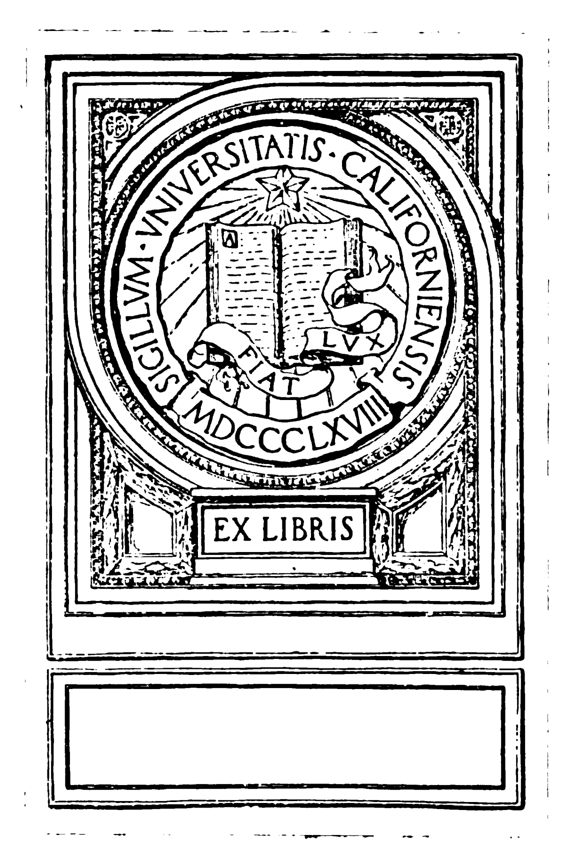
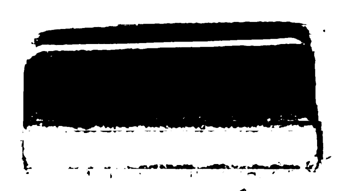

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



# ZUR PSYCHOLOGIE

DES

# GROSSEN KRIEGES

VON

C. von B.-K.

## I.

## ARCOLE.

STUDIE

AUS DEN LEHRJAHREN EINES GROSSEN GENERALS.






WIEN UND LEIPZIG.
WILHELM BRAUMÜLLER
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.
1893.

# ZUR PSYCHOLOGIE

DES

# GROSSEN KRIEGES

VON

C. von B.-K.

Carl Freih. Binder von Kriegelstein
Lieutenant im 10. Corps-Artillerie-Regiment

I.

## ARCOLE.

STUDIE

AUS DEN LEHRJAHREN EINES GROSSEN GENERALS.



WIEN UND LEIPZIG.
WILHELM BRAUMÜLLER
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.
1893.

Die Kritik befindet sich dem ersten Feldzuge Napoleon Bonapartes in Italien (1796/97) gegenüber in einer schwierigen Lage; wohl kaum eine zweite Periode der modernen Kriegsgeschichte zeigt uns Wahrheit und Dichtung so innig vermengt wie diese. Der Gefangene von St. Helena hat dafür gesorgt, dass das Dunkel, welches sein erstes Auftreten umgibt, den ihm günstigsten Farbenton erhalte und corrigiert zu diesem Zwecke die Geschichte; die österreichischen Berichte sind spärlich, besonders an Namen und Daten; die Verwirrung jener Tage entschuldigt dies.

So kommt es, dass einzelne Theile dieses merkwürdigen Feldzuges bis heute nicht völlig geklärt sind; insbesonders fehlen häufig die Motive zu den Erscheinungen. Die Kritik hat viel geleistet und manches erhellt; aber welcher Kritiker dieses Feldzuges ist nicht zuweilen in den Zunftjargon verfallen, um sich mittelst des Prädicates „Genius", das er Napoleon Bonaparte gibt, über unklare Partien der Ereignisse und ungeklärte Motive hinwegzuhelfen? Das Wort sollte in einem kriegswissenschaftlichen Werke nicht zu finden sein; denn es sagt zuviel oder zuwenig; es ist nicht genügend bestimmt. Der Lückenbüßer „Genius" ist es auch, vor dem die Kritik beständig zagt, und trotz ihrer zur Schau getragenen Objectivität ist sie es doch, die, ohne es vielleicht gewahr zu werden, aus den überlieferten Erfolgen die bewussten Motive ableitend, auf Abwege geräth. So wenig es zur Klärung des Urtheils dienlich ist, wenn der Kritiker an die Betrachtung eines Krieges mit dem Instrument des Systems, der Theorie, geht und dasselbe à tout prix gebraucht, ebenso ver-

wirrend wirkt die Devise: *Rien ne réussit que le succès.* Aus dem Erfolge darf nicht mit apodictischer Sicherheit auf die bewusste Vorbereitung desselben durch den Sieger immer und ewig rückgeschlossen werden.

Dann beschäftigt sich die Kritik stets zu wenig mit den Massen; sie untersucht fast nie in erschöpfender Weise das Werkzeug, das die Streiche thut, sondern fast allein die Hand, die dasselbe führt, ja nicht einmal die, sondern den Geist, der die Bewegungen leitet; so enthalten die meisten kriegsgeschichtlichen Werke Karten und Pläne, aber keine Charakteristiken des gemeinen Mannes, keine Schilderungen des Geistes im subalternen Officierscorps, keine Biographien der Unterführer. Ein Appendix von verbürgten Anekdoten, kleiner Züge des Krieges, belehrender Episoden, sollte niemals fehlen; hier möchte vielleicht der Schlüssel zur Lösung manchen Räthsels liegen, den eine schematische Skizzierung der Stellungen und eine detaillierte *ordre de bataille* nicht geben.

Man weiß ja, dass eine bessere Truppe eine gewagtere Taktik verträgt als eine von minderem Wert; dass eine Mustertruppe die gröbsten taktischen Fehler des Führers manchmal wett zu machen vermag.

Aber die schematische, geometrische Kritik — etwa im Sinne weiland Bülows — übersieht noch immer die moralischen Factoren der Massen, die unwägbaren Einflüsse von Zeit und Ort auf die lebendigen Elemente des Kampfes, auf die Seele der Truppe, nur allzusehr und schiebt in mystischer Unklarheit dem Sieger „Genius“, dem Besiegten „Unfähigkeit“ zu.

Einer der Grundpfeiler napoleonischen Kriegsruhms war seinerzeit die Brücke von Arcole; der Name hat in Europa wiedergehallt und noch heute erweckt die Erinnerung an jenen Kampf tausend Manen gesunkener Größe. Arcole galt nebst Lodi als die bedeutendste Waffenthat des jungen Generals; von ihr aus geht ein gut Theil jenes wunderbaren Prestiges, das den Sultan Kébir nach St. Jean d'Acre, den ersten Consul nach Marengo führt und dem Kaiser durch alle Wechselfälle des Schicksals treu geblieben ist.

In der Beurtheilung dieser Kriegsbegebenheit berühren sich nun die Extreme. Welch ein Abstand vom Bilde der Schlacht, wie wir es in Napoleons Memoiren finden bis zum kritischen Résumé

Clausewitz': ... müssen wir aber die Anordnungen am ersten Tage als durchaus verfehlt, an den beiden andern Tagen als eine Folge des Eigensinns und im Widerspruch mit den einfachsten Grundsätzen der Taktik betrachten u. s. w.? Wir wollen daher versuchen, zu einem Urtheil über das militärische Verdienst des Siegers zu gelangen und zwar mit der Devise: Sine ira et studio.

* * *

Bevor wir jedoch zum eigentlichen Thema kommen, sei es uns verstattet, einige Worte über die Charaktere der handelnden Personen — gewiss nicht der geringste unter den Factoren, die Sieg und Niederlage mitbestimmen — zu sprechen.

Zunächst vom kaiserlichen Heer, und wir beginnen mit den Truppen: Zusammengewürfelt aus den Trümmern Wurmsers, dann Verstärkungen vom deutschen Kriegsschauplatz, weiters Recruten, die nach der Katastrophe von Bassano und Wurmsers Einschließung in Mantua die Cadres der Armee gefüllt hatten, endlich irregulären croatischen und tiroler Aufgeboten, gebrach es denselben zweifelsohne an Homogenität. Der kriegerische Geist hatte nicht Zeit gehabt, die Massen zu durchdringen, das Vertrauen zur Führung hatten sie noch zu erwerben. Der Wechsel in vielen höhern Commanden musste nachtheilig auf den Geist der Truppen wirken. Es ist nicht zu übersehen, dass die Gaben der österreichischen Armee dazumal in der Defensive lagen. Schon Lloyd*) findet die kaiserlichen Truppen seiner Zeit vorzugsweise für die Vertheidigung geeignet; die schlesischen Kriege hatten dem Heere einen Geist des Abwartens, einen Instinct für Positionen beigebracht, der noch lange in den höheren Stellen sowohl als bei den Truppen ein Moment der strategischen und taktischen Vorsicht und Langsamkeit, ein Überrest jener passiven Haltung blieb, die dem großen Friedrich gegenüber wohl angebracht war. Und jetzt sollten die Truppen plötzlich Initiative und Offensive zeigen: denn die Regierung verlangte den Entsatz von Mantua. Aber auch die Auspicien, unter denen sie den Kampf beginnen sollten, mussten ihnen ungünstig scheinen. Der Tag von Lodi — durch die Fama überdies entstellt — war in aller Mund; die bisherigen Erfolge des Gegners grenzten an das Unglaubliche; die republi-

*) *Military Memoirs, London 1783.*

kanische Armee mit ihren Eigenthümlichkeiten erschien als drohende Sphinx, für die ein Analogon nicht zu finden war. Nichts gibt die Stimmung der Armee in jenen Tagen besser wieder als folgende Anekdote*): Ein gefangener kaiserlicher Officier zu den französischen Officieren: „Euch commandiert ja der Satan in Person; Bonaparte greift uns von vorn und rückwärts, von allen Seiten zugleich an und stellt jede Kriegskunst auf den Kopf." Die Truppen waren sichtlich erschüttert; auch fehlten ihnen die meisterhaften Armeebefehle Napoleons, und zündende Haranguen, wie die seinen, kannten sie nicht.

Die Unterführer: Quosdanowitsch und Dawidowitsch waren tapfere Degen; ob sie ein selbständiges Commando mit Erfolg zu führen vermochten, sollte sich erst zeigen; es steht indessen fest, dass in diesem Feldzuge beide, der erste anfangs August in den Gefechten am Gardasee, der zweite einen Monat später an der Sarca und am Lavis unglücklich gewesen waren.

Alvintzy kam soeben zur Armee, war hier, in der Stellung des Obercommandanten, ein homo novus, erfuhr alle Schwierigkeiten einer solchen Stellung und hatte seine Proben erst zu geben.

Nun zur französischen Armee: Sie war, en bloc betrachtet, noch immer die Armee von Lodi und Castiglione; die 8000 Mann Verstärkungen aus der Vendée waren nach Bonapartes eigenem Ausspruch vom besten Geist beseelt. Den Tag von Caldiero hatte die Armee als Unbill des Wetters, nicht als Niederlage empfunden. Die überwältigenden Erfolge des Feldzugs, die erreichten Genüsse, waren den Truppen zu Kopf gestiegen, gaben ihrem Elan gedoppelte Kraft und unbegrenztes Vertrauen zu den Führern. Die Namen Augereau und Massena hatten einen guten Klang beim gemeinen Mann, er erkannte des letzteren persönliche Bravour und des ersteren mit Wohlwollen für ihn gepaarte Strenge; beides Momente von großem Gewicht: das Beispiel reißt mit sich fort, die Nöthigung zwingt nach vorwärts. Man darf wohl aus dem Studium der Quellen entnehmen, dass Bonapartes Unterführer jenen Alvintzys an Initiative, Rücksichtslosigkeit, Einflussnahme auf die Truppen überlegen waren. Ein weiteres Element der Überlegenheit auf französischer Seite ist nach

*) *Mémorial de Sainte-Hélène.*

Clausewitz*) der „Sansculottismus“ der republikanischen Armee gewesen; wenn man den Begriff im weitesten, rücksichtslosesten Umfang seiner Bedeutung erwägt, so erkennt man sogleich dessen militärischen Wert.

Endlich der französische Obergeneral! Die ausgedehnte napoleonische Literatur gibt uns sein Bild; doch einige Züge, vielleicht weniger allgemein bekannt, zum Verständnis des folgenden nothwendig, mögen hier Platz finden; vielleicht vermögen sie die Tage vom 13. bis 18. November zu erklären.

Wir erkennen an Bonaparte die höchste Thatkraft in Durchführung eines fertiggestellten Plans; Nachdruck und Schnelligkeit der Bewegung erhebt er dann auf die Grenze physischer Möglichkeit; darin bleibt er sich vom Anfang bis zum Ende gleich; es war die Entschiedenheit und Kraft in Durchführung seiner Pläne ein Theil seines Systems. Aber die entscheidenden Entschlüsse kamen ihm nicht, wie man glauben möchte, blitzartig, durch Eingebung seines „Genius“. Er musste das Wägen erst lernen. Erinnern wir uns an das Dunkel, das über den Kriegsrath von Roverbella gebreitet ist, und aus dem vereinzelte Enthüllungen der Zeitgenossen die Rathlosigkeit, Muthlosigkeit, ja Hilflosigkeit des Obergenerals angesichts der drohenden Vernichtung auf die Nachwelt bringen.**) Suchen wir nach Analogien in seiner spätern Laufbahn und überzeugen wir uns, dass auch er nicht stets bewusst, auf Grund einer geklärten Überlegung, gehandelt hat, sondern dass er in verzweifelten politischen und militärischen Situationen ohne Calcul den naheliegenden Weg rücksichtsloser Energie, unbekümmerten Beharrens einschlägt, den seine Natur ihm anweist: der 18. Brumaire ist solch ein Beispiel aus der Politik,***) Belle-Alliance eines aus der Kriegsgeschichte. Ihm war eben sehr bekannt, dass gegen sterbliche Menschen weniger die Richtigkeit als die Vehemenz der Mittel wirkt; dass ein verfehlter Entschluss, kraftvoll durchgeführt, noch wirkt, wo ein Suchen nach dem richtigen Zeitverlust und Verderben heißt.

*) Der Feldzug von 1796 in Italien; hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Berlin 1858.

**) Die ersten Feldzüge Napoleon Bonapartes in Italien und Deutschland von W. Rüstow; Zürich 1867.

***) *Lucien Bonaparte, Mémoires.*

Wenn am Ende seiner Laufbahn, nach einer kriegerischen Erfahrung ohnegleichen, der Kaiser Napoleon in den Fehler „eiserner Wille ohne die zügelnde Vernunft" verfallen ist, warum soll es der General Bonaparte nicht früher auch schon sein? Steht nicht anzunehmen, dass die Qualität des militärischen Entschlusses hier wie dort die gleiche war und dass äußere, vom obersten Führer unabhängige Momente hier den Sieg und dort die Niederlage gaben? Dass die Qualität der Truppen hier **trotz** taktischer Fehler gesiegt und dort **eben wegen derselben** sich nimmer bewährt hat? Denn die war zur Zeit der hundert Tage sicherlich geringer als 1796, sowohl absolut, als relativ gegenüber der gesteigerten Disciplin, verbesserten Organisation und Taktik, endlich der vermehrten Zahl der Gegner. Solche Erwägungen werden uns bei der Beurtheilung der Begebenheiten begleiten und das Schlussergebnis mitbestimmen.

Aber noch eines ist in den Calcul zu stellen; kein Kritiker hat es bisher beachtet: Bonaparte hat von Lodi an den Krieg nicht wie ein gewöhnlicher General, als Träger des Willens seiner Nation, als Mandatar der Executivgewalt geführt; er führte ihn für sich, für seine Person, für seine Zukunft allein; deshalb hat auch keiner vor ihm den Erfolg, sagen wir den Augenblickserfolg, das lärmende Aufsehen kriegerischen Ruhms, das persönliche Prestige mit solcher Leidenschaft gesucht. Zum Verständnis citieren wir ihn selbst*): *Vendémiaire et même Montenotte ne me portèrent pas encore à me croire un homme supérieur. Ce n'est qu'après Lodi que me vint dans l'idée que je pouvais devenir après tout un acteur décisif sur notre scène politique. Alors naquit la première étincelle de la grande ambition .... etc.* Er war demnach, man kann es dreist so nennen, von der fixen Idee an seinen Stern, seine Sendung, erfüllt und hat von einer Verantwortlichkeit irgend jemandem gegenüber kaum etwas geahnt; hier kann man ihm wohl Glauben schenken; denn seine Handlungsweise bestätigt seine Intention. Man studiere nur die Art, wie er die eroberten italienischen Landestheile — den Absichten des Directoriums entgegen — administriert; wie er, seiner Regierung zum Trotz, den Papst immer und immer schont; wie er ihm den Frieden von Tolentino verhältnismäßig leicht zu machen

*) *Mémorial de Sainte-Hélène.*

sucht; es bestehen Briefe aus dieser Zeit, von ihm selbst geschrieben, die der Ansicht überzeugend Recht geben: Schon hier muss man ihn in der Rolle des Spielers um die höchste Macht betrachten; dann lässt er sich erklären.

Ist es nur ein einfaches avis au lecteur, wenn er sagt*): *La gloire et l'honneur des armes est le premier devoir qu'un général qui livre bataille doit considérer; le salut et la conservation des hommes n'est que secondaire; mais c'est dans cette audace, dans cette opiniâtreté, que se trouvent le salut et la conservation des hommes; par cette conduite on obtient et on mérite d'obtenir la victoire . . . etc.* Oder sind ihm hier nicht die Erinnerungen an sein erstes Auftreten in Italien im Sinne gelegen?

* * *

Der Angriff auf Caldiero war gescheitert; Alvintzys offensive Defensive hatte sich bewährt; über Calderino hinaus erstreckte sie sich nicht; und so trat Bonaparte unter den Schnee- und Regenschauern des Abends seinen Rückzug nach Verona an.

Die französische Armee stand in der Nacht vom 12. auf den 13. November — die Stärkeverhältnisse durch vergleichendes Rechnen aus dem Quellenmaterial der Wirklichkeit möglichst nahe gebracht — wie folgt:

Die beiden Divisionen Augereau und Massena, von Caldiero zurückmarschiert, in und um Verona-San Giacomo; 14.000 Mann.

Kilmaine mit dem Blokade-Corps vor Mantua; 8000 Mann.

Vaubois ist in die Stellung Rivoli-Bussolengo zurückgedrängt und erwartet stündlich angegriffen zu werden, und zwar von überlegener Macht; 6000 Mann.

Einige Reserven unter Maquere und Dumas scheinen irgendwo in der Gegend zwischen Verona und Peschiera, nach Clausewitz bei Villafranca, gestanden zu sein; 3000 Mann?

Die österreichische Armee stand um dieselbe Zeit — Stärkeangaben wie oben gerechnet — wie folgt:

Alvintzy (Quosdanowitsch) mit der Hauptmacht in der Stellung von Caldiero; 25.000 Mann.

---

*) *Maximes de guerre et pensées de Napoléon I*er*. Paris, Dumaine 1874.*

Dawidowitsch ist nach den Erfolgen von Segonzano und Caliano bei Serravalle, Vaubois gegenüber, stehen geblieben und steht noch daselbst; 16.000 Mann.

Laudon im Chiesethal; 3000 Mann.

Wurmser endlich ist in Mantua eingeschlossen, bestrebt sich mit Alvintzy ins Einverständnis zu gelangen und hat von seinen 22.000 Mann etwa 10.000 intakt und für den Kampf verfügbar.

Ein Blick auf das strategische Verhältnis: Das Herausgehen aus der innern Linie gegen die Brenta hatte Bonaparte nicht den gesuchten Erfolg gegeben; nach Caldiero stand er wieder auf der innern Linie, doch war die Lage höchst ernst. Die Österreicher waren bisher stetig, wenn auch langsam vorgedrungen, und jetzt standen Alvintzy und Davidowitsch — Wurmser gar nicht in Betracht gezogen — einander so nahe, Vaubois hatte seine Aufgabe so schlecht erfüllt und die Stärkeverhältnisse waren solche, dass nach Massenas Heranziehung von Castelnuovo zu Bonapartes Corps (11. Nov.) an eine weitere erfolgverheißende Operation auf der innern Linie kaum mehr gedacht werden konnte.

Operationen auf der „innern Linie" versprechen bekanntlich nur dann Erfolg, wenn man voraussehen kann, die Vereinigung auf einem Punkt, die Entscheidung und das Verkehren oder Ändern der Front reichlich in jener Zeit bewirken zu können, die jener Theil des Gegners, den man refusirt hat, braucht, um heranzukommen.

Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, dass diese Bedingungen hier und jetzt nicht mehr vorhanden waren.

Nun schrieb Bonaparte in der Nacht des 12./13. Nov. an das Directorium beiläufig folgendes:*)

„Er zweifle, den Entsatz von Mantua noch verhindern zu können; demselben müsse der Rückzug an die Adda folgen; die Armee sei decimiert, der Geist der Truppen leide unter dem Mangel an Erfolgen und der Ungunst der Witterung; jede Stunde könne eine neue Hiobspost bringen u. s. w.

In wenig Tagen wolle er eine neue Anstrengung versuchen; vielleicht gelinge die Eroberung von Mantua und mit ihr jene Italiens. Mit dem Belagerungscorps verstärkt gebe es nichts, was er nicht unternehmen könnte."

---

*) *Correspondance de Napoléon Ier.*

Man sieht, die Fabrication von Bulletins und Relationen, wie nachmals jener für die große Armee, war Bonaparte hier noch nicht geläufig.

Was soll nun dieser Brief? Was wollte Bonaparte mit ihm? War derselbe aufrichtig geschrieben, unter dem Druck der nahen Gefahr, unter dem Bleigewicht der Ungewissheit, der Unentschlossenheit — etwa als vorweggenommene Rechtfertigung im Falle des Misserfolgs? Die Klagen über das Nichteintreffen der erwarteten Verstärkungen scheinen dies anzudeuten. Ist dieser Brief wohl wirklich das fixierte, für die Nachwelt bewahrte Conterfei von Bonapartes Seelenzustand vor dem Entschluss? Oder aber ist derselbe eine berechnete, wohlüberdachte Stilübung, die dem nahen Erfolg, den Bonaparte bereits voraussieht, als Folie zu dienen die Bestimmung hat? War es der Zweck der Botschaft vom 13. Nov., jene vom 19. durch ihren Contrast in umso helleres Licht zu stellen? War der Brief nur eine Mache, die, wie Clausewitz meint, die theatralische Wirkung des zu erwartenden Erfolges erhöhen sollte?

Klarheit hierüber zu gewinnen ist für die Folge von höchster Wichtigkeit. Den Entschluss, der zum Sieg geführt hat, kennen wir; aber wie mag er entstanden sein?

Wusste Bonaparte in der Nacht des 12./13. Nov. so ziemlich genau, was er wollte und was er erreichen werde, *so wie nachmals bei Jena, vor Jena beispielsweise*?*) Clausewitz sagt mit Berufung auf die „Größe eines Feldherrn“ ja. Allein diese Motivierung kann — wie es scheint — nicht genügen.

Oder wusste er es nicht, wie kürzlich erst vor Castiglione?

Lassen wir die Frage offen; um nicht vorzugreifen, bringen wir die Thatsachen zunächst; die Erwägung mag ihnen dann folgen.

Der 13. und 14. November zeigen einen nahezu vollständigen Stillstand in den Operationen; Bewegungen, die zur neuen Gruppierung der Kräfte führen, sind die folgenden gewesen:

Robert zieht die zur Beobachtung der Etsch unterhalb Verona bisher verwendete Halbbrigade langsam bei Ronco zusammen

Kilmaine, der, wie wir uns erinnern, vor Mantua steht, kommt auf Bonapartes Befehl nach Verona und entsendet gleichzeitig eine Halbbrigade vom Blokadecorps nach Ronco.

*) Corr. Brief an den König v. Preußen, dd. Gera, 12. Oct. 1806.

Guyeux endlich geht von Bussolengo, wo er als Vaubois' Reserve für dessen Stellung von Rivoli bisher betrachtet werden konnte, mit 2 Halbbrigaden nach Verona; eine Halbbrigade wird zu 1500 Mann angenommen werden dürfen.

Strategisches Résumé für den Abend des 14. November:

Das Hauptcorps in und um Verona ist möglichst concentriert und um etwa 3000 Mann verstärkt;

Bei Ronco steht nunmehr ein neues Corps von circa 3000 Mann, mit dem Befehl, daselbst eine Brücke über die Etsch zu schlagen und deren Bau zu decken; dasselbe Corps bestreitet die Bewachung der Etsch von Verona bis Ronco;

Vaubois steht noch in der Stellung von Rivoli, hat aber jetzt keine Reserve mehr hinter sich;

Das Blokadecorps vor Mantua ist durch Abgabe einer Halbbrigade nach Ronco bis zur äußersten Grenze der Zulässigkeit geschwächt.

Tendenz: Übergang über die Etsch bei Ronco mit der Hauptmacht und Wirken auf Flanke und Rücken des Gegners; also „einfache strategische Umgehung“.

Die österreichische Armee befindet sich zur selben Zeit:

Wurmser und Dawidowitsch vollkommen unverändert;

Alvintzy hat sein Hauptquartier in Gombione; das Gros steht bei St. Martino; Oberst Brigido mit 4 Bat. und 1 Esc. steht bei Arcole mit dem Befehl, gegen Ronco-Albaredo-Legnago zu demonstrieren; soviel ist sicher;

General Mitrowsky wird von Bassano herangerufen, mit dem Befehl, sich mit Oberst Brigido zu vereinigen; wo er jedoch am Abend des 14. November stand, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln; wie wir aber in der Folge sehen werden, so lässt sich annehmen, dass er auf der Straße von Vicenza, etwa in der Gegend von Montebello gestanden haben muss; 3 Bat. und 3 Esc. ist seine wahrscheinliche Stärke.

Strategisches Résumé: Das Hauptcorps steht geschlossen und intact Verona, mithin Bonapartes Stärke gegenüber; numerisches Verhältnis: 5 : 3.

Ein Nebencorps von mindestens 4000 Mann jenem Bonapartes, von ihm durch die Etsch-Alpone-Sümpfe getrennt — vis-à-vis: 4 : 3.

Tendenz: Das Hauptcorps sucht den Übergang über die Etsch und zwar bei Zevio mit der einen Hälfte; mit der andern wird es Verona berennen; mit Rücksicht darauf, dass die zu schlagende Kriegsbrücke bei Zevio bis zum 15. nicht fertig werden kann, wird die Ausführung für den 16. festgesetzt; die Truppen haben am 15. zu ruhen.

Der Zweck des Detachements bei Arcole konnte nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden; die Berichte schwanken zwischen: Demonstration und Deckung des Brückenschlags von Zevio.

Hinzuzufügen ist, dass Alvintzy von Bonapartes Plan nichts, von seinen Aufstellungen sehr wenig wusste; und ganz das Gleiche gilt von Bonaparte inbezug auf Alvintzy.

## Die Nacht des 14./15. und der Tag des 15. November.*)

Bonaparte führt am späten Abend des 14. seine Truppen aus Verona über die Etsch zurück, marschiert die ganze Nacht längs deren rechtem Ufer hinab und gelangt am Morgen des 15. nach Ronco; ein Detachement von circa 2000 Mann war unter Kilmaines Befehl in Verona geblieben. Die Tête der Colonne bildet Augereau mit 2, das Gros Massena mit 6 Halbbrigaden, die Queue Beaumont mit 3 Reiterregimentern.

Der Bataillonschef Andréossy vom Detachement des Generals Robert, der, wie wir wissen, bei Ronco steht, schlägt während der Nacht eine Schiffbrücke über die Etsch.

Im Morgengrauen, dasselbe tritt um diese Jahreszeit spät ein, beginnt die Armee ihren Übergang; gegen 9 Uhr vormittags hat Augereau mit 4 Halbbrigaden von seinen und Roberts Truppen denselben bewirkt, passiert Ponte Zerpa und geht nun auf dem Damm, der den Alpone rechts begleitet, auf die Brücke von Arcole vor.

Da stößt die Tête seiner Colonne an dieser Brücke auf den ersten Widerstand; es hat Oberst Brigido an diesem Punkt 2 Bataillone und einige Geschütze und zwar in einer für die Vertheidigung des Übergangs mustergiltigen Weise aufgestellt; die ganze lange Colonne Augereaus stockt demnach und bleibt

*) Wir folgen hier größtentheils der Darstellung Rüstows, welche an Verlässlichkeit und Genauigkeit der Angaben bis heute unübertroffen ist.

in der Marschformation am Damme stehen; sogleich besetzt Brigido das linke Ufer des Alpone von Arcole bis gegen Ponte Zerpa mit Infanterie und beschießt die Colonne Augereaus über den Strom in die Flanke; in derselben entstand nunmehr Unordnung, die in diesen Verhältnissen wohl begreiflich ist.

Zwei rasche Angriffe Augereaus — mit je einer Halbbrigade — auf die Brücke von Arcole misslingen; er wirft nun 2 Bat. über den Alpone, das heißt sie durchwaten den Torrent mit viel Mühe und Gefahr und greifen Arcole vom linken Ufer und vom Süden an; gleichzeitig oder unmittelbar darauf geht Augereau am rechten Ufer mit 2 Bat. zum dritten Male vor, wird zurückgeschlagen, nochmals mit 2 Bat., wieder ohne Erfolg, greift endlich mit allem, was er zur Hand hat — wie es scheint — die Brücke an, exponiert sich dabei persönlich und wird nun zum fünften Male blutig zurückgewiesen; das Vorgehen der Bataillone am linken Ufer ist gleichfalls ohne Erfolg geblieben.

Über alledem ist Mittag herum und es tritt von beiden Seiten eine Pause ein.

Inzwischen hat Bonaparte, der sich noch rückwärts befindet, den Misserfolg Augereaus bei Arcole erfahren und beeilt sich, einzugreifen.

Er hat, wie wir uns erinnern, noch sechs Halbbrigaden verfügbar; vier von ihnen hat er unter den Befehl Massenas gestellt, der nach dem Übergang bei Ronco gegen Bionde di Porcile vorgerückt ist und eben jetzt den Kampf mit österreichischen Truppen unter Gavasini nördlich des letztgenannten Ortes beginnt; es bleiben also noch zwei Halbbrigaden zu Bonapartes Disposition; die Hiobspost von Arcole entscheidet über ihre Bestimmung: unter Guyeux' Befehl marschieren sie nach Albaredo, setzen dort mittelst einer Fähre über die Etsch und rücken am linken Ufer des Alpone gegen Arcole vor. Nun wird eine flüchtige Betrachtung der Karte zeigen, dass diese Bewegung mehrere Stunden in Anspruch nehmen musste.

Alvintzy, anfangs den Kampf bei Arcole für eine bloße Demonstration haltend, ist jetzt, d. h. zu Mittag, orientiert und sendet

eine Brigade von 3 Bat. (Gavasini) auf Belfiore di Porcile, welche Truppen wir zwischen diesem Orte und Bionde bereits im Kampfe mit Massena wissen;

eine Brigade unmittelbar darauf (4 Bat. unter Brabeck) ebenfalls über Belfiore zur Unterstützung Gavasinis;

dem General Mitrowsky den Befehl, seinen Anmarsch zu beschleunigen; derselbe ist zu dieser Zeit in San Bonifacio mit einem Bataillon angekommen und setzt nach kurzer Rast seine Vorrückung auf Arcole fort.

Wir müssen festhalten, dass gleichzeitig oder doch nahezu gleichzeitig, und zwar zu Mittag,

1. bei Arcole eine Pause eintritt;

2. der Kampf zwischen Belfiore und Bionde beginnt;

3. Alvintzy seinen rechten Flügel (Gavasini) verstärkt und Mitrowsky zur Verstärkung des linken (Brigido in Arcole) befiehlt und zu Schnelligkeit mahnt;

4. Bonaparte die Diversion über Albaredo befiehlt und beginnen lässt.

Die Pause im Kampf um Arcole wird nun durch Bonaparte unterbrochen, der in der dritten Nachmittagsstunde, zu einer Zeit, da Guyeux noch weit von dem Ort seiner Bestimmung, Arcole, entfernt sein musste, Mitrowsky dagegen das von San Bonifacio herangeführte Bataillon eben hineingeworfen hatte, einen verzeifelten Versuch macht, die Brücke von Arcole mit den Truppen Augereaus wegzunehmen. Man kennt genugsam den Legendenkranz, der von der napoleonischen Literatur um dieses Ereignis gewoben wurde. Thatsache ist, dass der Angriff blutig abgewiesen wurde, sowie der gleichzeitige Angriff der ans linke Ufer übergesetzten Truppen, welche sogar durch einen raschen Gegenangriff Brigidos von der seit vormittag gehabten Aufstellung ans rechte Ufer und zwar durch die Wellen des Alpone zurückgeworfen wurden.

Damit war für heute der Hauptkampf zu Ende; wir müssen uns nur noch nach Massena und Guyeux, die wir zu Mittag verlassen haben, umsehen.

Massena hatte ein an Wechselfällen reiches Gefecht zwischen Bionde und Belfiore di Porcile geführt, den Gegner in diesen Ort zurückgeworfen und sich in jenem behauptet.

Guyeux kam gegen fünf Uhr, also schon in der Dunkelheit, in die Gegend von Arcole; griff dieses unverzüglich an und

eroberte den Ort fast ohne Blutvergießen; zog sich aber, da er von Augereaus Truppen nichts bemerken konnte und keine Nachrichten erhielt, alsbald wieder nach Albaredo und hier ans rechte Ufer der Etsch zurück.

Dass Guyeux keine französischen Truppen bei Arcole fand. hat seinen Grund darin, dass sämmtliche Halbbrigaden der beiden Divisionen Massena und Augereau mit Eintritt der Dunkelheit auf Bonapartes Befehl aus den Sümpfen über die Brücke von Ronco ans rechte Etschufer zurückgegangen waren und hier lagerten; ein unbedeutendes Detachement blieb zur Bewachung der Brücke am linken Ufer.

Taktisches Résumé für den 15. Abends. Trotz eines zweifelsohne verlustreichen Kampfes steht die Armee nahezu genau dort und derart, wo und wie sie am Morgen gestanden hat; nicht ein Schritt Terrain ist gewonnen worden; die Armee ist concentriert.

Anders stehen die Dinge bei den Österreichern; mit einem Wort: Alvintzy hat Front gegen die Linie Arcole-Ronco gemacht und steht:

mit 12 Bat. unter Hohenzollern vor Verona, Front gegen die Stadt;

mit 6 Bat. unter Provera bei Belfiore, Front gegen Süden;

mit 14 Bat. unter Mitrowsky in und südlich San Bonifacio, Front gegen Arcole; von diesen 14 Bat. gehören 11 zum Gros Alvintzys und sind im Laufe des 15. über den Alpone bei Villanova zurückgegangen; mit ihnen waren alle Trains hinter den Alpone auf die Straße nach Vicenza zurückgenommen worden.

Taktisches Résumé: Die Armee hat:

1. eine Frontveränderung — nach Süden — gemacht;

2. sich getheilt in:
   *a)* ein Beobachtungscorps (Hohenzollern) vor Verona,
   *b)* ein Corps bei Belfiore,
   *c)* ein Corps — vom vorigen durch die Beschaffenheit des Terrains vollkommen getrennt — vor Arcole;

3. ihre Trains zurückgesendet und zwar über das Brückendefilé von San Bonifacio-Villanova.

4. Arcole verloren.

Die Ziffern der Verluste sind für einzelne Tage nicht zu ermitteln gewesen.

## Der 16. November.

Bonaparte wiederholt mit Tagesanbruch genau die Manöver des vorhergehenden Tages: Augereau geht auf Ponte Zerpa, Massena auf Bionde di Porcile vor; von Guyeux sagen die Quellen nichts.

Nicht so Alvintzy; er disponiert wie folgt:

Hohenzollern bleibt mit seinen 12 Bat. Verona gegenüber beobachtend stehen;

Provera geht mit seinen 6 Bat. von Belfiore di Porcile über Bionde auf Zerpa;

Mitrowsky mit seinen 14 Bat. debouchiert bei Arcole und geht über Ponte Zerpa gleichfalls auf Zerpa vor.

Diese Dispositionen mussten, wie man sieht, zu partiellen Zusammenstößen und einer Reihe von Einzelgefechten auf den Dämmen mitten zwischen den Sümpfen führen.

Massena und Provera treffen in der Nähe von Bionde aufeinander, und die Wagschale der Entscheidung schwankt lange hin und her; endlich gelingt es Massena, die Österreicher über Belfiore zurückzuwerfen, von wo sie weiter nach Caldiero in ziemlicher Unordnung, wie es scheint, zurückgegangen sind. Er erobert fünf Geschütze und macht einige hundert Gefangene, kann sich also mit Recht des Sieges rühmen.

Augereau und Mitrowsky treffen bei Ponte Zerpa zusammen, die Franzosen werden zunächst zurückgetrieben und setzen sich am großen Damm von Ponte Zerpa nach Volta-Vicentina, wo sie Massenas Erfolg, die Österreicher Proveras Niederlage erfahren. Sogleich geht Mitrowsky nach Arcole zurück; vorher jedoch hat derselbe schon ein Detachement unter Major Miloradowitsch (2 Bat.) das linke Ufer des Alpone herabgesendet, welche Truppen nunmehr zwischen Desmonta-Albaredo verzettelt stehen.

Lebhaft folgt nun Augereau den weichenden Bataillonen Mitrowskys auf Arcole und wird an der Brücke zum Stehen gebracht; das Spiel des Vortages erneuert sich, indem Augereau sich in vergeblichen Versuchen auf die Brücke erschöpft und zugleich von den Schützen Miloradowitsch' in die Flanke genommen wird.

Bonaparte, der sich bei Augereau aufhält, erkennt, dass es so nicht weiter gehen kann; dass irgend etwas geschehen muss: zunächst placirt er eine Batterie bei Ponte Zerpa, um Augereau nöthigenfalls aufzunehmen; dann wiederholt er den Versuch des vorigen Tags, Arcole vom linken Ufer des Alpone aus anzugreifen, befiehlt, eine Brücke über den Unterlauf des Torrent zu werfen und, als dies misslingt, dem Generaladjutanten Vial, mit einer Halbbrigade auf einer Furt überzugehen.

Allein Miloradowitsch verhinderte den Übergang durch sein Feuer; es war schon gegen fünf Uhr und der Kampf erlosch in der Dämmerung des Novemberabends. Massenas Erfolg gegen Provera hatte Alvintzy bewogen, Hohenzollern nach Caldiero zuzückzurufen und dieser hatte Mitrowsky zwei Bat. zugesendet, wie es scheint, am Damme des rechten Alponeufers von San Bonifacio nach Arcole; dieselben griffen jedoch ins eigentliche Gefecht nicht mehr ein, sondern verfolgten nur, und zwar in ziemlich lauer Weise, die zurückgehenden Truppen Bonapartes.

Denn dieser nahm, so wie Tags vorher, alle seine Truppen über Ronco ans rechte Etschufer zurück mit Ausnahme von:

einem Bat., welches den beabsichtigten Übergangspunkt des Generaladjutanten Vial besetzt hält;

einer Halbbrigade, welche den Damm gegen Bionde besetzt und sichert.

Taktisches Résumé: Die Armee steht abermals dort, wo sie 24 Stunden vorher gestanden hat, am Brückendefilé von Ronco; nur ist diesmal ihr Debouchieren durch das Bat. am Alpone und die Halbbrigade am Damme gegen Bionde gesichert und vorbereitet.

Alvintzy hat nach schwacher Verfolgung gegen Ponte Zerpa seine Truppen für die Nacht in ihren Stellungen belassen und zwar:

Hohenzollern, von Verona rückmarschiert, mit 12 Bat. in Caldiero;

Provera, wie tags vorher in Belfiore, mit 6 Bat.;

Mitrowsky mit 14 Bat. in und bei Arcole;

Miloradowitsch mit 2 Bat. bei Desmonta.

Taktisches Résumé: Der rechte Flügel (Hohenzollern) der Armee hat sich rückwärts concentriert und dabei dem ursprünglich gewählten Übergangspunkt Zevio genähert;

das Centrum bei Belfiore (Provera) hat eine Schlappe erlitten, steht jedoch am selben Platz wie tags vorher und hat bedeutende Kräfte nahe hinter sich;

der linke Flügel bei Arcole (Mitrowsky) ist ungeschwächt, concentriert und nunmehr, im glücklichen Gegensatz zum Vortage, im Besitz des *soi disant* Brückenkopfes von Arcole;

ein neues Detachement (Miloradowitsch) verlängert den linken Flügel um ein bedeutendes; seine Stärke (2 Bat.) befähigt es wohl nur zur Beobachtung, höchstens ersten Vertheidigung der der Front vorliegenden Wasserlinie (des Alpone).

Also: Die Front ist verlängert und die Stärke dort, wo der Gegner 48 Stunden hindurch nur lau angegriffen hat, die Schwäche am äußersten linken Flügel, wohin der Gegner im Laufe des Tages wiederholte Versuche gemacht hat, vorzudringen. (Brückenschlag, Versuch den Alpone zu durchfurten).

## Der 17. November.

In der Nacht des 16./17. lässt Bonaparte dort, wo der Übergang am 16. gescheitert war, eine Brücke über den Alpone schlagen; ferners entsendet er ein Detachement auf Legnago mit dem Befehl, sich mit der dortigen Garnison zu vereinigen und am 17. gegen Arcole am linken Ufer der Etsch und des Alpone vorzumarschieren.

Diese Maßnahmen bereiten folgende Anordnungen vor:

Massena lässt diesmal die Gegend gegen Belfiore di Porcile nur mit einer Halbbrigade beobachten, deckt die Brücke von Ronco und den Damm von Ponte Zerpa mit zwei Halbbrigaden gegen etwaige Unternehmungen der Österreicher von Bionde aus, und verwendet den Rest seiner Truppen gegen Arcole.

Augereau übersetzt mit seiner Division und der Cavalleriereserve den Alpone auf der in der Nacht vollendeten Brücke.

Alvintzy seinerseits scheint durch einen Spion *) benachrichtigt worden zu sein, Bonaparte habe alle seine Truppen hinter die Etsch zurückgenommen und beschließt, demselben nachzudringen; wie dies geschah, werden wir sogleich sehen.

*) *Mémorial de St.-Hélène.*

Schon während des Überganges der Franzosen bei Ronco versuchten österreichische Bataillone gegen die Brücke vorzudringen, wurden aber zurückgewiesen; es gingen nun

3 Halbbrigaden auf dem Damm nach Bionde zur Sicherung der französischen linken Flanke vor;

Augereau mit zwei Halbbrigaden und einem Theil der Cavallerie über Ponte Zerpa und die Bockbrücke ans linke Ufer des Alpone;

General Robert mit zwei Halbbrigaden auf dem Damm von Ponte Zerpa nach Arcole zum Angriffe auf letzteres.

Was von Truppen noch übrig blieb, es mögen etwa zwei Halbbrigaden mit 6 Bat. gewesen sein, blieb bei Zerpa, am Vereinigungspunkt beider Dämme stehen; hier hielt sich auch zunächst Bonaparte auf.

Das Detachement von Legnago war bereits während des Überganges Augereaus über den Alpone erschienen und es wurde daher Miloradowitsch von Mitrowsky auf 4 Bataillone verstärkt.

Die nun folgenden Ereignisse sind bis auf den heutigen Tag ziemlich verworren und ungeklärt geblieben.

Zunächst greift Robert Arcole an und wird zurückgewiesen; die Österreicher dringen ihm nach, seine Bataillone weichen über Ponte Zerpa gegen die Brücke von Ronco und dieser Anblick erregt ein bedenkliches Schwanken unter den Truppen Augereaus, die, wie wir wissen, bereits am linken Alpone-Ufer stehen; ja, einzelne Bataillone weichen wieder über die Brücke zurück. Nun stehen noch zwei Halbbrigaden bei Zerpa, beziehungsweise der Brücke von Ronco unter Bonapartes persönlichem Befehl. Er wirft rasch drei Bataillone in einen Hinterhalt — es scheint dies ein Weidengebüsch südlich des Dammes Ronco-Zerpa-Arcole gewesen zu sein; zugleich kommt Kilmaine von Verona mit zwei Bataillonen heran und wirft sich gleichfalls in die Gestrüppe. Massena sendet eine Halbbrigade am großen Damm von Volta-Vicentina gegen Ponte Zerpa und schneidet dergestalt der österreichischen Colonne den Rückzug ab. Augereau hat unterdessen seine Bataillone geordnet und wieder über den Alpone vorgeführt.

Nach diesen Vorbereitungen konnte die österreichische, von Arcole gegen die Brücke von Ronco vorgedrungene Colonne wohl empfangen werden; und in der That, von allen Seiten beschossen,

unfähig ihren Rückzug anzutreten, scheint diese tapfere Schaar — es waren etwa 3000 Croaten — im vollen Sinne des Wortes vernichtet worden zu sein.

Sogleich drangen die Franzosen erneuert auf Arcole vor, mussten aber wie so oft schon, an der Brücke halt machen.

Mittlerweile ist Augereau vereint mit dem Umgehungsdetachement von Legnago auf Miloradowitsch in dessen Stellung von Desmonta vorgegangen, gewinnt aber nur wenig Terrain.

Es war um die dritte Nachmittagsstunde, als Mitrowsky — von allen Seiten bedrängt — Alvintzy um eine Diversion auf Belfiore di Porcile bat; nun steht dort nur mehr eine Halbbrigade Massenas, da Bonaparte soeben

die übrigen Truppen Massenas auf dem uns bekannten Leidenswege Augereaus vom 15. und 16. gegen Arcole vorsendet;

dem Officier der Guiden Hercule befiehlt, mit einer kleinen Abtheilung auserlesener Reiter und Trompeter über Albaredo-Cucca in den Rücken Miloradowitsch' zu gehen und hier den größtmöglichsten Lärm zu machen.

Provera beginnt auf Alvintzys Befehl die von Mitrowsky erbetene Diversion; sie scheitert an dem tapfern Widerstand der 18. Halbbrigade, welche schließlich Belfiore di Porcile besetzt und hält.

Da — in diesem Augenblick — ertheilt Alvintzy an Provera und Hohenzollern den Befehl, den Rückzug auf San Bonifacio anzutreten.

Mitrowsky sieht sich nun der vereinigten Macht Bonapartes gegenüber. Alsbald erhebt sich zwischen Arcole und Desmonta das Trompetengeschmetter der Abtheilung Hercules. Miloradowitsch von vorn, in der Flanke gedrängt, und wie er jetzt glauben muss oder vielmehr darf, von Arcole abgeschnitten, zieht sich mit Verlust von einigen hundert Mann nach Osten zurück. Aber auch Mitrowsky räumt gleichfalls — circa 5 Uhr — Arcole und wendet sich gegen Norden; bei San Bonifacio trifft er endlich mit Alvintzys Hauptmacht zusammen.

Arcole wird sogleich von den Franzosen besetzt.

Die Schlacht war zu Ende; von einer nachdrücklichen Verfolgung erfahren wir nichts; die Verluste für alle drei Tage sind nach Rüstow:

Österreicher: 535 todt, 1535 verwundet, 4141 gefangen, 11 Kanonen, 10 Munitionswagen.

Franzosen: 1000 todt, 1300 verwundet, 1200 gefangen (approximativ).

Taktisches Résumé für den 17.: Die französische Armee hat des Gegners rechten Flügel hingehalten, sein Centrum angegriffen, dann gleichfalls hingehalten, seinen linken Flügel umfasst; durch den Theatercoup Hercules hat sie den äußersten linken Flügel von der Armee und der beabsichtigten Rückzugslinie abgedrängt. Sie ist in den Besitz von Arcole und des linken Alponeufers gekommen. Die österreichische Armee hat eine starke Reserve (Hohenzollern) während der Schlacht nicht verwendet; das Resultat ist Rückwärtsconcentrierung bei San Bonifacio-Villanova; ein Theil der Armee (Miloradowitsch) ist von derselben getrennt.

Es erübrigt noch, einiges über die Folgen der Schlacht, beziehungsweise die Ereignisse der nächsten Tage zu sagen.

Dawidowitsch schlug am 17., also während bei Arcole um die Entscheidung gekämpft wurde, den General Vaubois ziemlich gründlich bei Rivoli und drängte ihn nach Castelnuovo, von wo derselbe am 18. über den Mincio zurückging.

Alvintzy ging am 18., ohne besonders verfolgt zu werden, mit der Avantgarde bis Montebello, Miloradowitsch nach Lonigo.

Bonaparte stellte am 18. Massena mit seiner Division bei Caldiero und eine Halbbrigade nebst zwei Reiterregimentern bei Villanova zur Beobachtung Alvintzys auf; Augereau ward angewiesen, über San Martine auf Dolce und Peri in Dawidowitsch' linke Flanke zu marschieren.

Der Kriegsrath Alvintzys zu Olmo vom 19. Nov. entschied sich für neuerliches Vorrücken an der Etsch. Das Weitere, wie der glänzende Marsch Bonapartes nach Villafranca und von da nach Norden, den er durch den ersten Sieg von Rivoli krönt, gehört nicht mehr in den Rahmen unserer Darstellung.

* * *

Wir sind bei der Erwägung stehen geblieben, ob Bonaparte in der Nacht des 12./13. November bereits einen Entschluss gefasst hatte, und ob er diesen Entschluss mit der Schärfe geklärten Zweckbewusstseins durchzuführen sich anschickt.

Clausewitz tritt dafür mit dem ganzen Gewichte seiner Autorität ein; er sagt sogar, Bonaparte habe am 12. seine Truppen

nach Verona in der wohlerwogenen Absicht zurückgeführt, die Umgehung auf Arcole zu machen; er führt an, dass ein so rathloser Zustand, wie er sich in Bonapartes Brief vom 23. Brumaire (13. Nov.) ausspricht, mit der „Größe“ eines Feldherrn unverträglich sei, Was heißt nun „Größe“ eines Feldherrn? Was ist „Größe“ überhaupt? Es möchte vielleicht wohl anzunehmen sein, dass der Feldherr einer Entscheidung, die für seine Zukunft, für seinen Platz in der Geschichte von Wichtigkeit ist, so wie andere Individuen einer für sie wichtigen Entscheidung als Mensch gegenübersteht, als Mensch mit seinen Zweifeln, seinem Bangen und Zagen. Vorurtheilslose Überlegung zeigt, dass die „Größe“ eines Feldherrn zumeist ein Attribut ist, das sich eher auf die Ausdehnung der Mittel, mit welchen er rechnet, und die Größe seiner Ziele, als auf die Qualität seiner Seele anwenden lässt. Wer weiß nicht, dass großes Unglück einen großen Mann ebenso beugt, wie quantitativ geringeres Missgeschick das Durchschnittsindividuum? dass der Stoicismus, der allen Wechselfällen des Schicksals gleichmüthig trotzt und nahe an Indifferentismus streift, gerade bei Männern der That fast nie zu finden ist? dass ein Feldherr nicht darum Erfolge erringt, weil er sich mit dem Gedanken an die Niederlage vertraut macht und ihre Möglichkeit philosophisch kühl ins Auge fasst, sondern weil er die Mittel zum Erfolge erkennt und diesen mit aller Leidenschaft sucht?

Wir dürfen daher wohl glauben, und aufrichtige historische Gestalten vom Schlage Napoleons — um nur ein Beispiel zu nennen: Friedrich der Große*) — bestätigen uns in ihren Erinnerungen, dass ein Feldherr leichtlich in die Lage kommen kann, rathlos zu werden und durch einige Zeit rathlos zu sein.

Allein zu weit schon hat uns die seelische Erwägung abgezogen, man wird auch vielleicht sagen, dieselbe sei an einen Mann wie Bonaparte nicht anzuwenden, weil sein Charakter zu groß ist, um mit Alltagsmaßen gemessen zu werden.

Gut; aber eines möchte in die Wagschale zu werfen sein; ist der Mann psychologisch nicht zu beurtheilen, so kennen wir

---

*) *„Histoire de mon temps“* aus *„Oeuvres de Frédéric le Grand.“* Berlin 1846—1857.

seine Geschichte, und aus der ersehen wir zur Genüge, dass er zu wiederholten Malen vor überwältigenden Ereignissen gebangt und gezagt hat. Betrachten wir ihn, um nur ein paar Beispiele anzuführen, nach Leipzig! bei Hanau,*) wo er geradezu in Apathie verfällt; auf seiner Reise von Fontainebleau nach Elba, wo er vor den Verwünschungen des Pöbels zittert; endlich am Abend von Belle-Alliance, wo er selbst das verhängnisvolle „Alles ist verloren“ ruft.

Es ist daher mindestens nicht ohne Beispiel, dass ein großer Mann, sobald er von Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten bedroht oder getroffen wird, die im Verhältnis zu seiner Größe stehen, Mensch wird und der Gewalt der Eindrücke unterliegt. Vielleicht wird der Rationalismus kommender Jahrhunderte erkennen, dass der einfache Stoiker, der Mönch, der seine Gelübde überzeugungstreu hält, in der Beherrschung der eigenen Seele weit mehr leistet, als mancher der großen Heroen des Menschengeschlechtes; vielleicht kommt eine skeptische Zeit, die aus der blendenden Masse der Erfolge den wahren Antheil des Helden herauszufinden weiß und nicht in den ewigen Fehler verfällt, aus dem Platz, auf dem ein Mann steht, aus der Art, wie er ihn ausfüllt, unverständige Rückschlüsse auf seine Natur zu ziehen, Rückschlüsse, die ihm eine organisch höhere Seele geben, als dem Durchschnitt des Menschengeschlechtes. Die Erscheinung, dass der Feldherr mit größeren Massen in Zeit und Raum disponiert, als der Unterführer, dass er ein höheres Ziel erstrebt als jener, gestattet nicht, zu glauben, dass er specifisch anders denkt und fühlt; ja nicht einmal quantitativ ist stets ein großer Unterschied zu finden.

Wir wollten mit alledem nur zeigen, dass es recht wohl denkbar ist, Bonaparte sei in der Nacht des 13. November unentschlossen, ja gewissermaßen rathlos gewesen.

Aber er bestätigt uns dies selbst in überzeugender Weise: sein Brief ans Directorium gestattet tief und viel zu sehen: *Aujourd'hui repos aux troupes, demain, selon les mouvements de l'ennemi, nous agirons .... etc.* Er sagt hier also selbst, dass er je nach dem, was der Feind unternimmt, erst handeln werde; er ist also noch nicht entschlossen; wir glauben auch, dass, wenn

*) *Le maréchal Macdonald par Camille Rousset; Revue des deux mondes 1891.*

er es gewesen wäre, er seine Zeit sicher nicht mit dieser Epistel verschwendet hätte, und eben deswegen acceptieren wir sie im allgemeinen als bona fide concipiert. Nun weiter: er hoffe, wenn das Glück ihm lächle, Mantua zu erobern und damit Italien. Was hat er sich dabei gedacht? Was hat die Eroberung Mantuas mit seiner jetzigen Lage unmittelbar zu thun? Hier waltet ein Geheimnis, das seine Absicht, wenn er eine hatte, in einer ganz unerwarteten Richtung durchschimmern lässt.

Endlich warum wartet er, wenn Clausewitz mit seiner Vermuthung, er habe den fertigen Plan für Arcole schon von Caldiero zurückgebracht, recht hat, zwei Tage mit der Ausführung? Clausewitz, in seinem Eifer für die gute Sache, sucht nach Gründen, muss aber gestehen, keinen stichhältigen mit Sicherheit gefunden zu haben.

Aus alledem glauben wir den natürlichen Schluss ziehen zu können, dass Bonaparte zwei Tage oder deren mindestens anderthalb unentschlossen, rathlos gewesen ist, und dass er dem für alle Menschen geltenden Gesetz, dass zur Erwägung Zeit nothwendig ist, zu folgen genöthigt war. Wir werden in dieser Ansicht bestärkt durch den Schleier, den Bonaparte in seinen Memoiren auf den 13. und 14. November wirft, und durch den Mangel an Aufklärung und Rechtfertigung für eine Verzögerung von 48 Stunden.

Halten wir also fest: Bonaparte war nach Caldiero decontenanciert, wie früher schon zu Roverbella;*) und seine Entschlüsse geschehen unter dem Druck dieser Verstimmung.

Sehen wir nun zu, was Bonaparte beschließt, oder vielmehr, nicht was er beschließt, sondern was er thut.

Nach zweitägigem Stillstand in den Operationen leitet er mittelst eines raschen Nachtmarsches die einfache strategische Umgehung ein; dass er rechts der Etsch und eben auf die Gegend von Ronco-Albaredo marschirt, ist durch die localen Verhältnisse sowohl als durch die strategische Gesammtsituation erklärt. Wenn das Wesen der Kritik zur einen Hälfte in der Frage nach dem wie und warum der Begebenheiten, zur zweiten in dem Problem „hätte etwas besseres geschehen können?“ besteht,

---

*) *Comment s'est formé le génie militaire de Napoléon Ier? par le général Pierron; Paris 1889.*



so ist auf den vorliegenden Fall ihre Anwendung wohl deplaciert: wenn eine strategische Umgehung unter diesen Verhältnissen auf diesem Terrain geschah, so konnte sie wohl nicht anders durchgeführt werden.

Locale Richtung und militärische Tendenz des Zuges an die Etsch leuchten uns daher ein.

Als Richtungspunkt war durch den Brückenschlag Ronco designiert und wenn wir uns in die Lage Bonapartes am 14. abends denken, so begreifen wir vollkommen, dass er für den Übergang Ronco wählen muss, weil

der Gegner zwischen Etsch und Alpone steht, daher der Übergang bei Albaredo einen neuerlichen Übergang und zwar über den Alpone — um an den Gegner zu gelangen — voraussetzt:

bei einer strategischen Umgehung mit Übergang über einen Strom der nächste mögliche Übergang in Hinsicht auf den Wert der Zeit gewählt werden muss, und außerdem ein weites Ausholen bei Umgehungen gegen den natürlichen Instinkt des Feldherrn, der seinen Gegner sucht — sein muss;

die Sümpfe zwischen Etsch und Alpone die Wahrscheinlichkeit geringerer Bewachung durch den Gegner boten, mithin die Aussicht gewährten, man werde hier einen geringeren Widerstand seitens der Schutztruppen finden als anderswo und daher rascher und fließender vordringen als in offener Gegend; die Speculation auf sogenannte natürlich gesicherte Flanken und Anlehnungspunkte des Gegners ist, wie die Kriegsgeschichte zeigt, oft von Erfolg gekrönt gewesen;

endlich der thatsächliche Angriff zwischen Etsch und Alpone mehr Aussicht auf Erreichung des strategischen Zwecks zu bieten schien, als die bloße Bedrohung der Rückzugslinie Villanova-Vicenza, indem

im ersten Falle der Gegner überrascht werden konnte, im zweiten dagegen nicht;

derselbe wieder im ersten Falle seinen Rückzug über ein Brückendefilé (San Bonifacio-Villanova) antreten musste, welches von der eigenen Macht mindestens bedroht wurde;

endlich der Gegner, wenn er zum Schlagen wirklich Stand hielt, dies ohne gesicherte Rückzugslinie, mit des Gegners Brückenkopf Verona in der Flanke that, er jedoch, falls er über

Albaredo umgangen und von Villanova her angegriffen wurde, bei Caldiero oder am Alpone selbst gute Stellungen mit Annäherungshindernissen vor der Front behielt, und zum Überfluss Herr der Etsch blieb.

Die strategischen und taktischen Vor- und Nachtheile beider Eventualitäten sind zu evident, als dass wir sie noch weiter verfolgen sollten.

Wir verstehen daher Bonaparte bis nunzu vollkommen; wir finden seine Tendenz logisch und gut, die Anordnungen zum Marsch und Übergang von jenem Geist der Offensive und des Impromptus durchweht, den wir bis jetzt an ihm wahrgenommen haben; betrachten wir nun den taktischen Schlag, der das strategische Manöver krönen und wirksam machen wird.

Der Übergang von Ronco vollzieht sich, wie anzunehmen war, ohne Störung; ein starkes Corps — Augereau mit 4 Halbbrigaden — wird zunächst über Ponte Zerpa auf Arcole vorgesendet und legt durch seine stürmische Bravour den festen Willen an den Tag, sich Arcoles zu bemächtigen; der Führer exponiert sich persönlich, doch ohne Erfolg.

Massena, später übergegangen, wendet sich gegen Bionde di Porcile mit ebenfalls 4 Halbbrigaden und gelangt ungefähr um jene Zeit ins Feuer, um welche Augereau nothgedrungen eine Ruhepause macht.

Bonaparte selbst mit 2 Halbbrigaden hat die Rolle der Reserve übernommen.

Vor allem drängt sich uns nun die Wahrnehmung auf: Das zum Schlagen bestimmte Corps ist in zwei gleiche Theile und eine Reserve getheilt und operiert divergierend; wahrlich eine seltsame Erscheinung, die sich mit dem strategischen Calcul, den wir gemacht, und den Anordnungen des Oberfeldherrn in einen logischen Zusammenhang nicht bringen lässt. Denn will Bonaparte Alvintzy thatsächlich angreifen, so muss die Hauptmacht auf beide Porcile und nur eine secundäre Kraft auf Arcole zur Sicherung des dortigen Überganges, mithin der rechten Flanke gehen; und will er das nicht, sondern Alvintzy hinter dem Alpone umgehen, so muss die Hauptkraft auf Arcole und nur ein Nebendetachement auf Porcile zur Sicherung der linken Flanke

diesmal disponiert werden, ganz abgesehen davon, dass sich in diesem Falle die Erwägung nicht abweisen lässt, ob zwecks einer Umgehung die Maßnahmen: doppelter Übergang statt des einfachen; Inmarschsetzen von Colonnen auf beschränkten Communicationen; Debouchieren in einen Ort, der möglicherweise vom Gegner besetzt sein kann, wohl angebracht erscheinen.

Wir stehen hier vor einer Erscheinung so auffallender Art — Theilen der Kraft als Einleitung zum taktischen Schlag — und vor Dispositionen so seltsamer Natur — divergierendes Vorgehen — dass nur das sorgfältigste Zerfasern von Für und Wider zur Wahrscheinlichkeit, das ist Nähe der Wahrheit — führen kann.

Nun denn! warum die Theilung der Kraft, eine Anomalie fast ohne Beispiel in diesen Verhältnissen, zumal hier, wo kaum eine Möglichkeit der folgenden Vereinigung, kein Convergenzpunkt zu finden ist? Hier müssen wir uns in Bonapartes Lage versetzen und Kritik a priori treiben; und da springen uns vor allem die beschränkten und spärlichen Communicationen in die Augen. Offenbar sah Bonaparte, dass er auf einem Damm seine Gesammt- oder mindestens Hauptmacht nicht leicht werde bewegen können; kaum hat er die Etsch passiert, so wirken die Erscheinungen auf seinen Geist und als Reflexe bleiben die voraussichtlichen Frictionen des Marsches auf einer Straße, die Gefahren des Angriffs auf eine allzulange Colonne, endlich das Schreckgespenst des „sich in eine Sackgasse Verrennens“ in seiner Seele zurück; das Anschauen der widerwärtigen Wirklichkeit und die Ahnung möglichen Unheils treiben ihn hier zu halben Maßregeln; zumindest zu Maßregeln des Suchens und Tastens; er sendet seine Kräfte nach divergierenden Richtungen als Fühler aus, die er jedoch — verfolgt von der Erinnerung an seinen vorgesetzten Zweck — möglichst stark macht. Psychologisch von höchster Bedeutung ist sein eigener Standpunkt: Zerpa an der Convergenz beider Dämme; das ist geometrisch skizziert die Unentschlossenheit, das heißt die Unentschlossenheit für diesen Augenblick.

Das scheint nach Studium der Berichte und Abwägen der Kritiken gegeneinander das Resultat zu sein; strategisch — der erklärten bisherigen Tendenz — entspricht das Vorgehen des 15.

November nicht; taktisch ist es ein Verstoß gegen alle Regeln und lässt sich nur mit viel gutem Willen für Bonapartes Sache durch die Beschaffenheit des Terrains nothdürftig — zum Theile — erklären. Aber dann geräth der Feldherr in Widerspruch mit sich selbst, denn der abschließende taktische Schlag verlangt vor allem entsprechende Wahl des Terrains. In ein System lassen sich die besprochenen Erscheinungen nicht bringen.

Noch mehr! Bonaparte hatte vor dem Übergang ganz sicher eine bestimmte Absicht: entweder Arcole oder Porcile. Nach dem Übergang trübt sich durch den Einfluss der Anschauung sein Plan; die Conturen desselben verschwimmen; durch die Schwierigkeiten wird die Energie der Absicht gelähmt; die Tendenz verblasst. Und diese Seelenstimmung zeigt sich in den Dispositionen, die mit halben Mitteln auf halbe Ziele gerichtet sind.

Warum weiters sendet Bonaparte zuerst Truppen auf Arcole und in dieser Stärke? und nicht auf Porcile, wie erwartet werden muss? Ist seine Hauptabsicht auf Arcole gerichtet, warum dann der Übergang bei Ronco und er selbst nicht dort, wo die Entscheidung fallen wird? Dafür ist die Erklärung übrigens bald gefunden: vor allem will er seine rechte Flanke sichern, will den Weg Ponte Zerpa-Volta-Vicentina, die einzige Communication seiner getrennten Flügel, decken, um dann beruhigt nach Norden vorgehen zu können. Gerade die Kraftentwicklung auf Arcole scheint hier abermals auf die Haupttendenz Porcile zu deuten.

Unter Bonapartes eigenen Augen ist nach und nach die Division Massena übergegangen und gegen Bionde di Procile abmarschiert; sie hat während dieser Zeit in ihrer Flanke den Lärm des Gefechtes von Arcole gehört, und dieser ist jetzt, da Massena selbst in Action tritt, verstummt.

Da erhält der Obergeneral den Bericht von Augeraus Misserfolg bei Arcole; es handelt sich jetzt darum, den Mann zu studieren, zu betrachten, was er angesichts der Krise beginnt.

Zunächst wird die Vorstellung: „Frontangriff abgeschlagen, daher Umgehung und Flankenangriff,“ eine Form, die er in der Kriegsgeschichte des öftern gefunden, in seiner Seele lebendig und von diesem Augenblick bis zum Beginn der Ausführung sind es nur Minuten; Guyeux marschiert mit den 2 Halbbrigaden der Reserve nach Albaredo ab. Diese Gedankenreihe gehört zur Tech-

nik des Krieges, ist concret. Ebenso gehört es zur Technik des Krieges, den wir eben betrachten, dass der Obergeneral sich an jenen Punkt begibt, oder mindestens demselben sich nähert, wo seine Gegenwart militärisch oder moralisch nothwendig erscheint. Bonaparte begibt sich daher zu Augereau, um sich von der Lage zu unterrichten und die Truppen durch seine Gegenwart zu animieren; all dies ist nichts als natürlich.

Aber was soll der Beobachter zu der Theaterscene sagen, zu der Bonaparte plötzlich den Vorhang lüftet? Der Obergeneral muss, bei Arcole angekommen, den Eindruck eigener Stärke und gegnerischer relativer Schwäche in taktischer und moralischer Beziehung empfangen haben, und es tritt an ihn, den Großmeister kriegerischen Enthusiasmus, die Versuchung heran, denselben wieder einmal zu erproben. Die Vorstellung „Lodi“ wird in seiner Seele lebendig, sie füllt dieselbe ganz aus, die befohlene Cooperation ist vergessen, der berühmte Name fällt von seinen Lippen und die Grenadiere gehen neuerdings vor.

Der Misserfolg ist bekannt.

Es liegt hier ein Beispiel vor, das erwiesenermaßen mit den Lehren der Kriegswissenschaft, sowie den goldenen Regeln der kriegerischen Erfahrung im Widerspruche steht: eine Diversion ist befohlen und bevor dieselbe wirksam werden kann, packt der Feldherr den Stier bei den Hörnern. Entweder also ist die Diversion zwecklos gewesen, oder der Angriff ein unnützes Blutvergießen; denn die Situation hat sich nicht verändert. Die Legende und der bewegliche Sinn der Franzosen hat Bonapartes Vorgehen auf die Brücke gutgeheißen und insbesondere seine persönliche Bravour ihm hoch angerechnet, trotz des Dementis, das dieselbe durch mehrere Augenzeugen, vor allem den spätern Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, in seinen Denkwürdigkeiten unerbittlich und satirisch erfährt; Bonaparte hat hier trotz allem zweifelsohne Bravour markirt, vielleicht sogar in einem für den Obercommandanten ganz unnothwendigen Ausmaß; mag ihm dies immerhin als Verdienst angerechnet werden. Aber nach dem, was Rüstow die unveränderlichen Grundgesetze der Feldherrnkunst nennt, also nach der aus der Praxis abgeleiteten Theorie des Krieges, ist Bonapartes Vorgehen hier in mehrfacher Richtung zweifellos fehlerhaft gewesen.

Wenn man jedoch in der Seele eines Feldherrn, vom Schlage Napoleons, zu lesen sucht, so findet man seinen Monolog: Es gibt Situationen, in denen der Feldherr das falsche Ansetzen des Widders am besten dadurch corrigiert, dass er ihn in der einmal angenommenen Richtung rücksichtslos anrennt; es gibt Lagen, in denen der Feldherr höherer Ordnung — sich über die Regel erhebend — dann, wenn die Moral seiner Truppen vollwichtig ist, durch Originalität des Entschlusses und Vehemenz des Anpralls den verfahrenen Karren rascher, intensiver, entscheidender, und, was die Hauptsache ist, „eclatanter" freizumachen vermag, als durch Anwendung der überlieferten Mittel der Kunst; die Originalität überrascht den Gegner; die Beharrlichkeit wird seine Moral zerstören; ein Feldherr kann in Fällen, wie der vorliegende, sich mit guten Gründen exponieren; denn ein großes Beispiel thut noth.

Aus dem Gebäude der Theorie auf die Höhe des sogenannten „genialen" Entschlusses gelangt, verstehen wir nunmehr Bonaparte vollkommen; er ist inconsequent gewesen und wird jetzt dafür tollkühn.

Aber der tollkühne Vorstoß scheitert, wie so oft schon, an der Schwierigkeit der Örtlichkeit und dem tapfern Widerstande des Vertheidigers; es steht also die Theorie mit ihren ewigen Gesetzen doch über allem Enthusiasmus und jedem Elan.

Nun gibt es Unternehmungen, deren Rechtfertigung im erzielten Erfolg, und deren Verurtheilung im Misslingen liegt; die menschliche Natur ist geneigt nach dem Erfolge zu urtheilen und hat dabei das dunkle Gefühl, der Erfolg müsse — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — auf Rechnung desjenigen gesetzt werden, dem er zufällt, sowie sie beim Misslingen eines Planes die Gründe des Misslingens in erster Linie in der handelnden Person sucht. Und wahrlich, wenn man erwägt, dass die Ursachen des Gelingens oder Scheiterns einer Unternehmung **wie diese** so außerordentlich filigraner Natur sind, dass der in der Handlung stehende Mithandelnde selbst sich in so grober Weise über Erfolg und Aussichtslosigkeit täuschen kann, so bleibt der richtenden Nachwelt nichts anderes zu sagen als: Ein va banque-Spiel wie dieses steht außer der Kritik; es kann der Erfolg kein Material zur Theorie pro und das Misslingen keinen Beweis für die Doctrin contra geben.

Genug nun von dem Sturm auf die Brücke von Arcole.

Wir wissen, dass dies das letzte eigentliche Gefecht an diesem Tage war; sehr bald nach dem letzten Misserfolg bei Arcole nahm, wie bekannt, Bonaparte fast alle seine Truppen an das rechte Ufer der Etsch zurück, um sie bivouakieren zu lassen. Im Dunkel des Abends eroberte Guyeux endlich Arcole, räumte es aber sogleich wieder und ging über Albaredo zurück.

Dass Bonaparte seine Truppen hinter die Etsch zurücknahm, ohne Arcole und Bionde zu besetzen, nennt Clausewitz unverzeilich — falls er die Absicht hatte, am nächsten Morgen neuerdings anzugreifen; und fürwahr, die schematische Kritik wird vergebens nach den Gründen suchen.

Und doch hat Bonaparte seine Gründe gehabt und zwar gute Gründe; freilich nicht die, welche wir in seinen Memoiren finden, haben ihn am 15. November bestimmt; andere, zwingendere, weniger gut darzustellende, weil nüchterne Gründe der bittern Nothwendigkeit. Erstens konnte er Arcole nicht besetzen, weil ihm dessen Eroberung zu jener Zeit, als er den Rückzug antrat, noch nicht gelungen war; dass und wann Guyeux Arcole erobert, erfährt Bonaparte ja erst im Bivouak jenseits der Etsch. Bionde allerdings war von Massena besetzt und auf den ersten Blick würde es also als wohl angebracht erscheinen, wenn der Ort über Nacht besetzt geblieben wäre.

Aber die Betrachtung des Terrains zeigt uns sogleich den zweiten Grund: Zweifellos ist, dass der Raum, auf welchem die Franzosen gekämpft hatten, sich zum Lagern ganz und gar nicht eignete; zwei schmale Dämme zwischen ungesunden Sümpfen, mit der ganzen Schwierigkeit der Communication und der Transporte erklären hinlänglich den Entschluss, die Truppen zurückzunehmen. Ja noch mehr: es wäre denkbar gewesen, die Truppen auf den Dämmen lagern zu lassen; aber dann mussten sie Stützpunkte und Anlehnung finden. Fanden sie aber diese Postulate in den Kanonen von Arcole oder in dem Stück des Dammes Ponte Zerpa-Arcole, welches den ganzen Tag von österreichischen Kugeln durchfegt worden war?

Nochmals: die schließliche Eroberung Arcoles durch Guyeux war ja Bonaparte unbekannt geblieben.

So erklärt es sich auch, dass Bionde geräumt wurde; ein kleines Detachement, ohne die Möglichkeit wirksam unterstützt zu werden, hätte eine willkommene Beute für den Gegner und ein Moment nächtlicher Beunruhigung gegeben.

Aber gewichtiger als alle bisherigen Gründe ist der: Die Truppen hatten einen Nachtmarsch und einen heißen Tag hinter sich; sie brauchten Ruhe, Bequemlichkeit, relative Sicherheit durch einige Stunden. Gerade wenn und weil Bonaparte am nächsten Tage anzugreifen willens war, musste er seine Truppen zur Erholung hinter die Etsch führen. Der berühmte Schöpfer des Begriffes Friction hat bei dieser seiner Kritik auf dieselbe vergessen.

Die Kritik im Nachhinein, welche mit Kenntnis der Thatsachen und Erfolge über die im vorhinein gefassten Entschlüsse des Feldherrn richtet, findet also an Bonapartes Benehmen am 15. Nov. wahrhaftig genug zu tadeln. Allein die Kritik muss, wenn sie belehren soll — a priori arbeiten; sie muss in der Seele des Feldherrn lesen, seine Entschlüsse chronologisch in der Ordnung betrachten, wie sie entstanden sind und dabei das ihr bekannte Resultat vergessen oder mindestens außer dem Bereiche der Reflexion lassen. Nur diese Kritik ist wahrhaft objectiv; ihr Amt ist nicht das Verurtheilen auf Grund der Resultate, sondern das Erklärlichmachen der Motive.

Nun zu den Resultaten des Tages:

Vor allem ist zu sagen, dass Alvintzy, sobald er erkannte, es sei den Franzosen mit ihrem Vorgehen zwischen Etsch und Alpone Ernst, die in der Erzählung der Schlacht skizzierte Verschiebung der Kräfte vornahm. Beträchtliche Kräfte stehen nunmehr ostwärts des Alpone, seine Trains sind auf die Straße von Vicenza zurückgegangen. Eine merkliche Verschiebung der strategischen Lage, wie wir sehen, und ein glänzendes Dementi des Satzes, dass die strategische Combination ohne den abschließenden taktischen Schlag wirkungslos ist; denn an einen Etschübergang vermag Alvintzy am Abend des 15. thatsächlich nicht mehr zu denken; und er hatte ihn doch, wie uns bekannt ist, geplant; ohne einen Zoll Terrain erobert zu haben, hat Bonaparte es erreicht, Alvintzy von Verona zu entfernen. Die Erfahrung straft hier alle Theorien Lügen. Gerade bei Operationen in dem Rücken des

Gegners, auf seine Rückzugs- und Etapenlinien genügt manchmal das bloße Drohen mit dem taktischen Schlag, um den strategischen Zweck zu erreichen; das strategische Manöver wird, mit Maß und Ziel gebraucht, trotz allem auch in Zukunft noch seine Schuldigkeit thun.

Aber Alvintzy ist nur halb von Verona entfernt worden; Hohenzollern musste vor der Festung stehen bleiben. Wir haben hier das Beispiel einer jenen Anordnungen „für alle Fälle“, wie sie so häufig gebraucht werden, weil sie so bequem sind; denn das Disponieren „für alle Fälle“ engagiert zu nichts und erzeugt in der Seele das beruhigende Gefühl, seine Kraft nicht auf eine Karte gesetzt zu haben. Im vorliegenden Falle ist nun freilich die Theilung der Kraft eine Consequenz davon gewesen; allein es begreift sich vollkommen, dass Alvintzy mit Misstrauen auf die Mauern von Verona blicken musste.

Im Ganzen betrachtet hat also Bonaparte am Abend des 15. November von der strategischen Umgehung immerhin einen wahrnehmbaren Erfolg gehabt. Dieser Erfolg ist bisher zwar wohl nur ein Embryo; er zeigt sich im Schwanken des Gegners und wächst im Laufe des Tages zur bekannten Verschiebung der Kraft.

Wenn Napoleon in seinen Memoiren sagt, es sei ihm schmerzlich gewesen, vom Kirchthurm von Ronco aus die Österreicher über den Alpone zurückgehen zu sehen, so muss man sich billig fragen, was er denn eigentlich wollte; wir kommen hier nun immer und immer wieder auf das strategische Verhältnis zurück, wie denn überhaupt in dieser Schlacht besonders deutlich strategische Absicht und taktischer Effect beständig ineinanderfließen. Was wollte er? Wenn er Alvintzy angreifen wollte, so musste der Schwerpunkt der Unternehmungen nach den beiden Porcile verlegt werden, das Anstürmen auf Arcole ist dann unverständlich. Und doch — Bonaparte konnte am Abend des 15. wahrlich zufrieden sein, Alvintzy wenigstens zum halb unwillkürlichen Zurückzucken gebracht zu haben; er durfte darin ein günstiges Omen auch in taktischer Beziehung für die Fortsetzung des Kampfes sehen. Warum also das Bedauern?

Aber man weiß, dass die von Napoleon gelieferten historischen Materialien nahezu wertlos sind; die Person des Verfassers guckt überall zu stark hervor; und wir begreifen die erwähnte

Stelle seiner Memoiren ganz gut, wenn wir weiterhin lesen: Die feindliche Armee konnte kaum noch ihrem Untergang entgehen; das vom Abend des 15. November zu sagen! Es passt allerdings zu diesem Schluss die citierte Prämisse ganz; aber eben deswegen ist sie nicht ernst zu nehmen.

Wir wollen nun sehen, wie Bonaparte die Erfahrungen des 15. November am nächsten Tage verwertet, inwieweit er seine Entschlüsse ändert oder beibehält.

Es disponiert Bonaparte am 16. genau so wie Tags vorher: er sendet seine Divisionen in der gleichen Ordnung und Stärke wie am Vortage auf die bekannten Punkte Bionde und Arcole vor.

Dies führt nothwendig zu folgenden Schlüssen:

Der Obergeneral findet das getheilte Vorgehen auf divergierenden Linien auf diesem Terrain und zu dieser Zeit für gut.

Er strebt daher ein überlegenes Auftreten, mit concentrierter Kraft — mit einem Worte — die Entscheidung für jetzt auf keinem Punkte an.

Es hat also Bonaparte offenbar seine ursprünglichen Dispositionen für zweckentsprechend gefunden, nachdem er sie wiederholt; nun können halbe Maßregeln nur halben Zwecken entsprechen; sie können nur auf halbe Zwecke zielen, sobald sie, wie hier, beharrlich und mit Bewusstsein festgehalten werden.

Bonaparte sucht also am 16. keine Entscheidung im großen Styl; die wäre offenbar nur — von seinem Standpunkte aus — zwischen Etsch und Alpone zu geben gewesen, denn er wusste

überlegene österreichische Kräfte noch immer in der Gegend von Caldiero;

durfte aber dieselben, da ihm Caldiero noch in den Gliedern lag, nicht angreifen;

durfte weiters eine Umgehung mit seiner ganzen Kraft über Albaredo-Arcole auf die Straße von Vicenza nicht wagen, weil er hiedurch thatsächlich die Etsch aufgegeben hätte;

hatte wahrgenommen, dass der Kampf vom 15. schon eine Rückwärtsbewegung Alvintzys bewirkt hatte;

und beschließt „für alle Fälle“ das Vorgehen des vorigen Tages, wobei nichts zu verderben ist, zu wiederholen.

Und in der That, es scheint so zu sein; immer die strategische Absicht als leitendes Licht weist ihm hier mit seltener Klarheit die richtige taktische Form. Er wählt die dilatorische Methode, weil er weiß, dass seine Truppen dieselbe voraussichtlich länger ertragen werden, als jene des Gegners, und eine sofortige Entscheidung zu suchen ihm für den Augenblick taktisch inopportun erscheint, wenn sie ihm auch strategisch mehr als genehm wäre; er engagiert sich in kein entscheidendes Gefecht, weil ihm der höhere strategische Zweck für jetzt Sparen mit der Kraft zur Nothwendigkeit macht. Er ist — wir bemerken dies sogleich — hier nicht mit vollem Bewusstsein vor Anfang an vorgegangen; das Meisterstück, wie es hier skizziert wird, hat er im vorhinein nicht ausgedacht; wäre dem so, so hätte er es gewiss in seinen Memoiren dargelegt und aufgebauscht. Er hat, das ist gewiss, am Morgen des 16. „eben für alle Fälle" disponiert, und dass hier und jetzt gerade die Halbheit das Richtige war, ist ihm selbst erst im Laufe der Begebenheiten klar geworden. Wir sehen hier ein Beispiel, wie der Feldherr durch die Verhältnisse, die ihn umgeben, und die Ereignisse, die er erlebt, erst zu den Maßregeln geführt wird, die dem Zwecke entsprechen. Hier verliert der berühmte Satz „man gebe dem Gegner das Gesetz" viel von seiner überkommenen Autorität.

Nun zu den taktischen Einzelheiten und Besonderheiten des Tages:

Massenas Gefecht gegen Provera ist eine vergrößerte Copie des Vortages und seine Trophäen sind ziemlich ansehnlich; die österreichischen Truppen gingen, wie wir wissen, bis gegen Caldiero zurück, ohne jedoch von Massena nachdrücklich, das heißt über Belfiore hinaus, verfolgt zu werden. Es hat also hier, auf dem Punkte, wo die Franzosen zum zweiten Male siegreich waren, an der Energie der Verfolgung gefehlt, welche den errungenen Vortheil in dieser Richtung vergrößert und vervollkommnet hätte. Ist diese Unterlassungssünde wohl auf Rechnung des tapfern Massena zu setzen, oder aber hat er nicht Weisungen gehabt, welche das Nachdrängen seiner Truppen und seine eigene Thatkraft scharf im Zügel hielten?

Mitrowskys, auf die Nachricht von Massenas Erfolg gefasster Entschluss, von Ponte Zerpa auf Arcole zurückzugehen,

ist auf die Regel basiert, sich nicht zu exponieren und wird erklärt durch die goldene Doctrin, dass Vorsicht die Mutter der Weisheit sei. Die schematische Kritik könnte von ihm verlangen, er hätte gerade wegen Proveras Niederlage energisch vorgehen und damit wo möglich das Gefecht herstellen sollen; jedoch mussten die Vorstellungen „Cooperation mit Provera aussichtslos, Bedrohung meiner rechten Flanke möglich, bin allein nicht imstande durchzudringen, endlich der sattsam bekannte Vortheil des Vertheidigers auf Dämmen“ ihn in die Defensive drängen.

Hier ist der Ort, einiges über die so hoch gerühmten Vortheile des Vertheidigers auf Dämmen, welche in der dreitägigen Schlacht am Alpone eine so große Rolle gespielt haben, zu sagen. Vorerst ist zu erkennen, dass auf dem beschränkten Raum des Dammes der Vertheidiger allerdings den Vortheil über den Angreifer insofern besitzt,

als dieser naturgemäß in seinen Bewegungen gehemmt und behindert ist; doch ist dieser Vortheil des Vertheidigers nur ein reciprokes Product vom Nachtheil des Angreifers, mithin negativer Natur;

und der Vertheidiger selbst nicht umfasst oder umgangen, und nicht in die Flanke genommen werden kann.

Dem ist nun zu entgegnen, dass die Beschränktheit des Raumes auch für den Vertheidiger nicht günstig ist; denn in passivem Abwarten des Anpralls besteht die Vertheidigung bekanntlich nicht; das ganze System der Aufnahmsstellungen und taktischen Reserven kommt auf beschränktem Raum in Frage; dass, wenn der Vertheidiger nicht umgangen werden kann, er selbst den Angreifer nicht mit Feuer zu flankieren, ihm überhaupt nicht jene Fülle des Feuers entgegenzusetzen vermag, die das Element der Vertheidigung bildet; dass die active Defensive, die ihr überraschendes Spiel blitzschnell gegen die Flanken des Angreifers richten soll, hier zur Unmöglichkeit wird; dass endlich die moralischen Kräfte des Vertheidigers auf beschränktem Raum weit mehr in Anspruch genommen werden, als in normalem Terrain. Denn die defensiv fechtende Truppe verlangt logischerweise Raum hinter sich zum allenfallsigen Weichen, sowie der vertheidigende Führer Raum vor sich zum Gegenstoß verlangt. Man unterschätze nicht den Instinkt der vertheidigenden Truppe, welche

das Bewusstsein eines Rückhaltes im Terrain, eines Abschnittes, einer gesicherten Rückzugslinie braucht; das Verbrennen der Schiffe hinter seinem Rücken ist ein gefährliches Experiment.

Wenn der Angreifer jedoch die aus dem Terrain entspringenden und seine Taktik beengenden Nachtheile auch mit dem Vertheidiger theilt, so empfindet er im Vorgehen, in der Bewegung des Angriffs das moralische Missbehagen jenes, dem die relative Ruhe Zeit zum Schauen und Nachdenken gibt, weniger; und das ist nicht zu unterschätzen.

Die Vortheile der Vertheidigung auf Dämmen scheinen daher wohl nur an jenen Punkten zu liegen, wo der Damm ins Terrain übergeht, oder sich mit einem zweiten Damme kreuzt, weil der Vertheidiger hier sein Element, das überlegene Feuer, anzubringen vermag; Arcole ist ein schlagender Beweis hiefür.

Arcole wird — es ist dies schon fast eine Tradition — auch heute wieder mehrmals angegriffen. Die misslungenen Versuche Bonapartes, Truppen ans linke Ufer des Torrent zu werfen, zeigen überzeugend die sattsam bekannte Schwierigkeit von Flussübergängen angesichts des Gegners. Recapitulieren wir nunmehr die Wahrnehmungen des zweiten Schlachttages.

Bonapartes leitende Idee ist die: Ohne mich ganz engagiert zu haben, ist Alvintzy am 15. zum Theile schon zurückgegangen; bleibe ich nur dort, wo ich stehe, stehen, und beschäftige ich den Gegner, zumal an mehreren Punkten, so darf ich — sowie ich ihn kenne — erwarten, dass er heute wieder ein Stück zurückgehen wird; wenn es gelingt, Arcole wegzunehmen, so kann dies auf die Rückwärtsbewegung des Gegners nur beschleunigend wirken; also will ich's wenigstens versuchen.

So scheint und so muss Bonapartes Calcul gewesen sein; wenn auch Clausewitz sagt, der Angriff am 16. bleibe uns ganz unerklärt, da Bonaparte auf den Rückzug der Österreicher nicht gerechnet haben könne, indem in keinem Bericht davon etwas angedeutet sei, so übersieht er gerade hier, dass die Motive in den Berichten, wie er selbst an anderer Stelle erwähnt, fast durchwegs fehlen; und die Dictate des Gefangenen von St. Helena sind wohl so romanhafter Natur, dass man in ihnen Aufklärung und Wahrheit nicht suchen, noch erwarten darf.

Nun erinnern wir uns aus der Darstellung der Schlacht, dass am Morgen des 16. keineswegs ein Zurückgehen der Österreicher, sondern das Gegentheil eintrat, indem Alvintzy den Angriff und das concentrische Vorgehen auf die Brücke von Ronco befahl; der österreichische Feldherr zeigt also hier die Tendenz, den Gegner über die Etsch zurückzuwerfen und dieses offenbare Missbehagen über Bonapartes Anwesenheit zwischen Etsch und Alpone musste daher für diesen ein gewichtiger Grund sein, das erwähnte Terrain mindestens nicht zu verlassen.

Und dieses bloße Behaupten des Errungenen ohne Offensive über die Punkte Bionde und Arcole hinaus hat seine Früchte getragen; denn wir sehen im Laufe des Tages Hohenzollern von Verona zurückmarschieren; ein Erfolg, der ganz in der strategischen Intention Bonapartes lag und welchen er für heute mit halben Maßregeln erreicht hat. Der Sieg Massenas über Provera ist trotz seiner Trophäen wegen der Mattigkeit der Verfolgung gewiss keine ganze Maßregel zu nennen.

Dieser zweite Tag zeigt uns also Bonaparte auf seinen Dispositionen vom 15. in Form und Inhalt beharren; wir sehen hier den Feldherrn auf strategischen Maßnahmen und taktischen Anordnungen bestehen, die mit dem Zwecke, „um jeden Preis an den Feind kommen, um ihn zu schlagen," im Widerspruche stehen, und dies, nachdem er sich Tags vorher über Zeiten, Räume, und die Gesammtheit der Gegenkräfte orientiert haben kann. Ja, wir sehen den Feldherrn seine Truppen sowie Tags vorher, hinter die Etsch zurücknehmen, allerdings, nachdem diesmal die wichtigsten Punkte des Vorterrains besetzt worden sind; die Gründe hiefür werden zum Theil jene des 15. sein. Aber auch die Betrachtung, wie die am 16. morgens offensiv vorgehenden Österreicher erst mit Tagesanbruch sich in das Labyrinth der Dämme wagen, mag Bonaparte bestimmt haben, zu glauben, die Nacht an sich werde den Gegner von den Dämmen entfernt halten. Die von Bonaparte in seinen Memoiren gemachte Begründung, er sei des Nachts über die Etsch zurückgegangen, um einem möglichen Übergangsversuch Alvintzys bei Zevio begegnen zu können, ist im Widerspruch mit der Wahrscheinlichkeit.

Die Angriffe auf Arcole tragen an diesem Tage nicht mehr den Charakter verzweifelten Hinüberwollens, wie 24 Stunden vorher; aber die Anstrengungen sind heute planvoller und fortgesetzter. Es muss also Arcole im Auge des Obergenerals immerhin eine ziemliche Wichtigkeit haben; jedesfalls liegt der Schwerpunkt des Kampfes in dem berühmten Dorf und nicht im leicht zu nehmenden Bionde di Porcile; man könnte annehmen, dass es so ist, weil jetzt eine ansehnliche Macht um Arcole versammelt ist, die zu schlagen sich jedesfalls verlohnt.

Bonaparte hat also im großen Ganzen das Verfahren des Vortages für gut befunden und dasselbe fortgesetzt; man sollte daher zugleich erwarten, dass er am 17. consequent bleibt.

Allein wir finden das gerade Gegentheil. In der Nacht trifft Bonaparte Anordnungen und lässt dieselben ausführen, die auf veränderte Dispositionen weisen, und mit dem Morgen des 17. November bricht er mit allen bisherigen Maßnahmen, um die uns bekannten Anordnungen zu treffen.

Wir müssen uns zunächst über die Ursachen dieser Wandlung klar werden.

War in der allgemeinen Lage etwas verschoben worden? Gewiss! Hohenzollern ist, wie wir wissen, am Vortage nach Caldiero zurückgerufen worden und steht nun als starke Reserve hinter Provera, also im Centrum des Gegners, den er um seine zwölf Bataillone verstärkt; es hat also die von Bonaparte richtig vorausgesehene Rückwärtsbewegung und Entfernung des Gegners von Verona eine wesentliche Verstärkung seiner Hauptmacht zur Folge gehabt. Aus dieser Thatsache allein erklärt sich Bonapartes Benehmen, der entschiedene Angriff allerdings noch nicht.

Aber ein zweiter Grund zum endlichen Handeln war da und zwar einer von schwerstem Gewicht: Vaubois konnte sich kaum mehr halten und seine Cassandrarufe mussten Bonaparte zu der Überzeugung bringen, dass mit der taktischen Führung der zwei Vortage und ihren mäßigen Erfolgen das Auslangen nicht mehr zu finden war; wenn so weitergethan wurde, wie bisher, so mochte Alvintzy wohl am Vorgehen, am Etschübergang, an der Deblokierung Mantuas gehindert, ja vielleicht sogar

gezwungen werden, sich noch eine halbe Meile weiter zurückzuziehen und noch energischer zu concentrieren, aber dann brachte auch der unbedeutendste Sieg Dawidowitsch' auf den Höhen von Rivoli, welcher ja am 17. wirklich erfolgte, Bonapartes Wagschale entscheidend zum Sinken, während er sich bei Arcole bemüht, dieselbe im Equiliber zu erhalten. Die Natur der Dinge dictierte nunmehr Bonaparte das verhängnisvolle „Bis hieher und nicht weiter"; auch die Rolle eines Cunctator muss ihr Ende haben.

Den Moment, über den hinaus die Entscheidung nicht hinausgeschoben werden durfte, hat Bonaparte hier in meisterhafter Weise erkannt.

Soviel über das strategische Motiv für das Provocieren der Entscheidung; es liegt klar zu Tage.

Aber begegnen wir nicht auch Motiven rein taktischer Natur? Es scheint, sie drängen sich fast auf. Alvintzy hat, seit zwei Tagen von Bonaparte gereizt und unaufhörlich beschäftigt, seine Streitkräfte allmählich um die Gegend von Arcole concentriert, oder vielmehr, die Punkte, welche Bonaparte angegriffen hat, mit Truppen immer stärker garniert; er ist dem natürlichen Impuls gefolgt, um den Entscheidungspunkt seine Bataillone zu massieren; es vollzog sich auf österreichischer Seite der allmähliche Process des localen Häufens der Kräfte, der zur bekannten Clausewitzschen Spannung führt. Während Bonaparte keine nennenswerten Reserven an sich gezogen hat, ist nunmehr die ganze österreichische Armee ihm gegenüber angekommen; sie hat durch die Kämpfe zweier Tage die Localität kennen gelernt und sich im Terrain orientiert. Der Angriff Alvintzys vom 16. morgens lässt Bonaparte mit Recht einem zweiten baldigst entgegensehen und — die Qualität seiner Truppen noch so hoch taxiert — so muss er sich doch gestehen, dass bei einem Misserfolg in der Defensive für ihn kaum ein Rückzug übrig bleibt (Brückendefilé von Ronco).

Also auch taktisch zeigt sich das Bedürfnis nach der Entscheidung, das heißt Herausgelangen aus der bisherigen Situation. Es ist klar, dass den taktischen Erfolg hier und jetzt nur mehr die Initiative geben konnte, sowie nur sie allein imstande war, das

haarscharf ausbalancierte strategische Verhältnis zum Einspielen im Sinne Bonapartes zu bringen.

Und nun zu dieser Initiative.

Endlich wird auf einem Flügel nur beobachtet und sich defensiv verhalten, während auf dem anderen alles, was Bonaparte zusammenbringen kann — selbst Kilmaine als letzte Reserve, der nunmehr in Verona entbehrlich ist, wird herangerufen — verwendet wird.

Endlich geschieht eine Umgehung gegen Arcole, die im Gegensatz zu ihren Vorläuferinnen nicht, wie diese, vom Anfang an den Keim des Misslingens in sich trägt.

Endlich tritt eine einzige, bestimmte Tendenz, die Eroberung Arcoles mit aller Schärfe und größtem Nachdruck hervor.

Die uns bekannte Gruppierung der Kräfte auf österreichischer Seite erklärt es vollkommen, dass Bonaparte seinen Angriff gegen den fast in der Luft stehenden äußersten linken Flügel des Gegners richtet. Wohl springt der Umstand in die Augen, dass Arcole eigentlich kein Flügel der österreichischen Gesammtfront ist, weil dieser Ort, räumlich vom Centrum getrennt, taktisch dasselbe auch nicht tangiert; dass eine unmittelbare Reaction des geschlagenen linken Flügels auf das Centrum — der Typ „aufrollen" — nicht zu erwarten steht; denn eine Action bei Arcole und eine bei Porcile-Caldiero sind nicht Glieder einer Kette, sondern locale Extreme, die nur in dem verallgemeinernden Blick des Feldherrn lose verbunden erscheinen.

Geht Bonaparte daher auf Arcole allein vor, so bezweckt er offenbar nicht das Schlagen der österreichischen Armee; denn die weiß er ja noch immer zwischen Etsch und Alpone mit beträchtlichen Theilen ihrer Kraft stehen; und der Weg an die österreichische Hauptmacht — über Arcole gesucht — wäre ein verlorener Pfad gewesen. Genug davon; die Argumente liegen auf der Hand. Es findet sich also im Verlegen des Hauptangriffes auf Arcole — wie es scheint — noch immer eine gewisse Gebundenheit und Einseitigkeit des Entschlusses, der sich mit dem naheliegenden Zweck: Eroberung des Ortes im vorhinein begnügt. Wir deuten dies hier vorläufig nur an, um zu den Schlusssätzen das Fundament des endgiltigen Urtheils mitzubringen.

Das taktische Detail des Tages zeigt uns manches Besondere.

Massenas Vertheidigung des Dammes von Porcile ist in Anbetracht seiner numerischen Schwäche meisterhaft zu nennen. Das oscillierende Widerspiel von Angriff und Vertheidigung auf dem Damme von Arcole zeigt eine Fülle plastischen Materials für die Darstellung des lebendigen Kriegs; das Schwanken und die beginnende Débandade von Augereaus Truppen beim Anblick der in ihrem Rücken vorgehenden österreichischen Colonne ist ein drastisches Exempel, welcher Popanz — und manchmal eigentlich nur eingebildeter und im Grunde recht inoffensiver Popanz — das Bewusstsein, den Gegner im Rücken zu haben, für die argwöhnische Seele der Truppe ist; wie — wir kommen darauf zurück — das Drohen und die leere Demonstration auch gegen brave Truppen des öftern wirken kann; und erst gegen Franzosen, die, sobald sich eine feindliche Patrouille in Flanke und Rücken zeigt, Verrath schreien! Und hier ist auch der Einwirkung des Führers, der die Dinge durch das reduzierende Glas der Erkenntnis und Überlegung sieht, ein schwieriges Problem gegeben; er kann nicht erklären, er muss beruhigen. Gewisse Forderungen stellt die Truppe instinctiv; dahin gehört die Forderung, nur in einer Richtung — wenn auch bis zur Erschöpfung — verwendet zu werden; sie wird leichter zum Vorgehen im heftigsten Feuer, als zum ruhigen Stehen mit gefährdetem Rücken zu bringen sein.

Massenas Cooperation, um der österreichischen Colonne den Rückzug abzuschneiden, ist trefflich und beweist seinen *„coup d'oeil“*, sowie Bonapartes Maßnahmen zu deren Empfang: ihr Untergang ein Beispiel der vollständigen Hilflosigkeit geschlossener Massen gegen convergierendes Feuer, zumal auf beschränktem Raum.

Die Episode Hercules endlich ist ein neuerlicher Beweis, wie in der Spannung um die Entscheidung ein Tropfen das Gefäß zum Überfließen bringen kann; wie auf die Moral der Truppen unter Umständen ein Nichts, ein kraft- und markloses Stratagem, ein Schreckschuss reißend, zerstörend wirken und physisches Weichen hervorzubringen vermag; und dabei ist das Mittel so billig; schlägt der Versuch fehl, so ist der Verlust nicht groß. Das ist wahrhaft Öconomie der Kräfte; freilich nicht immer und nicht gegen jeden Gegner anwendbar.

Mitrowskys Bitte um eine Diversion auf Porcile ist eine oft wiederkehrende Erscheinung, eine Erfahrung, die jeder commandierende General machen wird; wohl ihm, wenn er diese Erfahrung nicht allzu häufig macht. Es ist um Diversionen, die von Unterfeldherren begehrt werden, überhaupt ein eigen Ding: sie werden meist in einem Augenblicke der Herabstimmung angefordert, der zeitlich zu weit vorgerückt ist, um eine erfolgreiche entlastende Operation noch zuzulassen. Zeiten und Räume gewinnen im Augenblicke der Krise einen Wert, den zu erfassen und festzuhalten der Apparat der Befehlsgebung kaum mehr vermag; und dann, wo eine Diversion nothwendig wird und erst von subalterner Stelle begehrt werden muss, trägt dieselbe die Zeichen einer dem Feldherrn abgerungenen, von ihm nicht erkannten nothwendigen Maßregel. Die Initiative, selbst die Autorität, des Feldherrn muss durch sie angegriffen werden; sie ist und bleibt ein Moment der Verstimmung und Verlegenheit zwischen der ersten und der zweiten Stelle. Daher das Misstrauen, das der Obergeneral jeder Bitte um eine Diversion entgegenbringt und sein instinctives Zögern mit dem gewährenden Befehl.

Auffallen muss Alvintzys Disponieren mit seiner Reserve: denn als solche darf Hohenzollern füglich angesehen werden. Er greift am Morgen an und stellt sie daher sinngemäß auf seinen rechten Flügel; aber im Laufe der Begebenheiten wird er in die Defensive gedrängt, und anstatt, wie man mit Recht erwarten sollte, die Reserve

entweder zum offensiven Gegenstoß zu verwenden;

oder dieselbe an seine Rückzugslinie zu ziehen;

oder endlich dieselbe zur Verstärkung seines stark bedrängten linken Flügels zu verwenden,

lässt er dieselbe ruhig auf ihrem Platz stehen und macht keinen Gebrauch von ihr.

Unstreitig war seine Meinung die, die Reserve für alle Eventualitäten — und die günstigen schwebten seiner Phantasie offenbar vor — dort, wo sie stand, zu belassen. Der Gedanke, man könne eine Reserve kaum zu lange in der Hand behalten, hat hier seine verwirrende Rolle gespielt. Gerade für die Zeit, deren Schlagwort die Reserve und deren Evangelium die Öconomie der Kräfte ist, mag die Figur, die Alvintzys Reserve

hier spielt, eine äußerst lehrreiche sein; denn die taktische Reserve an sich ist nichts, als ein oft ziemlich unklarer, überkommener, gewohnter Factor der Beruhigung für Truppen und Führer; erst ihre Verwendung, also das Aufgeben ihrer Natur als Reserve, dem Raum, der Zeit, der taktischen Lage angepasst, macht sie zum Werkzeug der Zerstörung. Allein der Moment und die Art des Einsetzens der Reserve sind bei ihrer Größe und dem Trägheitsmoment jeder bereitgestellten, der Verwendung harrenden Kraft äußerst delicate Gewichte auf der Wage des Kampfes. Zur Lösung dieses Problems wird mehr als Meisterschaft, wird wohl oft Glück gehören und die Kunst wird nach diesem extremen Excurs ins Gebiet der Zufälligkeiten naturgemäß in bescheidene Grenzen und feste Normen zurückgezwungen werden. Die Reserve ist gut, solange der Gegner keine hat und bei uns keine vermuthen kann; denn, wenn er sie hat und weiß, dass auch wir sie haben, mag vielleicht das Absehen von diesem ererbten napoleonischen Waffenstück dann von Vortheil sein, wenn man die Kraft der Reserve, die der Gegner vorerst auch bei uns latent und gebunden glauben muss, von Anfang an impulsiv verwendet. Ein gewisses Qantum an Reserven wird wohl immer nöthig sein; aber es frägt sich, wohin ein übertriebenes Reservensystem, welches die Räume des Schlachtfeldes ins Endlose dehnt, und die Zeit der Entscheidung lange hinausschiebt, indem es dieselbe gründlich und methodisch vorbereitet, führen, und ob nicht die elementare Gewalt eines rücksichtsloseren Krieges diese Theorie, wie so viele andere modificieren wird. Liegt nicht so eigentlich die erhabenste Philosophie des Krieges in dem Worte Wallensteins, man thue immer das Gegentheil von dem, was dem Gegner bekannt und woran er gewohnt ist, was er uns thun zu sehen erwartet?

Ein schwerer Vorwurf für den österreichischen Feldherrn ist das Vernachlässigen seines linken Flügels. Er fühlt durch drei Tage die Tendenz des Gegners, Arcole zu nehmen, die sich in tollkühnen Stürmen auf die Brücke, in stets wachsenden Umgehungsversuchen zeigt und alle Mittel der Taktik zur Erreichung dieses Zweckes in Anspruch nimmt; er hört in jedem Schuss an

den Ufern des Alpone den proclamierten Entschluss des Gegners, hier durchzudringen; er sieht durch dreimal 24 Stunden das geometrische Element des Angriffs, dessen Spitze auf seine Rückzugslinie weist: und wendet nicht alle Kraft an, um des Gegners Absicht zu vereiteln. Nur in dem Falle ließe sich dies erklären, wenn er wirklich energisch auf des Gegners linken Flügel und seine Rückzugslinie gewirkt hätte; wenn er ihm Gleiches mit Gleichem vergolten haben würde; dass er dies nicht gethan hat, muss zu dem Schlusse führen, dass Alvintzy, im Gegensatz zu Bonaparte, aus den Lehren dreier Tage die Consequenzen nicht gezogen hat; und erklärt seine Herabstimmung, seine Rathlosigkeit, die ihn am Abend des 17. zum Rückzuge bewegen.

Was kommen musste, kam: Der österreichische Flügel, der sich wahrlich brav genug gehalten hatte, wird endlich dermaßen cernirt, dass Alvintzy begreift, sein Stützpunkt Arcole könne auf ja und nein verloren gehen; und er ruft Hohenzollern und Provera nach San Bonifacio zurück, Mitrowsky die Sorge überlassend, Arcole noch möglichst lange zu halten. Viel wäre über diesen Rückzug zu sagen, beziehungsweise zu fragen: Ob denn derselbe notwendig war, auch wenn Arcole verloren ging; ob denn die Straße von Vicenza gewonnen werden musste, sobald der Gegner den Alpone überschritt; was denn geschehen hätte können, wenn die Armee westwärts des Alpone, und im Besitz des Brückenkopfes San Bonifacio-Villanova geblieben wäre; ob denn die Thatsache, dass die Trains zurückgeschickt waren, Motiv sein konnte, dass die ganze Armee ihnen nachziehen musste, gleichsam als ausgiebige Bedeckung; und noch vieles andere mehr. Allein für unsere Betrachtung von Wert ist nur das Factum: Alvintzy geht zurück; es muss ihm daher der Rückzug gut erschienen sein: oder er hat geglaubt, er sei zu demselben gezwungen. Dieser Glaube nun, das Weichen sei nothwendig, er möge der Wirklichkeit entsprochen haben oder nicht, war das Entscheidende; diesen Glauben hat Bonaparte in seinem Gegner hervorzurufen gewusst, er hat es verstanden, ihn bis zur Überzeugung von der Nothwendigkeit des Weichens in der Seele seines Gegners großzuziehen. Das eben ist Kriegführung im großen Styl.

Hier finden wir nun den natürlichen Anknüpfungspunkt, um uns zu resumieren.

Wir haben Bonaparte den Übergang bei Ronco bewirken sehen und die Voraussetzungen, sowie die Tendenz entwickelt, die ihn bei der Wahl dieses Übergangspunktes geleitet und bestimmt haben können. Wenn man auch im Übergehen bei Ronco die natürliche Folge des natürlichen Widerstrebens des Feldherrn, sich behufs einer Umgehung allzuweit seitwärts auszudehnen, sehen und den Gedankengang begreifen kann, der einen ungünstigen nahen Übergangspunkt einem entfernten günstigen vorzieht, so sehen wir doch in dem folgenden Beharren *par dépit* in der selbstgeschaffenen ungünstigen Lage einen Widerspruch und eine Inconsequenz.

Die vorausgegangene Analyse des historischen Materials führt uns zu folgendem Urtheil.

Bonapartes Absicht bei Beginn der strategischen Umgehung ist die Entscheidung durch die Schlacht, die den Gegner in die Flanke treffen, die durch ihre Richtung und die Überraschung den taktischen Erfolg gewährleisten soll; die Bedrohung der gegnerischen Rückzugslinie läuft hier als begleitende Idee mit.

Im Augenblicke, in dem Bonaparte die Etsch hinter sich hat, trifft er auf Schwierigkeiten des Terrains, die ihn im Drange der Umstände zu vorläufigen derartigen Anordnungen bestimmen, dass seine Absicht: Debouchieren aus den Sümpfen und Vorgehen gegen Caldiero, zunächst unausführbar wird.

Ein Zufall — wenn wir es so nennen wollen — designiert den Punkt Arcole als sogenannten entscheidenden Punkt; davon noch später mehr; genug, bei Arcole findet er zunächst einen Widerstand, der ihm den Angriff, vorerst vielleicht nur in moralischer Beziehung, von Wert erscheinen lässt, und er sucht mit dem historischen republikanischen Elan hier den partiellen Erfolg, der seiner Phantasie sich als eine, wenn auch ziemlich ungewisse Promesse für den Totalerfolg zeigt. Die Idee von der Bedrohung der feindlichen Rückzugslinie gewinnt dabei eine neue und feste Gestalt, ohne noch entscheidend zu werden, da die Orientierung über sie und der Calcul mit ihren Chancen in der Kürze der Zeit nicht möglich ist.

Ein vollkommener Misserfolg ist die Frucht des republikanischen Entschlusses und mit matten Segeln zieht die Erkenntnis in die noch vom Kampf erhitzte Seele des Obergenerals. Derselbe erkennt:

seine Absicht, zu schlagen, entscheidend zu schlagen, für heute durch sein eigenes Disponieren gründlich vereitelt;

zugleich den überraschenden indirecten Erfolg seines bloßen Versuches auf Arcole, der sich im beginnenden Zurückgehen des Gegners auf die Alponelinie zeigt und damit

die Thatsache, dass Arcole in dem Auge des gegnerischen Feldherrn als wichtiger, gefährdeter, entscheidender Punkt erscheint.

Ja! ein entscheidender Punkt! Nun mögen die Ansichten über entscheidende Punkte verschiedenartig und des öftern sehr heterogen sein. Wir wollen dies an Arcole erhärten. Es konnte sich Bonaparte, wenn er sich in die Lage seines Gegners dachte, sehr wohl sagen, dass für ihn die Eroberung Arcoles mehr moralischen als materiellen Wert hatte; er hatte sich vielleicht schon beim Entwurf des Umgehungsplanes gestanden, dass er ostwärts des Alpone entscheidend vorzugehen nicht willens oder nicht imstande sei; die Gründe sind wohl sehr durchsichtiger Natur. Nun musste er sich sagen, dass ihn der Gewinn von Arcole in die Lage versetzen musste, eine Bahn zu verfolgen, die er nicht beschreiten konnte oder wollte; dass die Wegnahme Arcoles für ihn ein *embarras de richesses* war, dessen hohen Aspirationen zu folgen er nicht vermochte; zu deutsch: er konnte und wollte nicht ernstlich die Straße von Vicenza gewinnen; denn hätte er es gewollt, dann lag der Übergangspunkt bei Albaredo, und die Folge hat gezeigt, dass es ihm um die Straße von Vieenza wirklich nicht zu thun war. Aber, Arcole einmal genommen, war die Aufforderung, auf diese Straße vorzugehen, also konnte ihm füglich an dessen Wegnahme nicht viel liegen, und der Anfall vom 15. ist die Augenblickserregung seines Naturells gewesen, welches den für sein Heer so nöthigen moralischen Erfolg um jeden Preis gesucht hat.

Allein jetzt, da er sieht, dass der berühmte Flecken in dem Auge seines Gegners eine Wichtigkeit besitzt, die er, Bonaparte, vor dem Forum der eigenen Überlegung nicht anerkennen kann, aber jenen zu bestimmen geeignet ist und wirklich bestimmt; da er mit froher Überraschung erfährt, wie der Gegner der Terminologie „Rückzugslinie bedroht“ schematisch folgt, was er nicht

erwartet hat; als er zu ahnen beginnt, dass er den Gegner überschätzt hat, und desselben System durch das billige Mittel der Demonstration zu Fall zu bringen sein mag: entschließt er sich, die Achillesferse, die ihm der Gegner durch sein Zucken verrathen hat, zum Objecte seines ganzen Thuns zu machen.

Hier haben wir die großen Züge des Tages: Vor allem, Bonaparte hat Fehler gemacht und zwar ungeheuere Fehler; Fehler taktischer Natur; Nichtübereinstimmen strategischen Zwecks und taktischen Schlags; Fehler des Temperaments; zuviel Elan, sowie 48 Stunden vorher dessen zu wenig. Allein, wir wiederholen es, die Truppen sind es und werden es in alle Zukunft sein, die die Fehler des Führers gutzumachen vermögen; sie retten seine Reputation. Die Nachwelt freilich hört nur vom Erfolg und reicht der aus der Vergangenheit einsam zurückgebliebenen Gestalt des Feldherrn den Lorbeer. Seine Truppen sind vergessen, und dass diese keine Fehler gemacht haben, keine machen durften, dass sie nicht erst vom Kriege lernen und an ihm sich bilden konnten, dass sie ihre Schuldigkeit stets gethan haben, das übersieht die Historie, wenn sie den Feldherrn mit dieser kostbaren Maschine experimentieren, sich in ihrem Gebrauche bis zur Fertigkeit (die ersten Versuche sind ja meist so übel angebrachte Hiebe, dass sie das Werkzeug hart erproben) üben sieht; dieser Feldherr hat Truppen gehabt, die das Experimentieren mit ihnen vertrugen, er hat sich gebildet, zur Meisterschaft emporgeübt und die Nachwelt bewahrt seinen Namen; jener hat das Gleiche versucht, aber das Werkzeug ging unter seiner Hand in Trümmer; die Truppen gönnten ihm nicht die Zeit, sich zu bilden, und er ist vergessen oder genießt den Ruhm eines zwölften Karls; und vielleicht hätte er geradeso seine Fähigkeiten, die Feldherrengaben seiner Natur darzulegen vermocht, hätten ihn die Truppen nicht verlassen; möglich, dass auch er den Ruhm, durch Übung gelernt zu haben, erreicht hätte.

Diesen Ruhm nun müssen wir Bonaparte für den 15. wahrlich zugestehen; er hat im Laufe des Tages unendlich viel gelernt und ohne Zögern geht er an die Nutzanwendung. Die An-

ordnungen des ersten Tages waren für den Zweck dieses Tages schlecht; der Zweck hat gewechselt und nunmehr sind dieselben Anordnungen gut; der gewaltige Umschwung in den Ideen des Obergenerals spiegelt sich in dem Satze seiner Memoiren: *Alors les officiers et soldats qui, du temps qu'ils poursuivaient Wurmser, avaient traversés ces lieux, commencèrent à deviner l'intention de leur général, il veut tourner Caldiero, qu'il n'a pu enlever de front; avec 13000 hommes ne pouvant lutter en plaine contre 40000; il porte son champ de bataille sur des chaussées entourées de vastes marais, ou le nombre ne pourra rien, mais ou le courage des têtes de colonnes décidera de tout .... etc.* Abgesehen nun von den unwahren Einkleidungen, in welche diese Erkenntnis nachträglich gehüllt wurde, ist zweifelsohne eine Erkenntnis da; aber zu dieser Erkenntnis kam er eben erst im Laufe des Tages; die Ereignisse haben ihn auf dieselbe geführt; der 15. November hat ihn belehrt, dass er mit geringeren Mitteln — Vorgehen auf Arcole — seinen strategischen Zweck — Zurückdrängen Alvintzys — ebenso als durch die beabsichtigte Schlacht erreichen könne.

Die Leichtigkeit, mit der er dies erkannt und die Entschlossenheit, mit der er diese Erkenntnis verwertet, sind nun sein erstes unsterbliches Verdienst.

Die Erfahrungen des ersten Tages bestimmen die modificierten Entschlüsse für den zweiten. Bonaparte bleibt vor allem stehen, wo er steht, weil Alvintzy ihm sein Missbehagen darüber verrathen hat; die Idee, Arcole wegzunehmen, wird durch die abermaligen Rückschläge des 16. bis zur Vorstellung von der Aussichtslosigkeit des frontalen Angriffes abgedämpft, und aus diesem Zufallsproduct erwächst die Idee der taktischen Umgehung. Wir sehen hier Bonaparte versuchen, experimentieren und sich belehren; der ganze Tag ist mit taktischen Experimenten angefüllt, zu denen die Truppen mit seltener Bravour das Übungsmaterial stellen; und der Obergeneral lernt zusehends; er überzeugt sich von der Schwierigkeit, angesichts des Gegners über den Torrent zu gehen; er erkennt die numerische Unzulänglichkeit der eigenen, gegen Arcole entwickelten Kraft; und hat dabei stets ein offenes Auge für das langsame Weichen des Gegners.

Wie wir die Tendenz des Obergenerals nunmehr kennen, so begreifen wir das Nichtausbeuten von Massenas Erfolg bei Porcile vollkommen; und da wir es begreifen, so heißen wir es gut; ja noch mehr: wir bewundern in Bonapartes Zurückhaltung nach der gedachten Richtung die bewusste, so schwierige Ausübung der Theorie von der Öconomie der Kräfte und die Energie des entschiedenen, auf einen Punkt gerichteten Willens.

Erkennen wir daher in Bonapartes Benehmen am 16. das consequente, ausdauernde Unterhöhlen des Gegners in materieller und moralischer Beziehung, so müssen wir dem Feldherrn Lob spenden; bedenken wir, dass er zum Schlusse doch zu anderen Mitteln greifen musste, dass die des 16. nicht hinreichten, um den Erfolg zu geben, so sehen wir ihn in der Rolle des Schülers, und die darf, wie es scheint, in seiner Function, der eines Feldherrn, historischen Beifall nicht beanspruchen. Fragen wir uns jedoch, ob die Thätigkeit des 16. nicht etwa eine nothwendige, durch die Verhältnisse gebotene, vorbereitende Arbeit war, so bleibe in der heutigen Entfernung von den Ereignissen die Entscheidung dahingestellt; hier mag die Individualität richten, sowie sie damals bestimmt und entschieden hat. Auf gewissen Punkten macht die wahrhaft objective Kritik Halt.

Die dilatorische Methode, ob gut oder nicht, findet mit dem Abend des 16. ihr Ende.

Bonaparte hat hier einen Beweis gegeben, in wie hohem Grade ihm der Instinkt für den Wert des Augenblicks im Kriege, für die Wahl des Zeitpunktes, welcher die auf den Höhepunkt getriebene Spannung durch den leisesten Anstoß löst und im eigenen Sinn verwertet, für den Moment, in welchem ein geringes zu früh oder zu spät alles verderben kann, eigen war; wir sind ihm Schritt für Schritt auf dem Wege der Erkenntnis gefolgt, und wie oben erwähnt wurde, hat uns ein leises Missbehagen über sein hinhaltendes Benehmen am zweiten Schlachttage erfasst, wenn wir den Blick zur allgemeinen taktischen und besonders der strategischen Lage erhoben; wir mussten, falls Bonaparte sein System beibehielt, und das stand zu erwarten, mit hoher Besorgnis auf die Lösung der Krise und daher auf jeden folgenden Tag blicken.

Aber jetzt zeigt sich Bonaparte wahrhaft als Meister, wie denn der ganze dritte Tag ein wahrer Ehrentag für den französischen Feldherrn ist.

Mit jener seltenen Sicherheit, die in dem verwirrenden Chaos der Eindrücke, der wechselnden Bilder und Ereignisse. der tausend sich kreuzenden Wahrnehmungen des Augenblicks die leisen Anzeichen der Reife in den Ereignissen sieht; die in dem schwankenden Bilde der Begebenheiten den Culminationspunkt erkennt, rasch und entschieden erkennt: erkennt er in den Anzeichen, die wir im Nachhinein mühsam aufgespürt haben, die Nothwendigkeit der Entscheidung, ihre nothwendige Richtung Arcole, und wendet nunmehr alles daran, um dem Winke seiner militärischen Eingebung zu folgen.

Er thut es mit Entschlossenheit; ohne sich viel um Arcoles wahre Bedeutung zu fragen, entschließt er sich auf dessen eingebildeten Wert in der Vorstellung des Gegners, den Ort um jeden Preis zu nehmen; wohl wissend, wie wichtig für ihn die Sicherheit seiner linken Flanke ist, aber durch die Erfahrung zweier Tage belehrt, dass der Gegner dieselbe mit aller Macht nicht zu gewinnen sucht, entblößt er sie rücksichtslos bis zur Grenze des Möglichen, um alle Kraft auf das vom Gegner selbstverrathene entscheidende Object zu werfen. Durch die Versuche des Vortages über dessen Widerstandsfähigkeit hinreichend orientiert, wählt er die ausgiebigste, erfolgverheißendste taktische Form, gebraucht sie im großen Styl und mit aller Energie. Als er wieder und wieder erkennt, dass die Entscheidung dem Gegner theuer abgerungen werden müsse, entschließt er sich zum primitivsten Stratagem, der Täuschung durch List, und erreicht, wie wir sehen, endlich seinen Zweck.

Der Zweck: Alvintzy muss hinter den Alpone, ist erreicht. Ferne liegt es dem Feldherrn nunmehr, durch eine von den Kriegslehrern als Axiom hingestellte energische Verfolgung über diesen endlich erreichten Zweck hinauszuschießen; es ist zum einladenden Auslaufenlassen des strategischen Gegenangriffs nicht der Ort und nicht die Zeit; der vorgesetzte Zweck ist erfüllt, er begnügt sich mit dem Resultat, denn es winkt ihm jetzt ein höherer, weil sicherer. Wir halten hier Bonapartes strategische

Defensive für ein Meisterstück, für ein unerreichtes Beispiel, wie der Krieg zu führen ist und stets zu führen sein wird. Denn welcher General hätte am Abend des 17. der Versuchung wohl widerstanden, den Schlag, der soeben geführt worden war, durch eine Verfolgung auszubeuten; die mühelose Ausbeutung eines bedeutenden Erfolges zu beginnen, statt sie mit einer neuen strategischen Bewegung zu vertauschen, deren erstes Postulat der Rückzug, die Operation auf der innern Linie war; die Hauptkraft und noch dazu die geschlagene Hauptmacht des Gegners zu verfolgen, statt sich sogleich zu einer neuen Schlacht, wenn auch secundärer Natur, umzuwenden; seinen vom Elan nach vorn lancierten Colonnen Halt und den Rückmarsch zuzumuthen? Der Obergeneral befand sich ja bei seinem siegreichen Heer, welches ihm auch vermöge des numerischen Verhältnisses vielleicht gestattet hätte, den Gegner, den er nur zurückzumanövrieren gedachte, nunmehr gründlich zu schlagen! Aber Bonaparte kannte und wir kennen jetzt aus der Kriegsgeschichte die Gründe zur Mäßigung, zum Beharren beim ersten bescheidenen Plan, und daßs er dieser Erkenntnis so vorurtheilslos gefolgt ist, ist nicht minder unsterbliches Verdienst, als die Leichtigkeit, mit der er gelernt und die Sicherheit, mit der wir ihn das Gelernte anwenden sahen.

Ziehen wir nun die Summe alles Gesagten, so möchten wir den nachmals so berühmt gewordenen Feldherrn in dieser Episode seiner Lehrjahre etwa in folgendem Lichte sehen:

Der Erfolg, den er mit Leidenschaft sucht, ist ihm bei Caldiero zum ersten Mal im großen Styl untreu geworden, und das Bewusstsein, sein Prestige, die Gloriole militärischen Ruhms, welche Effecten bald zu seiner persönlichen Ausrüstung gehören sollen, seien ihm am 12. November hart erschüttert worden, beugt ihn zu Boden, zumal er mit seinem kriegstheoretischen Latein zu Ende ist. Er bedarf zweier Tage, um militärisch zu sich zu kommen, und als er sich endlich entschließt, führt ihn der unter dem Drange der Umstände gefasste Entschluss zu halben, zu schlechten Maßregeln, insbesonders in taktischer Beziehung. Nach dem Aufflammen seines Intellects, als er sich

in den Vorstellungsreihen der Strategie bewegt (Concipierung der strategischen Umgehung) trübt sich derselbe, sobald der drohende Contact mit dem Gegner ihn ins Gebiet der Taktik drängt.

Die ungeheure Größe der Fehler des ersten Tages führt ihn zurück in jene Situation, in welcher alles Ändern oder Modificieren der Entschlüsse — wie er glaubt — verderblich ist, und seine besorgte Seele, vom Netz der Widerwärtigkeiten umspannt, im Durchhauen des Knotens ihr Heil zu finden wähnt; es kommt *„l'honneur des armes"* in Frage, die Parole, von der er weiß, dass sie seine Truppen elektrisiert und halb unbewusst reißt ihn der Wille zum Sieg, der Drang nach der heißbegehrten Entscheidung zum verzweifelten — taktisch unmöglichen, vom Erfolg desavouierten — Anrennen, aus dem die Legende des Krieges den Lorbeer für sein Haupt gewunden hat, das von der kühlen Kritik jedoch nicht gutgeheißen werden kann; das heißt, die Kritik kann hier finden, dass der Feldherr die Mittel zum Zweck nicht richtig zu taxieren vermocht hat. Es sind dergleichen Versuche ja stets nichts als eine Frage an die Truppen; sie haben ihn bei Lodi verwöhnt, um ihn an der Brücke von Arcole im Stich zu lassen; bei Marengo hatten sie wieder ihren guten Tag, um bei Waterloo complet zu versagen.

Das Nichtwissen, wie weit der Feldherr mit seinen Truppen hier und jetzt gehen konnte, das kann ihm die Kritik mit Recht zum Vorwurf machen.

Allein das Übermaß der Rückschläge gibt ihm die Kühle der Überlegung zurück und der Gegner thut nichts, um ihn in seinem Nachdenken zu stören. Leise beginnt in ihm die Idee zu wachsen, dass der Elan nicht das höchste der Mittel ist, dass über dem Enthusiasmus die Berechnung steht: er erkennt, dass er dem nachmaligen berühmten Talleyrand'schen *„surtout pas trop de zèle"* soeben direct entgegengehandelt hat; die Reaction tritt ein und diese spiegelt sich mit überzeugender Klarheit im hinhaltenden Princip des zweiten Tags; die relative Ruhe, die der Gegner und die Verhältnisse ihm gönnen, benützt er voll zum Beobachten und Vergleichen. Das verzweiflungsvolle Jagen nach dem Erfolg macht nunmehr dem ausdauernden Nachspüren desselben und dem schweren, anhaltenden Pressen auf des Gegners selbstver-

rathene Schwäche Platz. War der erste Tag das Auflodern des Impulses, so zeigt uns der zweite das Glimmen der Beharrlichkeit.

*In vierundzwanzig Stunden also ein vollständiger Wechsel des Systems: er war zum Theil durch die Verhältnisse erzwungen, zum Theil nach reiflichem Überlegen angeordnet, weil er nothwendig war. Dies scheint wohl ein überzeugender Beweis von Bonapartes außerordentlicher militärischer Capacität.*

Allein die Conturen des Kriegsbildes schwanken stets; das Bedürfnis des Krieges verwirft das Princip von gestern, um das vorgestern als wertlos beiseitegelegte zurückzuverlangen; Licht und Schatten ziehen vorüber und die Reflexe von beiden bleiben in der Seele des Feldherrn zurück. Seine militärische Begabung übt sich, indem sie das Mittel der Extreme sucht, und sie steht auf ihrer Höhe, wenn sie dieses Mittel richtig und rasch zu finden weiß.

*Zu dieser Höhe der Anschauung erhebt sich nun Bonaparte am dritten Tag, indem er im Einschlagen des goldenen Mittelwegs das taktische und im sofortigen Betreten desselben das strategische Bedürfnis der Lage erkennt.* Wir wollen uns nicht wiederholen und haben genug vorausgeschickt, dass es erklärlich scheint, wenn wir endlich sagen: Das Vorgehen des 17. November ist das abgeklärte Product der widrigen Erfahrungen zweier langer Tage; endlich hat der Feldherr begriffen, was noththut und übergeht zur entscheidenden That. Und gerade darin, in dieser seltenen Auffassungsfähigkeit, in diesem raschen Assimilationsvermögen, in dieser Fähigkeit mit einem Wort, mitten unter dem Lärm des Kampfes und den schwankenden Erscheinungen des Krieges, in diesem Chaos zu lernen, und so zu lernen, und das Gelernte so rasch und richtig zu verwerten, erblicken wir die Stammeskennzeichen der historischen Feldherren und durch sie die Anwartschaft auf eine kriegerische Zukunft seltener Art. Wir haben ferner gesagt, wir seien von der Anschauung durchdrungen, Bonapartes Mäßigung im Ausbeuten seiner Erfolge sei ein Meisterstück der strategischen Defensive;

und wahrlich, wir sehen den Soldatenkaiser kaum jemals zweckbewusster als hier, wo er die verpönte goldene Brücke des Vegez dem abziehenden Gegner aus guten Gründen und ohne Vorurtheil baut.

Allein wahr wird es trotz alledem stets bleiben, dass die Gelegenheit zum Tasten nach dem Richtigen, zum Suchen nach dem rechten Mittel eine Gabe ist, die nicht jedem Feldherrn in gleichem Umfang wird; denn sie liegt meist außer ihm; er kann sich dieselbe kaum verschaffen; sie hängt von zahllosen Umständen ab, die mit der militärischen Intelligenz und dem militärischen Charakter des Feldherrn oft nichts gemein und nichts zu schaffen haben; und sie ist endlich relativ, indem sie zwei sich bekämpfenden Führern fast stets in verschiedenem Maße von dem Geschicke zugemessen wird. Hier sprechen ja die Truppen das letzte Wort; denn diese Truppen ertragen das Experimentieren und jene ertragen es nicht; sie ertragen es heute und vielleicht morgen nicht mehr. Die Erkenntnis, wie weit der Feldherr mit seinen Truppen gehen kann, die Energie, sie bis an die erkannte Grenze des Möglichen zu führen, sind selten und ein großes Verdienst; und wer sie heute gehabt hat, kann sie morgen verlieren.

Dieses Bild glauben wir aus der objectiven Betrachtung gewonnen zu haben; insoweit die Betrachtung objectiv sein kann. Wir halten das Resultat den Apologien der napoleonischen Literatur und der vernichtenden Kritik des Vaters der Kritik, Clausewitz, entgegen; ein Stück des lebendigen Krieges, dessen verworrenes, unklares Bild nicht durch Citieren von Genius und Mangel an solchem, wohl aber durch sorgfältigste Analyse von der Seele des Obergenerals bis zum Naturell des letzten handelnden Mannes herab erklärlich und verständlich wird.

So weisen alle Resultate convergierend auf das Endresultat: Der Feldherr, in welchem die Geschichte die Verkörperung militärischer Fähigkeit, das fleischgewordene kriegerische Genie sieht, unterliegt den endlichen Gesetzen jeder menschlichen Natur, dass er, wie alle andern, sein Handwerk durch Üben lernen muss; dass besonders sein Gemüth den grob sinnlichen und

fein intellectuellen Einflüssen unterworfen ist, die der Krieg erregt, und ohne Nachtheil unterworfen sein kann. Damit fällt die *fable convenue* von der erhabenen, olympischen Seelenruhe des Feldherrn, und wir sehen ihn als übendes und lernendes, schwankendes und zagendes Geschöpf inmitten seiner Erfolge. Sein Genie ist für den vorliegenden Fall analysiert und in seine fassbaren Bestandtheile zerlegt; der größte Feldherr der modernen Zeit wurde auf Herz und Nieren geprüft als Anfänger in seiner Kunst und wir stehen nicht an, das Resultat auf Vorgänger wie Epigonen gleichermaßen auszudehnen.

* * *

Jede Art von Meditation wird erst fruchtbar durch die Nutzanwendung. Ist die Erwägung Leben und Wachsen am Baume der Erkenntnis, so bildet das Resultat, in verallgemeinernde Sätze gebracht, die reife, brauchbare Frucht.

Eine der Terminologien, die zur größten Einseitigkeit der Erkenntnis und zur größten Gebundenheit der Entschlüsse geführt haben, ist die von den entscheidenden Punkten. Die Theorie erklärt, dass auf jedem Kriegstheater, auf jedem Schlachtfelde a priori ein entscheidender Punkt vorhanden sei, und verlangt vom Feldherrn, er solle denselben erkennen, um ihn zum Objecte seiner Operationen zu machen; sie nimmt die entscheidenden Punkte als etwas Gegebenes, durch welches kriegerische Operationen geographisch, politisch, militärisch, ja sogar traditionell bestimmt und begrenzt, angeregt und gebunden werden; sie proclamiert, dass die Kunst des Feldherrn im Erkennen des entscheidenden Punktes vornehmlich liegt.

Nichts ist nun falscher, als die Vorstellung vom Vorhandensein eines gleichsam durch die Gesetze des Krieges vorherbestimmten entscheidenden Punktes, nichts irrationeller als das Suchen nach demselben und das Bestreben, einen solchen Punkt um jeden Preis zu finden.

Denn wie die sogenannten beherrschenden Punkte außerordentlich sparsam gesät sind, so sind es die wahrhaft entscheidenden auch; wohl gibt es Punkte, die, falls der Krieg sich in

ihre Umgebung zieht, immer entscheidende Bedeutung haben werden; aber auch diese Punkte erhalten ihre Bedeutung erst durch das Häufen der Kriegsmittel an oder auf ihnen; durch die Vortheile oder die Hemmnisse, die sie dem Angreifer gewähren oder dem Vertheidiger bieten; durch die Resultate, die ihr Besitz verspricht. Die Attractionskraft, die ein Punkt auf die oder einen der Gegner übt, stempelt ihn erst zum entscheidenden Punkt; und trotz alledem entscheidet er allein niemals, sondern auf ihm, mit ihm, durch ihn fällt die Entscheidung; er ist kein **entscheidender**, sondern ein **Entscheidungs**punkt.

Nun muss aber immer festgehalten werden, dass der entscheidende Punkt als Punkt a priori fix und die Mittel des Krieges bewegliche sind; dass der Krieg aus jeder Localität einen entscheidenden Punkt zu machen vermag, wenn der Gegner darauf eingeht, sowie derselbe nahezu allen Punkten, die das Monopol der entscheidenden Eigenschaft in der Vorstellung des Gegners haben, ausweichen kann; wir sagen nahezu; denn es gibt Punkte, die der Gegner angreifen oder vertheidigen muss, sowie wir dieselben erobern oder festhalten müssen, wenn wir weitergehen oder uns behaupten wollen; die sind jedoch sehr selten. Im allgemeinen wird der entscheidende Punkt dort liegen, wohin ihn der eine der Gegner verlegen will; er kann hier und muss nicht dort liegen; er mag verschleiert und bis zur Entscheidung verborgen werden; der Gegner hat ihn dann gar nicht oder zu spät, und zwar nur aus unseren Bewegungen, nicht aus seinen Eigenschaften und seiner Lage erkannt; in der Absicht, zu täuschen, kann der entscheidende Punkt als Lockspeise verwendet werden, und während sich der Gegner mit ihm beschäftigt, von ihm binden lässt, geben wir anderswo die wirkliche Entscheidung. Hier nun muss der Feldherr mit wahrer Vorurtheilslosigkeit und großer Reserve handeln; aber, wenn er mit den entscheidenden Punkten richtig hauszuhalten weiß, wenn er es versteht, solche heute aus dem Boden zu stampfen und morgen von der Bühne des Krieges wieder verschwinden zu lassen, kurz die Initiative über sie und die Öconomie mit ihnen in der Hand behält, und der Gegner über-

dies in der erlernten Theorie von den entscheidenden Punkten befangen ist, so wird und muss er sicher Erfolge erreichen.

Man kann im Kriege den entscheidenden Punkt designieren, vielleicht nimmt ihn der Gegner zu seinem Nachtheil an; man kann den vom Gegner designierten entscheidenden Punkt refusieren und belässt ihn ruhig in dessen Besitz; er sehe zu, was er weiter mit demselben beginne; man kann die entscheidenden Punkte wechseln, wie man Operationslinien zu wechseln vermag; man kann den vom Gegner selbst verrathenen schwachen Punkt spontan zum entscheidenden machen. Plastik und Bedeckung des Terrains, die Operationszone, sind ein Feld, auf welchem der moderne Krieg sich die entscheidenden Punkte wählt von Fall zu Fall, und nicht von der Terrainlehre, der formalen Taktik, der Cabinetspolitik, der Tradition — denn auch dies ist schon geschehen — am allerwenigsten aber vom Gegner geben lässt.

Nächst der materiellen Schwäche des Gegners suche der Feldherr sein Manco an Erkenntnis, die Gebundenheit seiner Entschlüsse, zumal wenn dieselbe in einem angenommenen System liegt, die Schwäche seiner Energie auf und beute all dies ohne Scrupel aus; nichts ist leichter zu Fall zu bringen, als ein theoretisch fixiertes System, nichts verspricht mehr Erfolg, als das Irreführen des Glaubens beim Gegner, das Stratagem, und das Erhalten des Gegners in vorgefassten Entschlüssen sowie Vorurtheilen, sobald sie uns angenehm sind.

Dies führt gerade auf das oftgenannte Schlagwort: man gebe dem Gegner das Gesetz; es wird meist mit „Initiative" übersetzt, und führt zur Einseitigkeit. Man gibt dem Gegner das Gesetz, indem man ihn veranlasst, das zu thun, was wir wollen; dass hier die Initiative nicht ausreichen kann, ist klar; denn der Mittel zu obigem Zweck gibt es viele und sehr verschiedener Art.

Der Feldherr, der, in der strategischen Vertheidigung befindlich, durch ein Manöver, ohne die Absicht zu schlagen, den Gegner zurückzudrängen weiß; der den so beliebten excentrischen Rückzug ohne Zögern vollführt, indem er

auf den wesenlosen Glauben des Gegners, er könne nunmehr nicht nachdringen, baut, und mit Erfolg baut; der vorurtheilslos, unter dem unzufriedenen Murren seiner Untergenerale durch Passivität und Abwarten den Gegner ermüdet, zur Theilung, zum Zurückgehen bringt; der Organisator des Volkskriegs, der seine Guerillabanden zum kleinen Krieg, dessen Princip das Vermeiden des entscheidenden Zusammentreffens, das Weichen Schritt für Schritt, der divergierende Rückzug ist, verwendet; der General, der auf Grund geklärter Überlegung sich in eine Festung wirft und den Gegner zur Cernierung veranlasst, mithin festhält, seine Kräfte bindet: Sie alle geben durch Passivität, durch berechnetes Zögern, durch zur Schau getragenen Indifferentismus, durch die Maske der Ohnmacht wahrlich und erfolgreich dem Gegner das Gesetz.

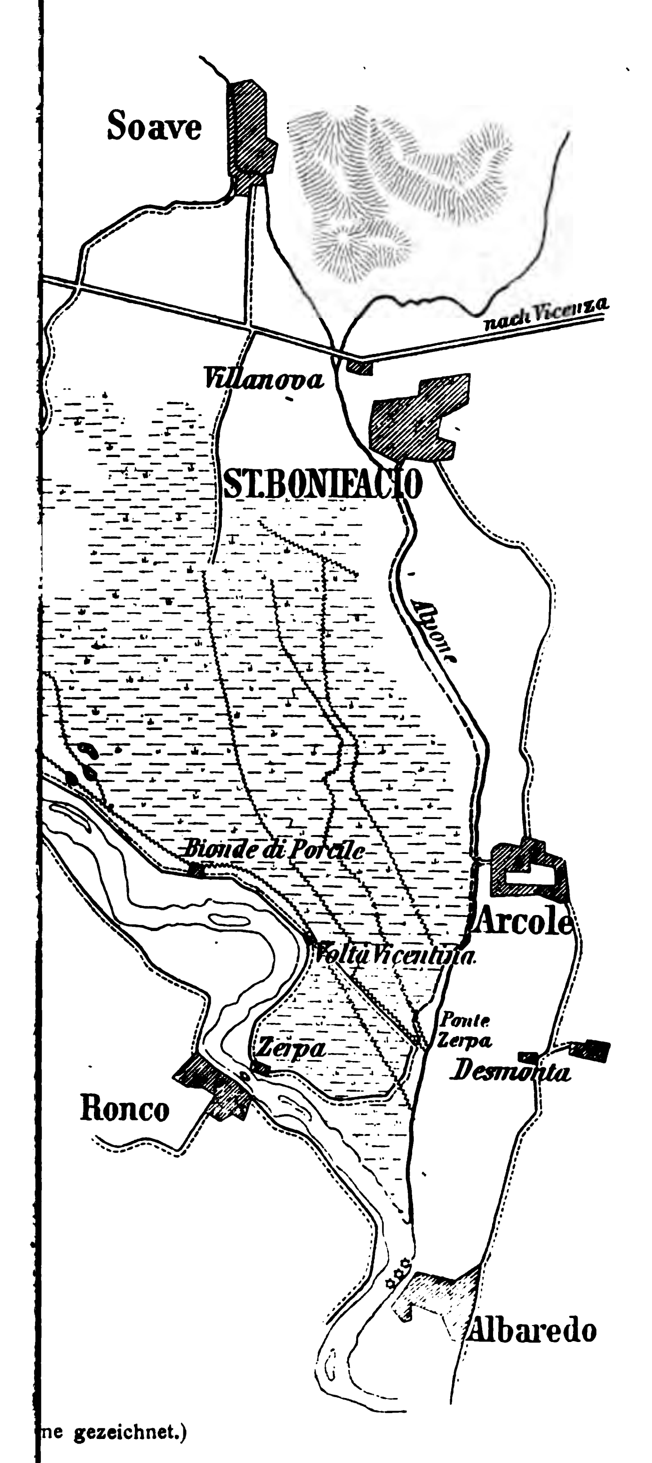
Nicht der physische Druck, nicht das materielle Zusammenstoßen allein entscheiden im Kriege: der **Glaube** an das, was möglich und nicht möglich, was durchführbar und nicht zu wagen ist, bildet den Träger der Entscheidungen; der Glaube schwankt, weil er eben Glaube und nicht Wissen ist; der Glaube des einen Gegners muss das Hauptoperationsobject für den andern sein und die intellectuellen Reserven beider sehen wir in der Anzahl und Qualität der Argumente und Hintergedanken, über die jeder der Gegner nächst seinem Glauben verfügt: ein richtiges Argument, ein Hintergedanke mehr kann die Entscheidung geben.

Der Entschluss des Gegners fordert, dass man nach ihm rathe; dieses Rathen kann das Schwarze treffen, sowie es auch weit von der Wirklichkeit entfernt bleiben kann. Das Rathen und Suchen nach dem Entschluss, der Willensmeinung des Gegners wird umso schwieriger sein, je neuer, je origineller, je näher den ausgedehnten Grenzen des Möglichen und je weiter vom Centrum des Bekannten und Gewohnten der Entschluss des Gegners liegt; hier kann das Treffen des Richtigen manchmal unmöglich werden; ein deutlicher Beweis für den ungeheuern Einfluss, den die **Originalität**, die vorurtheilslose Neuerung auf die Seele

des Menschen und mithin auf kriegerische Unternehmungen hat. Der Gegner erwartet das Bekannte, er glaubt, das Gewohnte müsse kommen, da überrascht ihn der Feldherr mit einer Form der Strategie und mit einer Art der Taktik, die ihm neu und unerwartet sind; jene bringt seinen Calcul in Verwirrung und reißt ein Loch in sein strategisches System, diese erschüttert seine Truppen und nimmt ihnen die Contenance; denn im Kampfe erschreckt das Ungewohnte, Unbekannte **an sich.**

Diese Originalität, dieses zweckbewusste Ändern des anerkannten Systems, die berechnete Neuerung, gehören wieder zu den Stammeskennzeichen der historischen Feldherren; sie haben den Krieg studiert und sein Hauptelement in psychologischen Motiven gefunden; denn es ist so und kann nicht anders sein. Die Formen und Mittel, die sie erfunden oder aus dem Schutte der Vergangenheit — sie waren von der Welt eben vergessen worden, wie Friedrichs schiefe Ordnung oder Napoleons System der verbundenen Waffen — hervorgesucht haben, waren lediglich das sinnliche Mittel zum seelischen Zweck; der neue sinnliche Eindruck sollte wirken und hat, wie die Erfahrung zeigt, fast immer rapid und in stupender Weise gewirkt. Dann wurde die Neuerung zum System und damit verlor sie ihre ursprüngliche Kraft; ihre moralische Zerstörungsfähigkeit ging durch die Zeit und den allgemeinen Gebrauch verloren; sie wurde nachgeahmt, erst unvollkommen, dann immer vollkommener, dann gelehrt, endlich geübt, ihre Schlagworte wurden Gemeingut aller, auch des Gegners, der sich heute *al pari* mit seinem Meister von gestern befand, um ihn morgen schon vielleicht zu übertreffen. Das jüngste System bleibt stets solange bestehen, bis ein neues entsteht, dessen Schöpfer durch die elementare Gewalt seiner erneuerten Mittel zu einem Heros des Krieges emporsteigt. Und wenn Napoleon, der Vater der heutigen Renaissance des Krieges, zu der sublimen Erkenntnis kommt: *il faut changer la tactique de la guerre tous les dix ans, si l'on veut garder un peu de superiorité,* so hat er damit nur bekannt, worauf das Wesen des Krieges in letzter Linie beruht: auf seelischen Motiven.

Arcole.




ne gezeichnet.)

Verlag von *Wilhelm Braumüller,* Wien und Leipzig.

Druck v. Bruno Bartelt, Wien, IX., Maximilianplatz 10

# ZUR PSYCHOLOGIE

DES

# GROSSEN KRIEGES

VON

C. VON B.-K.

## II.

## EIN KRIEG OHNE CHANCEN.

MIT 3 KARTENBEILAGEN.



WIEN UND LEIPZIG.
WILHELM BRAUMÜLLER
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.
1898.

Druck von Bruno Bartelt, Wien, IX.

# Uebersicht.

Seite

# Verzeichnis der benützten Werke.

*Beiträge zur Geschichte des Feldzuges von 1806,* nach den Quellen des Archivs Marburg, von Dechend; Berlin, 1887.

*Campagne de Prusse (1806), Jéna, d'après les archives de la guerre, par P. Foucart, capitaine etc.; Paris, 1887.*

*Campagne de Prusse (1806), Prenzlow-Lubeck, par le commandant Foucart; Paris, 1890.*

*Correspondance de Napoléon Ier;* XI, XII, XIII, XIV.

*Das militärische Testament Friedrichs des Großen.* Herausgegeben und erläutert von A. v. Taysen; Berlin, 1879.

*Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege,* von Dr. Wilhelm Oncken; Berlin, 1886; II.

*Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg,* herausgegeben von Leopold von Ranke; Leipzig, 1877.

*Der Einfluss Frankreichs auf die preußische Politik etc.,* historische Studie von Bruno Bauer; Hannover, 1888.

*Der Krieg von 1806 und 1807;* von Oberst v. Hoepfner, Berlin, 1850; I, II.

*Der Krieg von 1806 und 1807,* bearbeitet von Oscar v. Lettow-Vorbeck; Berlin, 1891/92; I, II.

*Diplomatische Correspondenzen; Preußen und Frankreich II;* herausgegeben von P. Bailleu, kgl. geheimen Staatsarchivar; Leipzig 1887. (Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven XXIX.)

*Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792.* Berlin, Posen, Bromberg; VII.

*Geschichte der Kriegswissenschaften,* vornehmlich in Deutschland, von Max Jähns, München und Leipzig, 1891; III.

*Histoire du Consulat et de l'Empire par M. A. Thiers; VI, VII.*

*Mémoires du Prince de Talleyrand; Paris, 1891.*

*Militärische Schriften von Scharnhorst,* erläutert durch Frh. v. d. Goltz; Berlin, 1881.

*Mittheilungen des k. k. Kriegs-Archivs,* Wien; Jahrgang 1881; daraus: Zwei zeitgenössische Stimmen (Gentz und Mayer) über die Schlacht bei Jena und Auerstädt im Jahre 1806.

*Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe* von v. Clausewitz; Berlin 1888. (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 10).

*Napoleon als Feldherr,* von Graf York von Wartenburg; Berlin, 1885; I.

*Napoleon I. Eine Biographie,* von Dr. August Fournier, 1889, II.

*Neue militärische Blätter;* 1892, XXXIX; daraus: Denkwürdigkeiten aus dem Kriegsleben Napoleons I.

*Oesterreichische militärische Zeitschrift;* Wien, 1886; III, IV; daraus: Das französische Heer der I. Republik und des I. Kaiserreiches.

*Parallèle entre César, Charlemagne et Napoléon; l'Empire et la démocratie. philosophie de la légende Impériale, par M. Castille; Paris, 1858.*

*Rossbach und Jena;* Studien über die Zustände und das geistige Leben in der preußischen Armee während der Uebergangszeit vom XVIII. zum XIX. Jahrhundert, von Colmar Freiherr v. d. Goltz; Berlin, 1883.

*Strategische Briefe* von Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen; Berlin, 1887; I.

*Taktische Beurtheilung größerer Schlachten,* von Wilhelm Reinländer, k. k. Oberst. Generalstabs-Officier; Wien, 1872; daraus: Die Schlacht von Jena; die Schlacht von Auerstädt.

*Vom Kriege.* Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz; Berlin, 1832—1834; I, II, III.

*Weltgeschichte für das deutsche Volk* (Fr. Chr. Schlossers), 1874; XV.

Nur gelegentlich benützte Werke sind in den Fußnoten besonders angeführt.

# I.

# Die Gegner und ihre Mittel.

## Frankreich.

In runder Summe betrug 1806 die Bevölkerung des Kaiserreiches und seiner Dependenzen (der größte Theil von Italien, die Schweiz, Holland, der Rheinbund u. s. w.) etwa 55 Millionen Seelen und aus dieser Menschenmasse zog Napoleon seine Mittel zum Kampfe.

Für einen Offensivkrieg auf deutschem Gebiet war hievon wohl nicht alles in Rechnung zu stellen; und die Betrachtung der Ereignisse wird zeigen, dass vorerst Frankreich allein die Basis ist, aus der sich wirklich schlagende Kräfte entwickeln.

Es wird daher für unsern Zweck vornehmlich Frankreich ins Auge zu fassen sein.

*Die Nation und das Empire.* Willig hatte die erschöpfte Nation sich der Führung desjenigen anvertraut, der sie führen zu wollen versprach und eine ungeheure Fülle an Macht in seiner Hand vereint. Ein Meisterwerk der Centralisation war der Neubau des französischen Staates geworden und diese Centralisation bis zum Äußersten für seine Zwecke zu gebrauchen, war das Haupt dieses Staates gewillt. Mit bemerkenswerter Kürze gehen die Memoiren seiner Paladine über eine Zeit hinweg, in welcher lediglich ein einziger, höchster Wille gegolten. Schon vor Austerlitz weiß der Kaiser, sobald ihm dies angemessen erscheint, die legalen Formen ungescheut zu verletzen.*) In seiner Person vereinigt er alle Befugnis an Macht, übt dieselbe ohne Unterlass und gedenkt sie, selbst was die Details betrifft, auch im Felde weiter-

*) Thiers VI, 42; Bewilligung des Recrutencontingents durch den Senat mit Übergehung des corps législatif.

zuüben.*) Wo er seinem Zweck zu dienen glaubt, gebraucht er seine Macht ohne irgendwelche Scrupel und rücksichtslos.

Die Staatsmaschine war jung und functionierte bislang ohne Klage; der einzige schwarze Punkt war die finanzielle Verlegenheit des Jahres XIII (Sept. 1804 bis Sept. 1805) mit seinem Deficit von 80 Millionen und dem Mangel an baaren Zahlmitteln gewesen; Napoleon hatte indessen schon im September 1805 durch Einziehung der dem Senat und der Ehrenlegion gehörigen Nationalgüter der wirtschaftlichen Krise vorgebeugt. Dann war Austerlitz gefolgt und nicht so sehr die mäßige Kriegscontribution Österreichs, sondern der moralische Erfolg hatten den Staatscredit erheblich gehoben. Und wohl muss billig bemerkt werden, dass finanzielle Verlegenheiten an sich den, der zum Kriege entschlossen ist, wohl nicht oft von demselben abhalten werden; zum Kampfe findet ein Staat verhältnismäßig unschwer die Mittel; und scheint der Glaube an das Gegentheil vielmehr eine jener Illusionen zu sein, in denen sich der Optimismus der Beherrschten naturgemäß zu wiegen pflegt.

Das Kaiserreich war nicht der langersehnte Friede; dies war der Nation schon seit Boulogne sehr klar; Paris hatte schon im September 1805 dem Kaiser sein Missvergnügen über den neuen Krieg unzweifelhaft gezeigt.**) Aber seither war Austerlitz gefolgt und vor der Größe des Erreichten verstummte fürderhin der Tadel. Wohl vernehmen wir noch vor Beginn der neuen Campagne von der gedrückten Stimmung in Paris***); doch der Pariser Meinung konnte füglich unbeachtet bleiben, seit und solange die Armee außerhalb der Grenzen stand. Der kriegerische Genius der Franzosen ist, man sage was man wolle, ein anerkanntes Ding, und begreiflich ist, dass er sich zeigen musste, wenn der Krieg stets außer Landes erfolgreich geführt ward. Jeder Franzose sah, dass fast nur durch die Armee der Weg zu hoher socialer Stellung und materiellem Wohlsein führte; der Egoismus des Individuums musste daher den militärischen Geist im Individuum wecken.

*) Corresp. XIII, Nr. 10874; *Ordre de service pendant l'absence de l'Empereur, Saint-Cloud, 24 Septembre 1806.*

**) Thiers, VI, 46.

***) Bailleu, II, Urkunde Nr. 330; Bericht des preußischen Gesandten Marquis v. Lucchesini vom 16. Jänner „. . . *ses peuples rassasiés de gloire lui demandent du repos et de l'aisance . . .*"

Das Gesetz vom 19. Fructidor des Jahres VI (1798) war die Grundlage der Heeresergänzung unter dem Consulat und Kaiserreich geblieben;*) es hatte die Conscription eingeführt, welcher jeder Franzose vom 20. bis 25. Lebensjahr unterworfen war in gewöhnlichen Zeiten zur Ergänzung des Heeres auf den vollen Stand, und daneben die Werbung fortbestehen lassen; zugleich wurde bestimmt, dass, wenn das Vaterland in Gefahr erklärt würde, jeder Franzose ausnahmslos zum Waffendienst verpflichtet sei. Das jährliche Recrutencontingent war nicht genau bestimmt; 1805 betrug dasselbe 60.000 Mann**), wovon die Hälfte zu den Fahnen eingestellt, der Rest im Verhältnis der Reserve belassen werden sollte. Allein schon im September 1805 hatte der Kaiser das gesammte Contingent des Jahres XIV nebst der Ergänzung bis zum 1. Jänner 1807 vorweggenommen, sowie die Reserven der Jahre IX—XIII zum Dienst herangezogen, und die so erhaltenen 80.000 Mann während des Krieges den Depôts zur Ausbildung überwiesen; für den Herbst 1806 standen ihm diese somit als fertige Soldaten zur Verfügung.

Eine auch nur beiläufig richtige Zahl für die Gesammtstreitkräfte des Empire im Jahre 1806 zu geben, ist äußerst schwer; die Angaben weichen bedeutend von einander ab, bis zu 200.000 Mann.***) Auch Oberst von Lettow-Vorbeck gibt in seinem wahrhaft classisch geschriebenen Werk durchaus keine Übersicht der Gesammtstreitkräfte, sondern lediglich eine Ordre de bataille der „Großen Armee"; und in der That, wir werden auf französischer Seite uns nur mit der mobilen Feldarmee fürs Erste zu befassen haben. Indessen liegt am Tage, dass bei einem Kampf voraussichtlich so folgenschwerer Art wohl alle Mittel, auch die secundären, zu betrachten sind. Ein Blick in des Kaisers Correspondenz belehrt uns, in welch umfangreicher Weise für die Reichsvertheidigung, dann für den Ersatz der Abgänge in der mobilen Feldarmee, endlich für Nebenoperationen vorgesorgt worden war und welche Mittel neben der Großen Armee noch verfügbar blieben. An 140.000 Mann standen in Localverwendung, dann in den Depôts von Boulogne, wo der alte Marschall Brune

*) Öst. Milit. Ztschrft. 1886; III, 27 ff.
**) Thiers, VI, 41 ff.
***) Thiers, VII, 22 und Hohenlohe, I, 14.

commandierte über König Ludwigs Corps bei Wesel nach Mainz zu dem in der Bildung begriffenen VIII. Corps unter Mortier, und von da an beginnt die ununterbrochene Reihe von Depôts längs des Rheines, deren Thätigkeit zu überwachen, sowie im Jahre vorher, dem Veteranen Kellermann anvertraut wird. Diese Reihe von Depôts heißt deutlich genug Reservearmee und es wird ihr für allenfallsige Bedrohung der Reichsgrenze von Hannover her eine gewisse Actionsfreiheit gewährt; die Organisierung der Nationalgarden in den Grenzbezirken wird, wenn auch vorerst gleichsam nur als Versuch, befohlen.*) Jenseits der Alpen standen in den Depôts und mobil an 130.000 Mann, unter dem Vicekönig von Italien, dem König von Neapel und Marmont, der angewiesen wird, sich schon jetzt auf den Kriegsfall Österreich gefasst zu machen.**) Alles in allem scheint der Kaiser weit über eine halbe Million Mann zu seiner Verfügung gehabt zu haben, und der umfassende Blick, mit welchem er seine Mittel vertheilt und ordnet, muss wahrhaft Erstaunen erwecken; von Boulogne bis Toulon und Zara prüft er die Vertheidigungsfähigkeit der Grenzgebiete und Küsten und strenge werden die königlichen Brüder angewiesen, mit den die Landesvertheidigung führenden Generalen in dauerndem Rapport zu bleiben; der Erzkanzler wird auf's genaueste von den Einzelheiten der Reichsvertheidigung unterrichtet und ihm tägliche Correspondenz mit König Ludwig und Marschall Brune befohlen;***) die Selbstthätigkeit der obersten Führer wird, wenn auch nicht ostensibel, doch vernehmlich genug, geweckt.†) Fast unerschöpfliche Reserven bieten sich dem Kaiser in seinen Depôts; und wir haben gesehen, dass er auch schon an die Nationalgarden denkt. Ein wahrhaft großartig vorbereitetes System des successiven Kräftegebrauches, und, so unwahrscheinlich dem Kaiser die Möglichkeit erscheint, zu seinen Reserven greifen zu müssen, so fasst er auch doch diese Möglichkeit vorurtheilslos in's Auge.††)

Was nun das eigentliche Werkzeug zum Kriege, die mobile Feldarmee, betrifft, so war es die Armee von Austerlitz, und

---

*) *Instruction pour le maréchal Kellermann, Mayence, 30 Sept.*

**) *Organisation de l'armée d'Italie, Saint-Cloud, 23 Sept.*

***) An Cambacères, Mainz, 30. Sept.

†) An den König von Holland, St. Cloud, 22. Sept.

††) An denselben, Mainz, 30. Sept.

besser noch als diese.*) Unter denselben Führern, wie ein Jahr vorher, standen dieselben Truppen (die Garde in Paris, Marmont in Dalmatien sind hievon abzurechnen) seit geraumer Zeit in Süddeutschland, und ließen sich's in den Quartieren der deutschen Fürsten wohl ergehen. Indem wir die Stärkeangaben, Aufstellungsart u. s. w. der Truppen im Capitel der Operationen besprechen wollen, so sei vorerst ein Bild der Armee des Kaiserreiches gegeben.

*Die Große Armee.* Durch mehrjährige Übung in den Standlagern des Reiches hatte sich diese Armee einen außerordentlich vollkommenen Grad der kriegerischen Mechanik angeeignet;**) die Feldzüge von Ulm und Austerlitz hatten den Truppen die Überzeugung gegeben von der Vorzüglichkeit dessen, was man sie im Frieden gelehrt, was sie geübt und sich angewöhnt hatten. Hat sich das Mechanische des Krieges als solches im Kriege bewährt, so entsteht sogleich der ungleich kostbarere Niederschlag hievon in der Seele des Soldaten, das Vertrauen, und dieses Vertrauen zu sich und den Führern ist so recht die Stärke einer Armee.

*Infanterie.* Dieselbe theilt sich in Linien- und leichte Infanterieregimenter von 2—3 Bataillonen;***) bei ersteren besteht jedes Bataillon aus einer Grenadier-, einer Voltigeur- und acht Füsiliercompagnien, bei letzteren aus einer Carabinier- und neun Jägercompagnien. Der Kaiser fasst eine gleichmäßigere Organisation der Fußtruppen in's Auge,†) dieselbe bleibt jedoch wegen der beginnenden Campagne Project.

Den verschiedenen Typen der Infanterie entspricht deren verschiedene Bestimmung. Am Schlachttage werden die Grenadiere in Reservecorps vereint, um mittelst eines Massenstoßes die Entscheidung zu bewirken; die Voltigeure, körperlich gewandte Leute, im Aufsprunge auf die Pferdecroupe geübt, haben den raschen Bewegungen der Reiterei zu folgen; die leichte Infanterie kämpft in zerstreuter Ordnung — es sind die bekannten, vorbildlich gewordenen Tirailleurs der napoleonischen Armee — und strenge wird ihnen aufgetragen, sich in keine größern

*) Thiers, VI, 416.

**) Marmont, Denkwürdigkeiten, II, 186 ff.

***) Ein Bataillon blieb in den Depôts.

†) An General Dejean, St. Cloud, 4. Sept.

Trupps zu sammeln und aus dem Terrain soweit als möglich Vortheile zu ziehen.*) Die Infanterie der Linie kämpft vornehmlich in geschlossener Ordnung nach den Bestimmungen des alten Reglements von 1791, das nicht allzusehr von den übirgen europäischen Reglements, und diese fußten ganz auf den Anschauungen der alten Zeit, verschieden ist; nur die Colonne tritt uns in denselben häufiger entgegen; die Formationen und Evolutionen sind oft sehr complicierter Natur und füglich sträubt sich der von dem überkommenen Bilde napoleonischer Stoß- und Massentaktik verwirrte Geist, diese Dinge als praktisch durchgeführt, anzuerkennen, und doch ist dem zum Theile wirklich so gewesen; die Masse der Infanterie focht in geschlossener Ordnung — officiell und oft thatsächlich — während die Thätigkeit der Tirailleurs reglementarisch keineswegs geordnet war und ihr Auftreten am Schlachtfelde durchaus nicht immer ein umfassendes, großartiges gewesen ist; ihre Rolle wird in den Gefechten analysiert und beurtheilt werden. Indessen bestand ihre Kriegspraktik in den Traditionen der Infanterie, sie hatte sich oft schon glänzend bewährt, und das war auch außerhalb Frankreichs bekannt, hätte den Gegner füglich anregen können.

Wir nehmen in dem Wesen der Fußtruppen, dem Nerv der Armeen, wie sie Napoleon nennt, als besondere Eigenschaften wahr: strenge Scheidung in Classen mit besonderen Bestimmungen; offenbare Abstufung der Truppen-Gattungen in Hinsicht ihres militärisch-moralischen Wertes, welche stark an die so berühmte Eintheilung „Velites, Hastates, Principes, Triarii“ des alten Rom gemahnt — kurz, das System der Reserve wird auch moralisch zum Ausdruck gebracht. Den natürlichen Volksgaben des französischen Geistes ist sehr Rechnung getragen in allem, was das Gefecht der Fußtruppen betrifft; verworfen wird das Gliederfeuer langer Linien mit Hinsicht auf die Kaltblütigkeit der deutschen Soldaten, dagegen den Obersten der Infanterie nahegelegt, „ihre Soldaten in dem der Lebhaftigkeit und dem Charakter des Franzosen — diesen ihn vor anderen Nationen auszeichnenden Eigenschaften — zusagenden Bajonnetangriff einzuüben**); die Offensive, so wird erklärt, erschließt dem Soldaten

*) Öst. Milit. Ztschrft. 1886, IV, 256.
**) Ebenda.

unerschöpfliche Hilfsquellen und gedenkt man eben durch sie die Truppen im Kampfe eher zu schonen, als durch gewissenhaftes Feuergefecht mit einem zäheren, schwerfälligeren Gegner. Welche Philosophie des Krieges! Ohne in die Gemeinplätze jener Ideologen zu verfallen, welche Wirkungen des Nationalgefühles für den Gefechtszweck unter dem Donner der Kanonen erwarten, wird dennoch jene Form gewählt, die dem Soldaten gestattet, seine natürlichen im Blute liegenden Gaben, oder vielmehr die Reste von ihnen, die er doch immer in den Kampf mitbringen wird, frei zur Geltung zu bringen. Das ist wahre Taktik, die mit der Seele des Mannes rechnet, mit ihren Impedimenten wie Friedrich, mit ihren treibenden Kräften wie der Franzosenkaiser. Am Tage liegt, dass diese Taktik vom Nachbar freilich immer nur unvollkommen nachgeahmt werden kann; er zwänge sich immerhin in die Rüstung des Gegners; sie wird ihn, im Beginne zumal, beengen und hindern, erfüllt ihren Zweck nicht so ihm, wie sie's jenem gethan. Und dies gilt — wie es scheint — für alle Epochen.

*Cavallerie.* Man unterschied schwere — Carabiniere und Cürassiere — dann leichte Reiterei — Dragoner, Jäger zu Pferd Husaren —; jedes Regiment zählte vier Escadrons (nicht durchwegs). Das Reglement vom Jahre 1788 wurde 1804 durch eine Commission hervorragender Reitergenerale unwesentlich modificiert. Napoleon hatte auf den ursprünglichen Charakter der Dragoner als berittene Fußtruppe hingewiesen und diese Bestimmung wurde maßgebend für die Ausbildung dieser Truppe. Trotz der Sorgfalt, die auf die Reiterwaffe verwendet wurde, war sie in ihrem Pferdematerial, der Wartung der Thiere, dann der Reiterausbildung keineswegs auf der wünschenswerten Höhe; wenigstens scheint aus den Quellen hervorzugehen, dass sie sich, was das Mechanische betrifft, nicht ganz mit der preußischen vergleichen konnte*) und die Sorge hierüber klingt, wenn auch verschleiert, aus Napeleons Correspondenz**). Aber aus allen Vorschriften über die Verwendung der Reiterei klingt stets als oberster Grundsatz jene rückhaltslose Offensive heraus, die das eigentliche Element dieser Waffe bildet; das Princip der Reservenverwendung wird fortwährend in Erinnerung gebracht; kurz, man glaubt in einem Re-

*) v. Lettow-Vorbeck, I. 180.
**) An Soult, Würzburg, 5. Oct.

glement unserer Tage zu blättern. Der Unternehmungsgeist, der Sinn für kühnes Wagen wird stets und mit Erfolg geweckt und diesen Geist hat die Cavallerie der Großen Armee trotz mancher innerer Mängel materieller Natur sich zu bewahren gewusst.

*Artillerie.* Dieselbe befand sich in einem Übergangsstadium, welches erst durch die Reorganisation von 1809 abgeschlossen wurde. Der erste Consul war so recht der Schöpfer dieser Waffe, aus der er selbst hervorgegangen war; 1803 änderte er das System Gribeauval und führte in der Feldartillerie 6pfünder (kurze und lange), 12pfünder (kurze und lange), 8 und 6zöllige Haubitzen ein. Die Kriegsstärke der fahrenden Compagnien verhält sich zu jener der reitenden wie 8 : 5 und jede Compagnie bemannt eine Batterie von 6 Pièces. Die glorreiche Erinnerung an Castiglione führte dahin, dass fortwährend Mittel und Wege gesucht wurden, die taktische Verwendbarkeit der Artillerie zu erhöhen; schon 1797 war sie zur Hauptwaffe erhoben worden und eine Ordonnanz von 1805 decretierte ihre Verwendung in Massen. Indessen tritt die Artillerie keineswegs in jener Weise auf, wie man es füglich erwarten konnte; ihre Auftheilung auf die Corps ist höchst ungleichmäßig, wir finden sechs Caliber und veraltete Muster vor, endlich scheint nicht einmal eine feststehende Eintheilung in Batterien stattgefunden zu haben.*) — 1801 war das Corps des Artillerietrains gebildet worden und hatte sich dasselbe gut bewährt. Knapp vor Beginn des Feldzuges fehlte ein großer Theil der Bespannung beim Artilleriepark, musste dieselbe in aller Eile durch Ankauf beschafft und trotzdem die Zahl der mitzunehmenden Fuhrwerke stark reduciert werden.

An technischen Truppen gab es Pontoniere, die ihr Material beim Kriegsausbruch keineswegs vorbereitet zur Hand hatten, dann Sappeure und Mineure.

*Manövrieren.* Schwierig ist es, was die großen Evolutionen der verschiedenen Waffen betrifft, reglementarische Bestimmungen, also die eigentliche Basis der Kriegsvorbereitung, nachzuweisen und bedenklich erscheint es, das System post festum aus der Praxis des Krieges mit kritischer Unverletzlichkeit hervorzuziehen. Nicht ganz genau scheint es zu sein, wenn behauptet wird, die Form, in welcher gekämpft wurde, sei Napoleon unwesentlich

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 64.

erschienen und er habe sich um sie nicht interessiert*), ebensowenig kann der Satz bona fide hingenommen werden, die napoleonischen Heere hätten weit öfter durch die auf dem Schlachtfelde ausgeführten taktischen Bewegungen und deren Präcision als durch die Anlage der großen strategischen Bewegungen gesiegt.**) Die Wahrheit wird wohl zwischen den Extremen liegen, wie sie es meistens thut; doch wo sie liegt, ist heute mit Sicherheit kaum mehr anzugeben. Eine seltsame Zeit, fürwahr, und innerer Widersprüche voll! Festzustehen scheint, dass das Reglement von 1791 auch für die großen Evolutionen in den Grundzügen in Kraft geblieben ist, trotz gelegentlicher Neueinführung officieller Formen, wie die „*Instruction concernant les maneuvres de l'infanterie, donnée par l'inspecteur général de l'infanterie de l'armée du Rhin, an VIII.*" Allein mit der Praxis der Revolutionskriege war denn die Armee doch wohl so vertraut geworden, dass man nicht glauben kann, die Generale hätten für die großen Manöver vornehmlich aus den officiellen Reglements ihre Weisungen geschöpft. Die Tirailleurs wurden sicherlich genug geübt, und dennoch ist es bekannt, dass für sie keine geschriebene Theorie bestand. Und so wird wohl auch das Reglement von 1791 auf dem Manöverfelde selbst praktisch erheblich abgeändert worden sein. Von einigen grundsätzlichen Directiven seien die folgenden genannt: Die Bewegungen mehrerer Bataillone haben nach den Bestimmungen für ein Bataillon zu geschehen; die Bewegungen in der Colonne bilden den wesentlichsten Theil der Kriegstaktik; da die ganze Kriegstaktik auf dem Wissen und Können beruht, die Truppen mit Schnelligkeit in Colonnen zu brechen und in entwickelter Linie marschieren zu lassen, so beschränkt man sich darauf, den einfachen Mechanismus dieser Evolution festzustellen. Der Cavallerie wird für die Attaque das Überflügeln und Umfassen mittelst ihrer Reserven eingeschärft. Von den Artillerieofficieren wird verlangt, sie sollen das Wesen der Infanterie- und Cavalleriemanöver völlig innehaben und schon aus den allgemeinen Dispositionen des befehligenden Generals sogleich die für die Geschütze günstigste Stellung erkennen. Man sieht, die Vorschriften haben stets den Kriegszweck im Auge und alle zielen sie auf

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 83.
**) Öst. Milit. Ztschrft. 1886, III, 2.

das, was man den Ernstfall zu nennen pflegt. Anerkannt wird, dass die im Abgeben was immer für eines Feuers bestgedrillte Infanterie deswegen allein für den Krieg noch nicht die beste ist, und es wird an das Bajonnet (trotz der Schwierigkeit seines Gebrauches in drei Gliedern) appelliert; gelehrt wird, die Schlachtentaktik umfasse zwei Combinationen: einheitliche Verwendung der verbundenen Waffen; zweckmäßigste Formationsart der ins Gefecht zu führenden Truppen; letztere muss innerhalb gewisser Grenzen normiert sein. Die Normalgefechtsform der Infanteriedivision ist die flügelweise Aufstellung in zwei gleichstarken Treffen, das erste in entwickelter, das zweite in Colonnenlinie; sämmtliche leichten Truppen des ersten Treffens befinden sich ungefähr 200 Schritte vor der Front als Tirailleurs; die normale Gliederung ist:

| | | |
|---|---|---|
| Tirailleurlinie . . . . . . | 14 | Comp. |
| 1. Treffen . . . . . . . . | 22 | „ |
| 2. Treffen . . . . . . . . | 30 | „ |
| Grenadierreserve . . . . . | 12 | „ |

es konnten jedoch die Tirailleurs nach Bedarf vermehrt werden. Die Cavallerie stand hinter den Brigaden (je eine Escadron), die Geschütze stets auf den Flügeln. Im Angriff formirt sich die Division in Bataillonscolonnen, die des zweiten Treffens 300 Schritte hinter jenen des ersten, auf die Intervalle derselben gedeckt; das wichtigste im Angriffe ist und bleibt Terraingewinn, denn das Tirailleurgefecht an sich kann nie zu einem Resultate führen.

Die Reiterdivision von fünf Regimentern hat folgende Aufstellung: zwei Regimenter in entwickelter Linie, drei unmittelbar anschließend in Colonne; zwischen den Abtheilungen bleiben mindestens halbe Entwicklungsintervalle. Die Corpscavallerie ist für den eigentlichen Kampf nur von secundärer Bedeutung; die Masse der Reiterei ist in eine Reserve vereint und wird die Art ihrer Verwendung später besprochen werden.

Wohl war die Scheidung der Artillerie in Divisions- und Reservegeschütze normiert, und galten für die Verwendung der Waffe die Grundsätze: Massengebrauch, Zurückhalten eines Theiles der Geschütze außer dem Feuerbereich bis zum entscheidenden Moment; concentrische Wirkung auf die Einbruchsstelle, Deckung

der Geschütze durch Tirailleurs, officiell und theoretisch; dennoch sehen wir vorerst von alledem sehr wenig. Die taktische Verwendung der Artillerie war, sowie ihre Organisation, noch nicht ganz durchgebildet und geübt, wie jene der Schwesterwaffen, und erst bei Eylau wieder spielt sie eine entscheidende Rolle.

Es klingt aus allen Weisungen über das Manövrieren größerer Truppenkörper der Appell an die Selbstthätigkeit der Führer vernehmlich heraus; wohl wird gelegentlich auf's Reglement gewiesen, aber stets schlägt die Absicht auf richtiges Erkennen des Gefechtsbedürfnisses und angemessenes Disponieren innerhalb weitester Grenzen vor. Noch viel mehr gilt dies für die Manöver der verbundenen Waffen, für die es Normen durchaus nicht gab. Es müsse überhaupt dem Genie der höheren Führer überlassen bleiben, die großen Manöver der vereinigten Waffen nach eigenem Ermessen zweckmäßig zu leiten.*)

*Thätigkeit der Commandanten.* Wir übergehen hier die reglementarischen Weisungen über Ertheilen und Abnehmen des Commandos, die Technik der Befehlsgebung u. s. w., um einige besondere Züge anzuführen. Ein Hauptgewicht wird auf rasches Formieren aller Truppentheile durch ihre Führer gelegt; verantwortlich ist der Capitän, dass die Compagnie, der Bataillonschef, dass das Bataillon, der Brigadier, dass die Brigade in je fünf Minuten, der letzte Truppenkörper somit in einer Viertelstunde vom ersten Trommelstreiche an ralliiert sei. Genaue Kenntnis der unterstehenden Mannschaften, besonders der Officiere, dann der Pferde in Hinsicht des Alters, der Eigenschaften, des Charakters, wird den Führern aller Grade zur strengen Pflicht gemacht. Es wird verlangt, dass man den Einfluss des Führers auf seine Truppe stets und ganz wahrzunehmen in der Lage sei. Für das Gefecht selbst werden minutiöse Meldevorschriften erlassen und der Instanzenzug peinlich vorgeschrieben; stets hat der Führer seine Untergebenen von dem Zwecke, der erreicht werden soll, zu unterrichten; stets bleibt ein Commandant bei seiner Truppe; er muss sein fortwährendes Interesse für den gemeinen Mann nicht allein bethätigen, sondern es vielmehr zur allgemeinen Erbauung ostentativ zur Schau zu tragen wissen, indem er mit seinen Leuten am Marsch, im Lager, persönlich und leutselig verkehrt.

*) Öst. Milit. Ztschrft. 1886, III, 49.

*Gefechtspsychologie.* Hierin, und es wurde über dieses Thema, wie es scheint, mit den Commandanten förmlich Schule abgehalten, beruht so recht, was man als Überlegenheit eines Heeres zu bezeichnen pflegt. Sehen wir uns diese officielle Psychologie etwas genauer an. Es wurde bereits darauf hingewiesen, wie die Elementartaktik und die Vorschriften für das Gefecht darauf berechnet waren, die dem französischen Soldaten innewohnenden natürlichen Gaben thätlich zu verwerten; wahrhaftig, man darf mit Fug und Recht die Colonnen und Tirailleurs eine nationale Taktik nennen, wenn auch mit dem stillen Vorbehalt, dass nicht das National b e w u s s t s e i n, sondern die u n b e w u s s t e n Merkzeichen der Nationalität als Hilfen herangezogen werden; so enthusiastisch und naiv ist der Corse nicht gewesen, dass er das Nationalbewusstsein als Motor im Kampfe für den Kampf betrachtet, oder gar auf dasselbe gerechnet hätte. Aber die Eigenthümlichkeiten des Stammes weiß er in dem Kunstproduct militärischer Erziehung wohl zu verwerten. Vor der Action lässt er die Truppen durch ihre Führer haranguiren, wobei der Appell an die Ideale von Patriotismus, Dynastentreue u. s. w. sehr gegen kurze Angabe dessen, was erreicht werden soll und das Deutlichmachen der Art, wie dies mit größtmöglichster Schonung der Truppen zu vereinen sei, zurückzutreten pflegt. Nicht dumpfe Resignation zu seinem möglichen Schicksal wird vom Manne verlangt, vielmehr ihm die zu lösende Aufgabe als leicht, wenig gefährlich, oft in humoristischer Weise erklärt, wenngleich auch sehr darauf hingewiesen wird, man dürfe hierin durchaus nicht so weit gehen, dass der Soldat beim ersten ernsten Widerstand des Gegners sich von seinen Führern dupiert glauben kann. Stets sollen die Truppen durch Aussicht auf den Frieden als Preis des Kampfes, auf Belohnung und materiellen Gewinn angefeuert werden. Z u m M a n n e w i r d i n j e n e n Z u n g e n g e r e d e t, d i e e r v e r s t e h e n k a n n; aber keineswegs wird der Wert der Harangue überschätzt, vielmehr nur als zierender Flitter betrachtet. Obwohl das Sanitäts- und Ambulanzwesen jener Zeit nach unseren heutigen humanen Begriffen ein ganz unzulängliches war, so wird doch als Grundsatz aufgestellt, dem Manne sei die feste Überzeugung beizubringen, dass ihm im Falle der Verwundung alle erdenkliche Hilfe und die

größte Sorgfalt zu Theil werde; die Todten sind so rasch als möglich aus der Sicht der Truppen zu entfernen, über die Gebliebenen viel Worte zu verlieren, soll nicht üblich sein, als nicht am Platze gelten*); während des Kampfes haben die Musiken kriegerische Weisen zu spielen; wenn die Gefechtslage dies gestattet, so wird Wein oder Branntwein an die Truppen zu vertheilen sein. Für ihre Adler wusste Napoleon seine Truppen geradezu zu fanatisieren — insoweit dieses Wort der nüchternen Kühle des menschlichen Herzens in Nützlichkeitsfragen angemessen ist — sie hielten thatsächlich große Stücke auf ihre Feldzeichen und anzunehmen ist, dass bei drohendem Verlust eines solchen im Gefechte, die bösen Folgen hievon auf die Bravour der Truppen immerhin stimulierend rückgewirkt haben mögen**). Als Regel gilt, dass die Mannschaften vor der Action stets abzuessen haben und darf diese Norm nur bei offenbarer Unmöglichkeit, ihr nachzukommen, übergangen werden. Wir sehen in allem, was das Gefecht betrifft, jene tiefe seelische Berechnung liegen, welche, mit den Schwächen der menschlichen Natur rechnend, dieselbe eben bei diesen Schwächen packt, um sie auf Umwegen dem gewünschten Zwecke zuzuzwingen. Nicht soll hier eine Lanze gebrochen werden, blind und enthusiastisch für ein psychologisches System, wie es in der Gefechtsroutine napoleonischer Armeen aus jener Zeit zu Tage tritt: als ob dasselbe immer und ewig am Platze, überall durchführbar sei. Aber der Vergleich mit den Gegnern jener Zeit wird die skizzierten Elemente der Überlegenheit plastisch erscheinen lassen. Die dem kritischen Verstande trotz allem oft unglaublich erscheinende Hingebung der Soldaten des Empire floss, wie wir bis nunzu sahen, aus sehr materiellem, greifbarem Ursprunge her.

*Märsche und Lager.* Während der strategische Charakter der napoleonischen Märsche noch lange nicht völlig gewürdigt erscheint, weiß man doch, dass er den Mechanismus derselben bis zur erreichbaren Grenze des Möglichen ausgebildet hatte. Es gibt Reise- und Kriegsmärsche, letztere können zu Gewaltmärschen werden. Gewöhnlich findet man zwei Corps auf einer Straße mit einem halben Tagmarsch Abstand instradiert; das heute

*) Neue milit. Blätter, XXXIX, 372.
**) *General Thoumas, causeries militaires, I, 176 ff.*

typische Echiquier, das allen Anfängern in der Strategie als Norm größerer Heeresbewegungen gelehrt zu werden pflegt, findet sich bereits im Feldzuge von Ulm in seiner Ur- und vollkommensten Form. Als oberste Regel galt für Kriegsmärsche stete Gefechtsbereitschaft und Schlagfertigkeit, weshalb allen Commandanten auf das strengste verboten wird, sich auch nur vorübergehend von den Truppen zu entfernen: bei denselben hat die größte Ordnung zu herrschen, die Gewehre dürfen nicht geladen sein, die Arrestanten marschieren vereint, und sind äußerlich ostentativ kenntlich gemacht. An der Spitze der Truppensäule besorgen stets Officiere des Generalstabes die Führung. Die Marschlängen sind für Kriegsmärsche 25—30 Km., für Gewaltmärsche 50—60 Km. Das Marschtempo 3—4 Km. bei der Infanterie, 4·8—5 Km. bei der Cavallerie, Rasten eingerechnet: diese wurden bei Kriegsmärschen alle zwei, bei Gewaltmärschen alle vier Stunden im Ausmaß von je einer halben Stunde gewährt. In Wirklichkeit wurden diese Normen oft bedeutend überschritten; so war die Armee 1805 von den Küsten des Oceans bis Brünn in 78 Tagen marschirt, hatte täglich im Mittel 21 Km. zurückgelegt und eine ganze Reihe von Schlachten und Treffen dabei geliefert; indess kommen noch weit höhere Leistungen einzelner Truppenkörper gelegentlich vor. Wir erwähnen diese Daten in Absicht des Vergleiches mit der preußischen Armee. Es wurde grundsätzlich gelagert und der Lagerdienst war durch strenge Vorschriften geregelt. Die Aufstellung der Truppenkörper erfolgt nach ihren Dienstnummern, um Eifersüchteleien wegen des Ehrenplatzes hintanzuhalten. Die leichte Infanterie hat stets den Umkreis des Lagers zu sichern; alle Commandanten bivakieren mit der Truppe; Cavallerie und Artillerie sind, soweit es angeht, in Quartiere zu verlegen. Täglich um vier Uhr morgens machen sich die Truppen marschbereit, werden visitiert (Appell) und rücken, falls nicht marschiert wird, sodann in ihren Lagerbereich ab; die Fassungen sind durch besondere Commandos zu bewirken u. s. w.

*Verpflegung, Train, Etapen.* Die Art der Verpflegung war eine wohldurchdachte Verbindung der lebensfähigen Formen des alten Magazins- mit dem modernen Requisitionssystem und deckt sich in allem wesentlichen mit dem, was heute gang und gäbe

ist. So lange es angeht, lebt die Armee vom Lande, wobei stets auf Ordnung in den Beitreibungen, gleichmäßige Vertheilung der Lasten auf die Bevölkerung, thunlichste Schonung des Einzelnen,*) sowie ausnahmslose Abgabe von Bons für die gefassten Artikel gedrungen wird. Es war somit das Requisitionssystem keineswegs als Raubsystem gedacht, und zwar aus Gründen der Politik gerade auf dem Operationstheater von 1806 durchaus auf keinen Fall, wenn auch in Wirklichkeit mancher Missbrauch getrieben worden sein mag. Im Allgemeinen galt als Norm, dass die operierenden Truppen ihre Mittel zum Unterhalte aus dem Lande zu ziehen haben; am Tage liegt, dass diese Art der Verpflegung in manchen Verhältnissen (Zusammenschieben der strategischen Front, rasche und plötzliche Bewegungen u. dgl.) nicht glattweg durchzuführen sein werde und daher hat jedem Armeecorps eine mäßige Proviantcolonne zu folgen, welche leicht transportables und dauerhaftes Brod, ebensolche Gemüse, wie Reis, dann Schlachtvieh führt, aus dem Lande gefüllt wird (in der Regel) und für deren Vorhandensein und Dotierung die Corpscommandanten zu sorgen haben werden; sowie für das Vorhandensein von vier eisernen Portionen beim Manne und vier weiteren auf den Wagen. Indess hat es damit sein Bewenden nicht; es sind Magazine zu errichten an Punkten, die jeweilig vom Generalstabe bekannt gegeben werden (es sollten womöglich sturmfreie Städte sein) und aus dem Lande unter Heranziehung von Landesfuhren zu füllen; sie dienen den durchziehenden Truppen sowohl, als auch gelegentlich den Proviantcolonnen zur Ergänzung ihrer Bedürfnisse, dürfen aber stets nur dann angegriffen werden, wenn diese Bedürfnisse direct vom Lande nicht zu beschaffen sind. In den Depôtplätzen werden Feldbäckereien oft in wenig Stunden activiert und verarbeiten ganz gewaltige Mengen von Mehl. Alle Vortheile des Requisitionssystems ohne dessen Mängel — Zersplitterung der Truppen, Hemmung der Bewegungen — sind in diesem System mit den brauchbaren Elementen der Magazinsverpflegung vereint,**) und es hat dieser Mechanismus trotz geringfügiger Stockungen im großen Ganzen zweckentsprechend functioniert. Heute sind wir mit diesen Einrichtungen vertraut

*) Foucart, I, 311.
**) W. Rüstow, Feldherrnkunst des XIX. Jahrhunderts, I, 248.

und sie des breiten darzulegen, würde ermüdend sein. Zu jener Zeit waren sie neu und es wird sich der Contrast mit dem, was wir beim Gegner kennen lernen werden, als höchst auffallend erweisen.

Das Fuhrwesen der Armee wurde durch eine Privatunternehmung, die Compagnie Breidt, versehen; bedeutende Mängel lassen sich dabei keineswegs verkennen: Die Compagnie hat fast stets ein den militärischen Zwecken entgegenstehendes Interesse, macht Geschäfte mit den höheren Officieren,*) Zahl und Beschaffenheit des Materials erweisen sich als unzulänglich**) und muss oft zur Unzukömmlichkeit der Landesfuhren Zuflucht genommen werden. Es schreitet daher der Kaiser in der That im März 1807 zur Bildung der Traintruppe. Indessen sind während der ersten Zeit des Feldzuges die angezogenen Mängel in den reichen Gegenden Deutschlands nicht störend oder hemmend hervorgetreten.

Die Etapenlinien sind genau und meist vom Kaiser selbst, je nach der Kriegslage bestimmt; er weiß dieselben rasch nach Bedarf zu verlegen und hat ein wachsames Auge darauf, dass sie womöglich solche Plätze berühren, die sturmfrei sind; woher denn kommt, dass die Länge der einzelnen Etapen eine sehr ungleiche ist.

*Bewaffnung und Bekleidung.* Die Infanterie besaß das verbesserte Gewehr M. 1787; dessen ausgiebigste Wirkung reichte bis 136 m und hielten die Läufe 25.000 Schüsse aus; die Kriegstaschenmunition betrug 50 Patronen, daneben wurden 30 per Mann in den Caissons geführt; das Ausmaß an Übungsmunition war ein äußerst reichliches. Die Cavallerie hatte Säbel, Dragonergewehr und Pistole, die Cürassiere nur Pallasch und Pistolen; die Artillerie war mit dem Dragonergewehr sammt verlängerten Bajonnet versehen u. s. w.

So mangelhaft nun auch die Feuerwaffen als solche waren, so waren sie doch die besten in Europa zur damaligen Zeit***) und ihre Überlegenheit über jene der Preußen steht außer allem Zweifel.

---

*) Der Kaiser an Berthier, St. Cloud, 10. Sept.

**) An General Dejean, Osterode, 6. März 1807.

***) Öst. milit. Ztschrft., 1886, III, 45.

Auch in Bezug auf die Bekleidung zeigt sich ein großer Unterschied zu Gunsten der Franzosen; drei Paar Schuhe trägt der Soldat mit sich, ein viertes soll ihm baldigst nachgesendet werden; mit Mänteln sind die Truppen wohl versehen und ihre Uniformen überhaupt in einem so guten Zustand, dass es keinem Manne einfällt, nach den in der Heimat bereitliegenden neuen Montierungsstücken zu fragen.*)

Abgesehen von einzelnen kleinen Mängeln, die sich aus den Quellen nachweisen lassen, Mängeln, wie sie bei jeder Armee unvermeidlich sind, kann angenommen werden, dass der französische Soldat mit dieser Art von Bedürfnissen wohl ausgerüstet war.

*Magen und Seele.* Es galt dem obersten Kriegsherrn als Grundsatz, dass seine Soldaten so gut, als nur immer möglich, zu verpflegen seien. Vor Kurzem erst hatte er für die Verbesserung der Mannschaftskost gesorgt**) und in der That führte die Große Armee in den deutschen Quartieren ein sehr behagliches Leben, das, entgegen der verbreiteten Anschauung von willkürlicher Bedrückung der Bewohner, Erpressungen an denselben u. s. w., durch eine Reihe von fallweisen Bestimmungen gewährt worden war. Der große Menschenkenner wusste eben sehr genau, dass der Magen jene Werkstatt ist, in der das Feuer kriegerischer Tugend, wo nicht erzeugt, so doch erhalten wird; und wenn er sich im Siege befindet, dann allerdings zieht er alle Mittel des Besiegten zum Besten seiner Truppen rücksichtslos heran,***) um dem Manne die praktischen Früchte des Sieges im Ruhme des Sieges zu bieten. Aber hinweggehend über solche greifbare Belohnungen exceptioneller Natur, wird für das leibliche Wohl des Mannes immer und überall sehr gut gesorgt; der Sold war hoch für jene Zeit, 244·80 Francs dem Infanteristen, 292 dem Reiter pro Jahr, und wenn auch derselbe den Truppen nicht voll ausgehändigt wurde, so wussten sie wohl, dass sie im Augenblicke des Friedensschlusses relativ bedeutende Ersparnisse zu empfangen haben würden.†)

---

*) Thiers, VI, 417, ff.
**) Decret vom 12. März 1806.
***) An Daru, Berlin, 28. Oct. 1806.
†) Thiers, VI, 416.

*Disciplin.* Nur allzu häufig wird der Missgriff begangen, bei Prüfung dieser militärischen Potenz verschiedener Armeen dieselben im Urtheile über einen Kamm zu scheeren; man findet in den Quellen Haarsträubendes über die Indisciplin der französischen Soldaten während der Campagne neben bedeutsamen Blicken auf die scharfe Zucht preußischer Bataillone. Offenbar wird hier mit einem Maß gemessen, das, unterschiedslos angelegt, ganz falsche Resultate gibt. Zu erkennen ist, dass die dem Deutschen geläufige Strammheit, ja Steifheit im militärischen Exterieur vom Franzosen nicht verlangt wird, weil man sie kaum erreichen würde; dann erscheint bei dem lebhaften Charakter des Franzosen manches Detail im dienstlichen Verkehr als Indisciplin, während es doch nur der äußere Reflex einer gewissen Ungebundenheit ist, wie sie der Krieg erzeugt, und die man nicht vermeiden kann; ließ sich doch der Kaiser selbst ein treffendes Witzwort, eine schlagfertige Replik von Seite subalterner Officiere, ja gemeiner Leute, dann, wenn sie wohl angebracht erschienen, gelegentlich gefallen. Manches wird in einem Kriegsheer ruhig hingenommen, was in einem Friedensheer für strafbar angesehen wird; und ein Kriegsheer war die Große Armee: Sie kam von Austerlitz. Wohl hatte sie seit Boulogne an Strammheit verloren, indessen ersetzte sie dies durch den unvergleichlichen Geist,*) jenen Geist des französischen Soldaten, der, so lange die Dinge leidlich gehen, in einer glücklichen Sorglosigkeit, einem unbekümmerten Vertrauen culminiert. Was die von den betroffenen Einwohnern erhobenen Klagen über Excesse anbetrifft,**) so ist wohl zu beachten, dass Disciplin im Kampfe und solche im Quartier zweierlei Dinge sind und in gewissem Sinne nichts mit einander gemein, noch zu schaffen haben; der gallische Geist der Offensive, am Schlachtfeld ein mächtiges Mittel zum Sieg, schlägt in der Langeweile des Quartiers naturgemäß über die Stränge. Ein gewisser Muthwille ist keine schlechte Soldateneigenschaft. Und dennoch, wir finden mehr als einen Beweis, wie scharf die Disciplin gehandhabt wurde; Plünderung wird mit dem Tode bedroht, die schärfsten Strafen treffen Marodeure. Sicher ist, dass das, was der französischen Armee

---

*) Thiers, VII, 35.

**) v. Lettow-Vorbeck, I, 75, Fußnote.

an militärischer Disciplin fehlte, weit aufgewogen wurde durch ihre Kriegsdisciplin.

*Eigenart des Heeres.* So skeptisch auch die kühle Erwägung in seelischen Dingen jenen Begriffen gegenüberstehen muss, die sich hinter den Schlagworten von Nationalgefühl, kriegerischem Enthusiasmus u. s. w. wohlweislich verbergen, sobald diese Begriffe als Potenzen für den Kampf ausgegeben werden, so ist gleichwohl nicht zu verkennen, dass eben jene Potenzen in der Armee des Kaiserreiches in hohem Grade vorhanden waren — geweckt allerdings durch sehr praktische Gründe — und dass starke Reste hievon auf's Schlachtfeld vom Quartier und dem Marsche gelangten, wird zuzugeben sein. Der Ehrgeiz war durch Aussicht auf Beförderung zum Officier, ja höher hinauf, geweckt, wenngleich oder vielmehr gerade weil das letzte Ziel dieses Ehrgeizes bei der großen Mehrzahl mit epicuräischen Zielen sich deckte. Durch Schaffung eines Schatzes für die Armee*) aus den Kriegscontributionen und dem Erlöse des erbeuteten Materials wies der oberste Kriegsherr die Utilitarier seiner Armee auf greifbare Resultate ihrer Anstrengung hin. Man muss sich diese Armee vor's geistige Auge führen, wie sie, im Begriffe die Heimat zu gewinnen, wo ihr herrliche Feste, klingende Belohnung und materielles Wohlsein winken, angerufen wird, noch eine letzte Anstrenguug für erhöhte Siegespreise zu thun; nicht der Kaiser schickt sie recht eigentlich in den erneuerten Kampf, sondern der böse Nachbar ist's, der die Abwehr unvermeidlich macht.**) So rasch als möglich soll Friede gemacht werden, wann dies geschieht, hängt wesentlich vom Verhalten der Truppen ab. Wohl muss wieder zugegeben werden, dass die Wirkungen von Enthusiasmus sowohl als Berechnung dem Manne mit dem Pfeifen der ersten Kugel zumeist verloren gehen; doch bleiben ihm immerhin Reste davon, über die der Gegner nicht verfügen wird; tritt ein gewisser activer Fatalismus — das gallische Erbtheil des französischen Soldaten — hinzu, so ist alles da, was an moralischen Potenzen nur immer verlangt werden kann gegen einen Feind, wie der Feind jener Zeit es war.

---

*) Thiers, VI, 386.

**) *Proclamation, quartier Impérial Bamberg, 6 Oct. 1806.*

Wer verkennt hier den Soldatengeist, den wahren moralischen, physischen und politischen Wert einer solchen Armee?*)

*Organisation im Großen.* Die Eintheilung in Divisionen der Reiterei und Infanterie war ein Product der Revolution und von Bonaparte im wesentlichen beibehalten worden; das Wesen der Armeedivision ist allgemein bekannt; dazumal jedoch war die Erscheinung neu und erschien eigenthümlich fremd. Der Mitwelt fehlt zumeist das kritische Auge, das, in der Epoche lebend, den Wert oder Unwert der Mittel eben dieser Epoche durch freie Betrachtung mühelos erkennt; hier muss die Erfahrung, die bittere Erfahrung selber sprechen und ihr weicht die menschliche Natur solange als möglich aus.

Die Infanteriedivision bestand normal aus 6—12 Bataillonen im Brigadeverband, 6—9 Escadrons und 8—12 Geschützen; die Reiterdivision aus 12—18 Escadrons und 3 Geschützen: es schwanken somit die Stärkeverhältnisse der Divisionen sehr.

Auch die Armeecorps, Napoleons eigentlichste Erfindung, sind sehr verschieden organisiert; man findet zwei, drei, vier Divisionen in einem solchen vereint. Bemerkenswert ist, dass die Stärke eines Corps nach dem Geschicke des befehligenden Generals bemessen worden ist.**)

Die große Masse der Reiterei wurde in eine Reserve vereint, deren Commando ein- für allemal dem Großherzog von Berg verblieb; die Cürassiere bildeten die Schlachtreserve, die Dragoner waren vornehmlich zum Aufklärungsdienste bestimmt. Man sieht, dass die große Reiterreserve keine eigentliche strategische Einheit war.

Sowie die den Divisionen und Corps nicht beigegebene Cavallerie einheitlich geführt wurde, so gab es auch einen großen Artilleriepark für die Armee, der jedoch mit Geschützen sehr dürftig ausgestattet war. Auf fast zweihundert sonstige Fahrzeuge (Munitionskarren u. dgl.) kommen nur 24 complete Geschütze, der Park folgt $1^1/_2$—2 Tagemärsche hinter dem Hauptquartier und kann somit nur Ersatz- nicht taktischen Zwecken gedient haben.

---

*) Mitth. d. Kriegs-Arch. 1881, 185 ff. Mayer v. Heldensfeld in seiner gleich nach den Ereignissen geschriebenen meisterhaften Denkschrift.

**) Rüstow, I, 237

Die Garde wurde als einheitliches Corps nicht verwendet; Infanterie und Cavallerie derselben sind ganz getrennte Heereskörper unter zwei von einander unabhängigen Marschällen und treffen zu verschiedenen Zeiten bei der Armee im Felde ein.

*Generalstab und Adjutanten.* Der napoleonische Generalstab ist vorbildlich geworden für die Generalstäbe der heutigen Zeit. Wir finden damals schon zwei Hauptabtheilungen unter einer Centralstelle bestehen:*) die administrative und die taktisch-strategische Abtheilung, Bureau- und operativer Dienst; und decken sich die bezüglichen Functionen fast völlig mit dem, was heute üblich ist. An der Spitze des großen Generalstabes steht der *Major-Général,* an der eines Corpsstabes der *chef d'état major,* die Officiere des Generalstabes waren besonders fürgewählt und es konnte keiner avancieren, so lange er nicht zwei Jahre bei seiner Waffe Truppendienst gethan;**) ja der Kaiser hob den Grad des Bataillonschefs im Generalstabe auf, damit ja kein Hauptmann durch Verbleiben in demselben Oberst werden könne; der stete Contact und Rapport mit der Truppe wird vom Generalstabsofficier verlangt; im Felde werden sie auf bestimmte Zeit zu den Avantgarden commandiert, auf dass sie der Eigenschaften eines erfahrenen Frontofficiers durch die Specialverwendung nicht verlustig würden. Man sieht, Napoleon hält sehr darauf, dass der Generalstab nicht eine exclusive Kaste werde.

Die fortwährende Verbindung der Corps untereinander und mit dem großen Hauptquartier, der ununterbrochene Rapport zwischen den führenden Stellen, war als Grundsatz anerkannt. So sehen wir von jedem Corpsstabe beständig einen Officier im Hauptquartiere commandiert, welcher den officiellen Verkehr der ersten und der zweiten Stelle officiös zu completieren, vertraulich zu vermitteln hatte. Ein großes Gewicht legt der Kaiser darauf, dass eine möglichst ansehnliche Zahl von Adjutanten bei den einzelnen Generalen vorhanden sei, dass sie zu Ordonnanzzwecken zu verwenden seien, jedoch durchaus nicht aus der Front hiezu abcommandiert, sondern aus den Divisionen des Innern und den Depôts herangezogen werden sollten.***)

*) Rüstow, I, 256 ff.
**) Kriegsministerial-Decret vom 15. Mai 1805.
***) An Berthier, St. Cloud, 17. Sept.

Nicht genug bemerkt werden kann, dass der Chef des großen Generalstabes der Armee diese Stelle seit dem Frühjahr 1796 bei Napoleon bekleidete, in das militärische Denken seines Herrn — soweit dieser eben sich mitzutheilen für angemessen fand — eingeweiht, endlich mit sehr umfassenden Befugnissen und Machtvollkommenheiten versehen war; man durfte den Fürsten von Neuchatel während der Abwesenheit des Kaisers von der Armee wahrhaftig als dessen alter ego betrachten.

*Die Marschälle.* Sehr verschieden ist das Urtheil der Nachwelt über die Paladine des ersten Kaisers der Franzosen ausgefallen und erklärt sich dies genugsam aus dem Zusammenbruch jener gewaltigen Schöpfung, die so mancher von ihnen durch eigene Schuld, aus Unzulänglichkeit, so mancher aus Berechnung zu Grabe getragen; bitter sind zumeist die Urtheile gefärbt, die der gestürzte Cäsar über seine dereinstigen Werkzeuge fällt und ungerecht gegen sie ist er oft bis zur Evidenz. Der Major-General der Großen Armee hätte wohl einen anderen Nachruf verdient, als den suffisanten Vergleich des Adlers mit dem Gänserich, denn trotz der ihm mit Recht zu machenden Vorwürfe*) steht dennoch fest, dass ohne die Generalstabswissenschaft des in der neuen Welt gebildeten Berthier Napoleon vieles sicher nicht geleistet hätte.**)

Einen Typ für den *Maréchal de France* des ersten Empire zu geben, erscheint nicht ganz unmöglich; haben diese Männer doch eine ganze Reihe von Eigenschaften gemein. Der lebhafte Ehrgeiz, der, dazumal noch eine sehr greifbare Realität, desto heftiger zu werden scheint, je mehr sein Träger auf jenem Wege geht, der unbedingten Einsatz der Person nicht mehr erheischt, je höher sich derselbe somit auf der Stufenleiter militärischer Hierarchie befindet; ein durchgängig geringes Lebensalter,***) in welchem die impulsiven Elemente einer Natur noch nicht zu sehr gedämpft und abgestoßen sind; eine reiche Kriegserfahrung, gewonnen in langer Schule des Krieges; eine gewisse summarische, von obenher anerkannte Kriegspraktik, neben der Raum für Specialanschauungen

---

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 71.
**) Jähns, III, 2127.
***) Gesch. d. Kriege in E. VII, 28.

vom Kriege nicht gut bestehen kann; ein lebhaftes Verlangen, den obersten Kriegsherrn zufrieden zu stellen, also ein Convergieren aller Einzelbestrebungen auf das allgemeine Beste hin, das, *gerade weil es aus egoistischen Ursachen herkam, doppelt wirksam werden musste.* Denn Napoleon verstand zu belohnen, sowie er zu strafen meisterlich verstand; und mehr noch, er wusste seine Werkzeuge durch stete Aussicht auf Belohnung gefügig und geschmeidig zu erhalten. 22 Herzogthümer hatte er im April 1806 geschaffen mit Renten von zusammen 2·4 Millionen*) und ein Theil davon war bislang noch nicht vergeben; gut genug wussten die Marschälle und Generale, dass die nächste Campagne über deren Bestimmung mit entscheiden werde.

Sehr verschieden allerdings war die Herkunft der ersten Soldaten des Kaiserreiches gewesen und gerade die bedeutendsten von ihnen waren aus den Tiefen der Gesellschaft mühsam emporgestiegen, wie der Böttcherssohn Ney, oder Soult, der Bauernknabe; alle waren sie aber durch die Wirren der Revolution gegangen und sie sahen sich nunmehr in Stellungen, die sie einzig dem gekrönten Soldaten an ihrer Spitze verdankten. Wahrlich, wenn anders guter Wille etwas gilt im Leben, hier und jetzt muss er wirksam gewesen sein.

Und in der That, die Führer der Corps stimmen — mit ganz vereinzelten Ausnahmen — vollkommen überein, arbeiten sich in die Hände, wie sich im Verlaufe der Begebenheiten zeigen wird; Reibereien waren vorgekommen, jedoch ganz vorübergehender Natur und vieles musste noch geschehen, bis ein Marschall von Frankreich sich bei seinem Souverän über den andern bitterlich beklagt.**)

Es wird sich bei Betrachtung der Ereignisse zeigen, wie hoch die militärische Capacität der napoleonischen Unterfeldherren für diesen Feldzug anzuschlagen ist. Hatte er wirklich nur thätige, fleißige, blind ergebene Mittelmäßigkeiten um sich, aber sehr wenig *denkende* Führer?***) *Mit dieser Terminologie, die gerade gegenwärtig sehr im Schwange*

*) Thiers, VI, 494 ff.
**) Marmont, V, 316.
***) York, I, 250.

ist, muss man ziemlich vorsichtig sein; denn concret und anschaulich ist sie durchaus nicht; zuviel muthet sie dem Wissen und Erkennen der Nachgeborenen zu. Sicher ist, dass für jetzt der beste Wille der Marschälle vorhanden war, ihr Bestes zu dem Gelingen beizutragen. Und der gute Wille, der erzwungen war, war den Gegnern jener Zeit im Angesicht gewiss unendlich viel.

*Der Kaiser.* Vor allem ist zu erkennen, dass seit Austerlitz der Gedanke an das Reich des Abendlandes in der Seele dieses außerordentlichen Mannes immer mehr platzzugreifen und bestimmte Formen anzunehmen begann.*) Es ist für die Beurtheilung des Feldherrn so ziemlich irrelevant, wohin sein staatsmännischer Blick über die Schärfe des gezückten Schwertes hinausgieng — soweit das Ziel doch nur ein vages Project gewesen ist, das klar zu erfassen er vielleicht noch gar nicht denkt — und so scheint die Frage von geringem Interesse, ob der neue Krieg wirklich nichts anderes hat sollen sein, als ein gewaltiges Mittel, das ihn auf seiner gigantischen Bahn zu einer neuen — wenn auch nur provisorischen Etape — führen wird.**) Aber die Thatsache, dass von Austerlitz an ein neuer Abschnitt in seiner persönlichen Entwicklung begann,***) mag immerhin — wenn auch mit Vorbehalten — hingenommen sein; worin die Elemente dieser Entwicklung bestehen, wird aus den Reflexen zu erkennen sein, die von dem, was der Kaiser diesmal thut, auf das, was er wollte, zurückführen.

Zweifellos ist, dass der Kaiser für dieses Jahr mehr denn jemals früher der Hingabe seiner Armee sowohl als ihrer Generale sicher war; mächtig stand er über allem, was ihn umgab und Widerspruch gegen ihn beginnt unmöglich zu werden; mit seltener Kunst weiß er seine Ausnahmsstellung jedermann gegenüber zu wahren und der Ton, in dem er zu seinen Marschällen spricht, kann gelegentlich ein äußerst scharfer, schneidiger sein.

Wir haben bereits gesehen, wie der Kaiser im Felde Souverän und Staatsmann zu bleiben gedenkt und wie er — Friedrich dem Großen vergleichbar — es meisterhaft versteht, Scepter und

*) Fournier, II, 86 ff.
**) Castille, 237.
***) York, I, 247.

Schwert in einer Hand zu führen; es hieße wahrlich Eulen nach Athen tragen, wollte man sich des langen und breiten über das Princip der Centralisation aller Gewalten in seiner Hand ergehen. Genug, er ist da und wirkt in kriegerischer Hinsicht wahrhaft potenziert: Er befiehlt die großen Operationen, er erlässt taktische Specialdispositionen, er entscheidet Details des Munitionsersatzes und Verpflegungswesens; er ist die Seele von Allem.

Niemand wird — ohne noch die Verhältnisse beim Gegner zu kennen — sich bedenken, die erzwungene Einheitlichkeit der Kriegshandlung an sich und ohne Hinblick auf die Person des ersten Napoleon für einen Vortheil anzusehen.

Auch der Zeit, dieses mächtigen Verbündeten oft, doch öfter noch unerbittlichen Gegners im Kriege, sucht der Kaiser so weit als möglich Herr zu werden; am Marsche arbeitet er mit dem Major-General und bei seinem Eintreffen im Quartier findet er die Karte des Operationstheaters mit den die Truppenstellungen weisenden Nadeln besteckt; mit unglaublicher Schnelligkeit dictiert er das Material zu den Befehlen Berthiers, und seine Secretäre bedienen sich einer Chiffernschrift, um keinen Verzug zu verschulden. *)

Die Technik der Befehlsgebung Napoleons ist vielfach angefochten worden, weil Ungenauigkeiten nicht allzuselten sind und weil man anzunehmen liebt, als sei die „Selbstthätigkeit" der Unterführer durch die Centralisation in der Person des Kaisers bedenklich unterbunden worden; indessen ist gerade in letzterer Beziehung aus jedem Stück seiner Correspondenz mit den Marschällen die Aufforderung zu eigenem Denken und Thun — als Princip hinausposaunt wohl nicht — doch indirect zu lesen; **) und was die Mängel der Befehlsgebung betrifft, so steht dahin, ob solche durchaus immer zu vermeiden sind; selbst das vollkommenste Heer unter den vollkommensten Führern erfährt diese Art von Friction auch mitten im Erfolg***). Und dann — sowie alles relativ ist im Leben, so ist auch im Kriege alles

*) Neue militärische Blätter, XXXIX, 374.

**) An Soult, Würzburg, 5. und Ebersdorf 10. Oct.; an Murat, Gera, 13. Oct.; au Lannes, Bamberg, 7. Oct.; u. a. a. O.

***) Hönig, 24 Stunden Moltke'scher Strategie; für den Leser von gereiftem Urtheil äußerst lesenswert.

relativ, und nur bei Betrachtung dessen, was beim Gegner geschieht, kann es sich zeigen, ob das, was an sich weit vom Ideal erscheint, nicht nach gepflogenem Vergleiche wahrhaft ideal genannt zu werden verdient.

Man kann wohl glauben, dass Napoleon für den Krieg mit Preußen mindestens nicht schlechter disponiert gewesen ist, als für seine früheren Kriege; jedesfalls tritt er vom Anbeginne in warhaft militärischer Weise in denselben ein, was bekanntlich nachmals nicht stets der Fall gewesen ist. Wie viel davon zu halten sein wird, wenn wir hören, er sei mit einer Art von Widerwillen in den Krieg gegangen,*) ja er habe sich einer geheimen Unruhe kaum erwehrt,**) wird die Betrachtung der Ereignisse zeigen.

*Anschauungen über den Krieg.* Dieselben flossen aus der Praxis der Kriege her, waren während der Friedenszeit des Consulats gepflegt, 1805 aufgefrischt und in ihrer Zweckmäßigkeit dargethan worden; in der That hat sich kaum jemals die Anschauung vom Kriege in einer Armee besser mit dem, was diese Armee im Kriege that, gedeckt, als in der Zeit von Austerlitz bis Wagram im Heere des Empire. Indessen ist es nicht recht thunlich, ein klares Bild der Art, wie man über den Krieg bei den Franzosen dachte, aufzustellen; wir hören stets nur von dem, was man im Kriege that, und sind darauf reduciert, im nachhinein aus der Kriegsgeschichte die leitenden Ideen zu gewinnen, denn diese selbst sind uns nicht unmittelbar überliefert; Jomini schrieb zum größten Theil im nachhinein, und was er schrieb, war meist Speculation. Dann decken sich die Anschauungen der napoleonischen Führer über den Krieg in vielen, vielen Punkten fast ganz genau mit dem, was uns heute bekannt und geläufig ist, und so erscheint uns ihre Anschauung vom Kriege als der Inbegriff der allgemeinen, einzig möglichen, weil einzig vernunftgemäßen, „unveränderlichen“ Ansicht, mit der wir sehr vertraut, in der wir heimisch sind. Somit fehlt uns — und das Urtheil so zahlreicher Richter thut dies zur Genüge dar — der unparteiische Platz, von dem aus der Vergleich des neuen Systems

---

*) York, I, 251.
**) *Talleyrand, mémoires, I, 307.*

mit dem alten billig ausfallen kann; denn wir leben ganz im neuen, sehen und urtheilen durch dieses; erst das nächste System wird vermögen, klar im Urtheile über seinen zweiten Vorläufer zu sein. Noch eins! Die selbstgefällige Terminologie des „Fortschrittes“ in militärischen Dingen hat stets verwirrt, wird immer verwirren, und ein besiegtes System wird stets in Bausch und Bogen, als System, von uns, die wir über den „Fortschritt“ jubeln, und blindlings verdammt.

Die Anschauung der Franzosen vom Kriege war eine unendlich praktische: Es galt, mit den reichlich vorhandenen Mitteln auf dem raschesten Wege zum größten Erfolg zu gelangen.

*Strategie.* Zum angenommenen System gehörten: das bekannte Echiquier, das bei der Bewegung der Armee dort eine breite Furche über den Boden zog, wo die Spur des Heeres der alten Zeit nur ein dünner Streifen war;*) das proclamierte Princip der Überlegenheit an Zahl als ersten und wichtigsten Garanten zum Erfolge, zu welchem Ende die Beweglichkeit der Truppen auf die Grenze physischer Möglichkeit gesteigert werden muss; weitreichende strategische Aufklärung und förmliche Jagd nach allem, was Aufschluss über des Gegners Stärke, Stellung, Absicht geben kann; das Land muss den Krieg ernähren, der auf demselben spielt; jeder Erfolg ist möglichst auszunützen.

*Große Taktik.* Ohne dass es hier irgendwelche officielle Weisungen gab, leuchtete doch den Führern aller Grade der napoleonische Gedanke ein: Successiver Gebrauch der Streitkräfte,**) langsames Verzehren secundärer Machtmittel, die für diesen Zweck in besonderen taktischen Formen aufzutreten haben, und Herbeiführen der Entscheidung durch einen Massenstoß oder das Drohen mit demselben; letztere Absicht ist 1806 noch nicht zum Typ geworden und ebensowenig ist es die Verwendung von Geschütz und Reiterei in Massen; indessen sind aus den Campagnen der Revolution noch manche Ideen in die cäsarische Zeit mitherübergenommen worden; so die Tendenz zur taktischen Umfassung, die, wie wir aber sehen werden, manchmal fast Umgehung wird.

---

*) Rüstow, I, 243 ff.
**) Vom Kriege, II, 282.

Dies lässt sich mit einiger Sicherheit als das Bild jener Auffassung vom Kriege bieten, unter deren Zeichen die Marschälle des Kaiserreiches einem neuen Krieg entgegensahen.

Bemerkenswert ist, wie der Kaiser von Fall zu Fall strategische und taktische Anweisungen für besondere Lagen gibt;*) dass seine Marschälle eine erprobte Schablone besitzen, ist ihm bekannt; er corrigiert sie, wo sie ihm nicht auszureichen scheint.

*Wissenschaft und Krieg.* Dieser Gegenstand soll hier nur des Contrastes wegen mit dem, was wir in Preußen finden werden, angezogen sein. In der That hatten die Generale und Officiere des Empire wahrlich keine Zeit, sich als Gesammtheit der Wissenschaft zu widmen; wohl waren einige der Marschälle eifrige Leser der Kriegsgeschichte gewesen, die Masse der Officiere jedoch dachte an nichts weniger als an theoretische Studien und befand sich wohl dabei. Es scheint in der That, als solle es so sein. Stets sind es immer nur einzelne Ausnahmsnaturen, die den Krieg nothdürftig aus Büchern verstehen und die, aus der Studierstube auf die Bühne des Krieges tretend, nicht viel mehr zu lernen haben, nur längst bekannte Dinge sehen. Die Mehrzahl treibt das Studium, wenn sie es treibt, völlig im Geiste ihrer Zeit, blindlings und ohne Nutzen. Wozu soll dem niederen Officier die Kenntnis großer Operationen dienen? Denn versteht er sie nicht — das ist die Regel — so hat er zwecklos gelernt; und fasst er den Geist des Krieges auf — ein äußerst seltener Fall — so ergreift ihn die Welt, die sich ihm da aufgethan, mit solcher Gewalt, dass er als niederes Werkzeug gründlich verdorben ist. Die Intelligenz des niederen Officiers — in den gehörigen Schranken — ist ein zierendes Attribut für ihn außerhalb der Dienstfunctionen; jedoch sie kann nur allzuleicht voller Gefahren sein.

Der napoleonische Troupier lebte sowie physisch in den vielen Kriegen, so auch intellectuell so recht von der Hand in den Mund; sein Souverän und er, nochmals, befanden sich wohl dabei. So schweigt auch die Militärliteratur fast ganz und bleibt es deutschen Autoren überlassen, Kriegswesen und Kriegführung der Revolution sowie des Kaiserreiches kritisch zu beleuchten.**)

---

*) An Soult, Brünn, 26. Nov. 1805; an denselben, Mainz, 29. Sept. 1806 u. a. a. O.
**) Jähns, III, 2133 ff.

*Der monarchische Sansculottismus.* Diese Eigenschaft guckt wohl aus allen Formen napoleonischen Kriegswesens hervor: aus der Taktik, aus der Strategie, aus der Verpflegung, aus dem, was man Kriegsusance nennen könnte, spricht jene gesunde Rücksichtslosigkeit gegen seine Mittel, seine Umgebungen, vor allem gegen sich selbst, die, vom Geiste der Zeit jeweilig mehr oder minder beengt, doch zweifellos nothwendiges Attribut des tüchtigen Soldaten ist. Im französischen Nationalcharakter liegend, war diese Eigenschaft zwischen Austerlitz und Jena eine treibende Potenz geworden, ohne dass noch erhebliche Unzukömmlichkeiten aus derselben nachzuweisen sind; und wir werden sehr bald Anlass haben zu Betrachtungen über ihren Wert und Vergleichen mit dem Gegner.

* * *

Dies scheint somit eine Skizze des Werkzeuges zu sein, das von Seite der Franzosen für den Kampf verwendet werden sollte; eine Skizze sagen wir; denn erst der Vergleich mit dem Kriegsinstrumente des Gegners kann ihr Leben und Formen des deutlichen Bildes geben.

---

## Preußen.

Die Mittel, über welche Preußen zunächst zum Kampfe verfügte, zog es aus seiner eigenen Bevölkerung und der seiner Verbündeten, von denen Sachsen allein merklich ins Gewicht fällt. Die Staaten des Königs zählten etwa $9\frac{1}{4}$, jene des Kurfürsten $2\frac{1}{2}$ Millionen Seelen; in Summe verfügte daher Preußen über vielleicht 12 Millionen Menschen, wenn man die kleineren deutschen Verbündeten hinzuzählt.*)

Preußen war niemals ein gesegnetes Land gewesen; nur der außerordentliche Fleiß seiner Population und eine Staatsverwaltung von seltener Strenge hielten das Land finanziell über

*) Die Zahlen nach Mayer v. Heldensfeld, 187.

Wasser und das nur mit Mühe. Wenn auch die neuere historische Forschung das Andenken Friedrich Wilhelms II. vom Vorwurfe, er habe sein Reich finanziell völlig zerrüttet, fast ganz gereinigt hat, so steht immerhin fest, dass Preußen, dazumal ohne starke innere Ressourcen, mit einem Kriegsschatze für den lang vorausgeahnten Krieg keineswegs versehen war. Nothdürftig wurde durch unausgesetztes Sparen, in welchem der Monarch persönlich das Beispiel gab, der Staatshaushalt im Gleichgewicht gehalten; einen Pfennig für den Fall der Noth zurückzulegen, konnte nicht zu denken sein. Am 1. Juni 1806 musste, zum erstenmal in Preußen, Papiergeld ausgegeben werden.

*Die Staatsmaschine.* Im Gegensatz zu den neuen Formen des französischen Staates war die preußische Staatsmaschine in ihrem ganzen Wesen das graugewordene ruhmreiche Product einer ruhmvollen Zeit; sie gipfelte in der Cabinetsregierung, die Friedrich so meisterhaft zu führen verstand, von der jedoch wenig mehr als die äußere Form auf die neue Zeit gekommen war. Unstreitig ist eine Cabinetsregierung, welche ihre Thätigkeit auf alle Zweige der Staatsverwaltung und ihre Einflussnahme auf alle Classen der Staatsangehörigen erstreckt, die kräftigste, kürzeste, lebendigste aller Geschäftsformen, wo sie von einem kräftigen, selbstthätigen Fürsten geführt wird.*) Allein in Preußen bestand dazumal die Ingerenz des Monarchen auf die Staatsgeschäfte in wenig mehr als gewissenhafter Erledigung der ihm von den Cabinetsräthen vorgelegten Stücke, ohne seine eigene Persönlichkeit geltend zu machen, was mit dem fast krankhaften Misstrauen Friedrich Wilhelms III. in seine eigene Kraft innig zusammenhängt. Wie oft mag er nicht seine hohe Stellung verwünscht und nach der eines unbemerkten Privatmannes verlangt haben!**)

So erklärt es sich zur Genüge, dass die Leitung des preußischen Staates fast ganz in den Händen einer einflussreichen Hofpartei war, deren Mitglieder jedoch unter sich durchaus nicht einig waren, und deren trostlose Zerfahrenheit aus jeder Zeile der Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg zu lesen ist. Wenngleich die von den einflusshabenden

*) Clausewitz, Nachrichten, 422 ff.
**) Hardenberg, II, 94.

Menschen jener Zeit nach der Katastrophe erschienenen Memoiren alle vom persönlichen Standpunkte aus persönliche Vorwürfe gehässigster Art, persönliche Zwecke des Nebenbuhlers betreffend, erheben, und sich ein verdammendes Urtheil über sie nachmals, dem Fatum gleich, erhalten hat, so geht doch aus nüchterner Anschauung der Thatsachen hervor, dass trotz allem weniger persönliche Sonderinteressen collidierten, vielmehr ein wahrer Gegensatz von Überzeugungen vielfach stattgefunden hat. Allein, wenn der Souverän zwischen einander bekämpfenden Meinungen seiner Berather schwankt, und das politische System heute umgestoßen wird, um morgen wieder hergestellt zu werden, ist dies nicht allein schon ein bedenkliches Symptom?

Auf diese Verhältnisse wird bei Darstellung der politischen Vorgeschichte des Krieges näher eingegangen werden.

Es muss aber noch einer Thatsache gedacht werden, deren Vorhandensein nicht ohne Gewicht in der Stunde der Entscheidung war; wenngleich Muth dazu gehört, genug, und Vorsicht, um nicht zuviel zu sagen: Fest steht, dass eine hohe Frau auf die Leitung der Regierung beständig und mächtig Einfluss genommen hat,*) sowohl was die inneren Angelegenheiten, dann militärische Dinge, besonders aber was die auswärtigen Beziehungen betraf. Es leuchtet ein, dass dieser Umstand, trotz des besten an den Tag gelegten Willens, aus einer ganzen Reihe von Ursachen vortheilhaft auf den Gang der Staatsgeschäfte nicht eingewirkt haben kann.

*Volk und Heer.* Während unter dem großen Friedrich das Individuum erstaunlich wenig gegolten hatte,**) entwickelte sich unter der liberal angehauchten Regierung Friedrich Wilhelms III.***) und unter dem Einfluss der von Frankreich herüberwehenden Begriffe von Freiheit und Menschenrechten die Idee von der Würde des Individuums: der „biedere“ Mann kam in Aufnahme. Derselbe acceptierte sehr rasch die Laster der Revolution, die im frostigen Norden nicht laut, desto nachhaltiger im Volke lebten, ohne deren Tugenden mitzuübernehmen. Das Staatsinteresse, das Friedrich so handgreiflich zu erwecken gewusst, trat, sobald es

*) Hardenberg, II, 412, 563; III, 212 u. a. a. O.

**) v. d. Goltz, 287.

***) Clausewitz, Nachrichten, 424.

auf den guten Willen des Individuums gestellt ward, gegen den Cult des Individuums zurück; unter den milden Strahlen der Aufklärung griff das Streben nach persönlichem Wohlergehen um sich. Wenn man auch dem Volksgeist einen noch so geringen Antheil an der blutigen Entscheidung als solchen einzuräumen gewillt ist, so geht doch aus allem hervor, dass der kriegerische Genius jetzt bei den deutschen Stämmen insgesammt weit weniger zuhause war, als bei ihren Gegnern, den Franzosen; bei diesen liegt er gewissermaßen im Blut; bei jenen muss er stets künstlich geweckt werden.

So kam es, dass die Armee allgemach zum Stiefkinde des Vaterlandes herabgesunken war.*) Wir werden aus den Daten über ihre Ergänzung ersehen, dass sie nichts weniger als eine nationale Institution gewesen ist, wozu allerdings der Kastengeist der Officiere — an sich eine gewiss lobenswerte Eigenschaft — manches beigetragen haben mag. Der Bürger zehrte in seinen Mußestunden von den Erinnerungen Friedrichs des Großen, allein er vermied die Berührung mit seinem nachgerade rostig gewordenen unsympathischen Kriegsinstrument. Im Felde selbst fühlte sich der deutsche Bürger geradezu als natürlichen Feind des deutschen Soldaten, wenngleich uns rührende Züge des Gegentheiles hin und wieder überliefert sind.**) Trat der Bürger in Friedenszeiten mit Angehörigen des Heeres in Berührung, so wusste er sich den Vorrang von amtswegen garantiert. Überall und immer sah er im Soldaten lediglich einen schlecht gelöhnten Schutzmann ohne die Rechte eines solchen, und der Excedent sogar wusste gar wohl, dass gegen ihn mit „Glimpf und Gelassenheit“, „mäßiger“ Strenge und „gebürender“ Weise vorgegangen werden müsse.***)

Man sieht: die erste Bedingung für wahrhaft militärischen Geist in der Nation, die bevorzugte **Ausnahmsstellung** der Armee, war dieser derzeit keineswegs gegeben.

*Ergänzung des Heeres.* Das Heer bestand aus zwei Elementen ganz verschiedenen Ursprungs, und hatte zu dieser Art

---

*) v. d. Goltz, 289.
**) Dechend, 78.
***) v. d. Goltz, 292.

der Truppenaufbringung die Menschenarmut Preußens und der Menschenverbrauch in den schlesischen Kriegen geführt, war dieselbe endlich durch Friedrich sanctioniert.*) Den eigentlichen Kern des stehenden Heeres bildeten geworbene Ausländer, die aus aller Herren Länder bunt zusammengewürfelt waren. Dem im Cantonreglement von 1792**) klar ausgesprochenen Grundsatze allgemeiner Wehrpflicht gemäß wurde die kriegsdiensttaugliche männliche Bevölkerung zum Waffendienst herangezogen und zwar auf 20 Jahre — nominell; in Wirklichkeit waren die Inländer nur das erste Jahr und auch dieses oft nicht ganz bei den Fahnen und wurden weiterhin nur alle zwei Jahre zur Exercierzeit eingezogen, so dass der Fußsoldat auf nicht mehr als $1^3/_4$, der Reiter auf $2^1/_2$ Jahre effectiven Dienstes höchstens kamen;***) und so kann man das System der Königsurlauber mit Recht als reine Miliz bezeichnen — für jene Zeit natürlich nur, versteht sich. Aber auch von den geworbenen Ausländern dienten durchaus nicht alle präsent; es war vielmehr den Compagniechefs gestattet, von den 76 Ausländern der Compagnie bis zu 26 Freiwächter innerhalb der Garnison zu beurlauben, und es wurde diese Zahl, da die Gebüren der Beurlaubten dem Compagniechef zur Verfügung überlassen blieben, nur zu oft und erheblich überschritten. Bei mancher Compagnie verblieben nicht mehr als 30—40 Mann zum Dienst, welche natürlich kaum zur Bestreitung der Wachen, geschweige denn für die Ausbildung genügten.

Im Kriegsfalle erforderte diese Heeresverfassung das, was sich mit einer allgemeinen Mobilisierung unserer Tage vergleichen lässt. In vier bis sechs Wochen 100.000 Mann gegen Österreich ins Feld stellen zu können, war der Triumph Friedrichs gewesen, und die Epigonen hatten damit bescheiden vorlieb genommen. †)

Ehedem hatte sich diese Einrichtung, allerdings bevor sie ein System geworden, als sie aus unmittelbarem Bedürfnisse der Zeit hervorgegangen war, im großen Ganzen bewährt. Aber dazumal waren Kräfte vorhanden gewesen, die das kunstvolle

---

*) Milit. Test., 4 ff.
**) Jähns, III, 2248.
***) v. d. Goltz, 88.
†) Clausewitz, Nachrichten, 468.

Conglomerat innig zusammengehalten: die Disciplin im Heere, der Wille Friedrichs des Großen; diese Kräfte fehlten jetzt.

Die Gesammtstärke der preußischen Armee wird für das Jahr 1806 mit rund 200.000 Mann angenommen werden können. Davon konnten zur Verfügung im freien Felde des thüringischen Operationstheaters stehen etwa 140.000 Mann, da immobil im Innern belassen wurden etwa 33.000 Mann, 16.000 zur Reservearmee gehörten und etwa 10.000 in Norddeutschland verzettelt standen. Rechnet man das Contingent Sachsens (die übrigen fallen nicht ins Gewicht) mit 20.000 Mann*) hinzu, so hätten füglich anfangs October weit über 150.000 Mann zur Entscheidung bereitstehen können; wieso es kam, dass dies nicht geschah, werden wir bei Besprechung der Operationen sehen.

Für eine eigentliche Reichsvertheidigung war in keiner Weise vorgesorgt.**) Es fehlte, zumal bei den zahllosen Ausnahmen von der allgemeinen Wehrpflicht, die rechtliche und organisatorische Grundlage zur Bildung starker Reserven und das große Princip des successiven Kraftgebrauches***) war so wie taktisch im Linearsystem, wehrpolitisch im alten Staat und 1806 ein ziemlich unbekanntes Ding. Wohl gab es viele, darunter starke Festungen, und auf die konnte man, in den Anschauungen vor der Katastrophe, immerhin mit einem Schein von gutem Grunde zählen.

*Die Truppen. Infanterie.* Es gab Infanterieregimenter zu zwei Bataillonen, dann Grenadier- und Füsilierbataillone, weiter war ein Regiment Fußjäger zu drei Bataillonen vorhanden. Eine Neuorganisation der Infanterie, mit Befehl vom 5. Juli 1806 angeordnet, konnte natürlich nicht mehr zur Durchführung gelangen. Für Ersatzzwecke bestanden 58 dritte Bataillone, die jedoch nichts weniger als geeignet waren, kriegsbrauchbaren Ersatz zu liefern.

Jede Feldcompagnie besaß 10 (bei den Füsilieren 20) Schützen, die als leichte Infanterie verwendet werden sollten.

Die Formen nun, in denen diese Infanterie in's Gefecht ging, waren jene des alten Linearsystems, die Art, wie die Fuß-

---

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 96 und Clausewitz, Nachrichten, 476, Fußnote.

**) Mayer v. Heldensfeld, 195.

***) Vom Kriege, I, 256.

truppen fochten. Friedrichs berühmte Combination von Feuer und Bewegung, von welcher jedoch nicht viel mehr übrig geblieben war, als der mechanische Chargierschritt und eine unglaubliche Fertigkeit in Handhabung des Gewehrs. Das erste und Hauptgewicht wurde in der nachfriedericianischen Zeit auf Ordnung und Geschlossenheit — Richtung und Alignement — der in drei Gliedern rangierten Infanterie gelegt, bei den zerbrechlichen Formen des Linearsystems allerdings zumindest ästhetische Nothwendigkeit, und gieng man zuletzt so weit, den Flügelunterofficieren Astrolabien an die Kurzgewehre zu geben, damit sie geradeaus gehen konnten, wie an einer Schnur.*) Ein Blick in die taktischen Lehrbücher und Reglements jener Tage zeigt, wie verwickelt, ja geradezu verkünstelt die Bewegungen des Fußvolkes waren, und man begreift kaum, wie es möglich war, beim Exercieren all dies wirklich auszuführen; dennoch geschah's bei den Revuen, wenngleich im Felde von diesem Formenwust thatsächlich vieles abgefallen ist. Aber eben darin liegt das psychologische Moment der Schwäche, wenn die Truppe erkennt, dass das, was sie im Frieden gelernt und geübt, nicht für den Kriegszweck passt; wenn jeder Füsilier die Wahrnehmung machen kann, dass die Form, in der er kämpft, keine Kriegsform ist.

Ob und wann die Gefechtsformen der Infanterie dem Feinde gegenüber thatsächlich nicht ausgereicht haben, wird an den Gefechten zu ersehen sein.

Vor der Katastrophe war es angenommen, dass die Infanterie in ihrer geschlossenen Ordnung, mit dem gravitätischen Stampfschritt in's Gefecht eintreten solle; wohl hatte Friedrich schon vernehmlich auf die immense Bedeutung der Tirailleurs gewiesen,**) allein die tonangebenden Männer nach ihm wollten durch die relative Unordnung zerstreut fechtender Truppen ihre exacten Maneuvres nicht verdorben haben, und so schränkten sie die Ausbildung der leichten Truppen auf ein möglichst bescheidenes Maß immer mehr ein. „Das Tiraillieren nährt den natürlichen Hundsfott, der, wenn wir aufrichtig sein wollen, doch in uns allen steckt, und diesen muss man zu unterdrücken

---

*) v. d. Goltz, 291.

**) Milit. Test. 27 ff.

suchen",*) war das Argument, welches gegen den Schützenkampf in's Treffen geführt wurde — mit bedeutsamen Seitenblicken auf das „execrable Geschmeiß", so sich in den Freibataillonen (den Vorgängern der Füsilierbataillone) von altersher zusammenfand. Kein Zweifel kann bestehen, dass der obige Satz eminent militärisch gedacht ist, und es steht sehr dahin, ob er nicht in absehbarer Zeit seine Rehabilitierung erfahren müssen wird; aber blieb man bei dieser Anschauung stehen, dann musste man für den Kampf Imponderabilien mit sich bringen, deren Nichtvorhandensein die Führer hätten ahnen können, wie uns heute scheint.

*Reiterei.* Man unterschied Cürassier-, Dragoner-, Husarenregimenter mit sehr variabler Zahl von Escadrons (Cürassiere 5, zwei Dragonerregimenter à 10 Escadrons u. s. w.); außerdem die sogenannten Towarczys, vornehmlich aus polnischen Lanzenreitern bestehend. Jedes Regiment bildete ein Depôt von circa 130 Pferden.

Die Reiterei war gut, das heißt besser als die der Franzosen beritten, im Reiten und Waffengebrauche geübt, und im einzelnen sowie in kleineren Verbänden trefflich ausgebildet. Allein sie war nicht gewohnt, in großen Verbänden aufzutreten und ihre Generale und Stabsofficiere waren sämmtlich zu alt. Recht anschaulich werden wir sehen, wie hier keineswegs die subalterne Mechanik der Mittel, sondern die Art der Verwendung derselben, der Geist, der sie führte, das Entscheidende war.

*Artillerie.* Jämmerlich war es mit derselben bestellt. Es bestand die Theilung in Bataillonskanonen und Batteriegeschütz. Letzteres war im Frieden eingetheilt in Fußartillerieregimenter (4 à 9 Batt. zu 6 Zwölfpfündern nebst 2 Zehnpfünderhaubitzen) und ein reitendes Artillerieregiment (20 Batt. zu 6 Sechspfündern nebst 2 Siebenpfünderhaubitzen), außerdem bestanden 8 Reservebatterien zu Zwölfpfündern. Bespannt war bei der Fußartillerie nur je eine Batterie in Breslau und Berlin, bei der reitenden die Hälfte der Batterien. Das Material scheint mit Ausnahme der Rohre sehr minderwertig gewesen zu sein; im Zeughause zu Berlin wurde die Ausrüstung der Artillerie mit einer Sorgfalt auf-

*) v. d. Goltz, 209.

bewahrt, dass jeder Strick und jeder Nagel vorräthig waren, aber Stricke und Nägel waren gleich unbrauchbar.*) Sollte nun mobilisiert werden, so wurden die Zugpferde vom Lande geliefert und als Fahrer halbinvalide Cavalleristen und unausgebildete Cantonisten als Stückknechte genommen. **) Taktische Vorschriften gab es für die Verwendung der Artillerie durchaus nicht; kam doch das erste preußische Reglement für dieselbe erst im Jahre 1812 heraus.***) An technischen Truppen bestanden ein Pontoniercorps ($2^1/_2$ Comp.) und ein Mineurcorps (4 Comp.); an Material waren für die Armee im Felde vier Modderbrückencolonnen zur Ueberschreitung von Gräben und drei Pontontrains vorhanden.

*Manövrieren.* Die großen Manöver der preußischen Armee galten in derselben allgemein als Vorschule für den Krieg, das, was sie ergaben, gedachte man allen Ernstes im Felde anzuwenden, und es hat sich in der That das, was nachmals am Gefechtsfelde geschah, meistens — wenn auch durchaus nicht ausnahmslos — mit dem, was am Manöverfelde geübt worden, gedeckt.

Es muss bemerkt werden, dass es keineswegs angeht, die Manöver der Zeit vor Jena post festum souverain für Spielerei und eitlen Humbug zu erklären; billige Betrachtung zeigt, dass sie sehr lebensfähige Elemente mitunter bargen, Dinge, auf die man lange nach der Katastrophe vorurtheilslos zurückgekommen ist.†) Und dann ist der gewaltige Umstand nicht zu übersehen, dass der alternde Friedrich die Beschäftigung am Manöverfelde wahrhaft zum Cult erhoben hatte.††) Die Anerkennung des gesammten Auslandes trat hinzu und wie sollten da die mitunter enthusiastischen Urtheile fremdherrlicher Officiere auf das Vertrauen im eigenen Lande nicht rückwirkend gewesen sein?

Man unterschied Revuen und Manöver; erstere waren ein einfaches Exercieren im Feuer ohne untergelegte Idee, während letztere unseren heutigen Übungen mit markierten Gegnern glichen.

*) Clausewitz, Nachrichten, 425.
**) v. Lettow-Vorbeck, I, 56.
***) Jähns, III, 2679.
†) v. d. Goltz, 276 ff.
††) Jähns, III, 2123.

Die Hauptaufgabe bestand in möglichst rascher und tadelloser Ausführung der großen Evolutionen. Die Hauptabsicht gieng dahin. eine möglichst große Zahl von Bataillonen möglichst geordnet und gleichzeitig auf einen Punkt zu bringen — eine gewiss gesunde Idee; allerdings war es gerade nicht zweckmäßig gedacht, wenn es auch kriegerisch gedacht war, als Grundsatz anzunehmen. der stärkste Punkt der gegnerischen Stellung wäre anzugreifen.*)

Vorbereitet wurden die Manöver durch umfangreiche, die kleinsten Details regelnde Dispositionen, die oftmals Tage vorher bekannt und studiert wurden, so dass der Initiative der Führer allerdings wenig überlassen blieb und eine Aufforderung zur Selbstthätigkeit keinesfalls zu spüren war. Und man verlangte solche nicht; der Zweck war erreicht, wenn alles halbwegs klappte und man begnügte sich damit, wenn die Zuschauer, von der Großartigkeit des Schauspiels hingerissen, begeistert Beifall riefen, welcher Beifall sich weiterhin manchmal sogar in Versen ausgesprochen hat.**)

Was die nun zum Ausdruck gebrachten taktischen Formen betrifft, so sah man stets und immerdar lange Linien und *Echelons*; die Colonne als Gefechtsform wurde ganz und gar verworfen und zum Theil wohl auch mit Recht; erst die Verbindung mit ausgiebiger Entwicklung von Schützen macht sie zum Kampfe lebensfähig, und dass man von diesen nichts wissen wollte, haben wir gesehen. Man fühlte wohl, dass die Institution der Tirailleurs dem Geiste der preußischen Armee, und, man darf es sagen, dem Geiste des preußischen Volkes ebenso entgegen war, als sie dem französischen behagte. Dagegen wird dem Bajonnet sehr das Wort geredet, sein Gebrauch fleißig eingeübt; allerdings ist die Praktik des Bajonnetangriffes auf die Schlachtfelder an der Saale nicht mitgenommen worden, wenn auch das Princip bestand; wir werden sehen, warum.

Alles in allem genommen, waren die preußischen Manöver Haupt- und Staatsactionen wohl vorbereiteter Natur und nach bestimmtem Programm, welche noch vielfach durch Rücksicht auf die Culturen u. s. w. derart beengt wurden, dass man sie wohl schon vor der Katastrophe und an sich, ohne Vergleiche

*) v. d. Goltz, 272.

**) So that Gneisenau im Jahre 1786.

mit dem, was anderswo geschah, als nicht kriegsmäßig erkennen hätte können; so wie es auch hie und da, jedoch nicht von maßgebender Stelle, geschehen zu sein scheint.*) Dann wurde auf Imponderabilien fast gar nicht mehr geachtet, wie uns heute scheint, trotz der goldenen Lehren, die Friedrich einst in seinen „*Principes généraux de la guerre*“**) und manches Werk der Militärliteratur kürzlich erst gegeben hatten;***) die Maschine functionierte am Exercierplatz maschinal, man nahm an, sie werde es auch im feindlichen Feuer thun.

*Märsche und Lager.* Es genügt hier anzuführen, dass ein systematisches Training im Marschieren schon durch die Standesverhältnisse der präsent dienenden Mannschaft von vornherein ausgeschlossen war; auf keinen Fall konnte man erwarten, dass sich die buntscheckigen Kriegsbataillone der preußischen Armee mit den Soldaten von Boulogne, was die Technik des Marschierens anbetraf, würden messen können. Der Marschsicherungs- und Felddienst war durchaus nicht geübt, so dass die Linieninfanterie in die allergrößte Verlegenheit gerieth, wenn es galt, Feldwachen auszustellen. Bezüglich der Lager blieb man beim — wenn auch nicht ausnahmslos gehandhabten — Grundsatz Friedrichs, soviel als möglich diese, niemals Quartiere zu beziehen; es hieng dies mit der bekannten Unzuverlässigkeit der Leute zusammen, die man unter Aufsicht halten musste, wollte man ihrer sicher sein.

*Verpflegung und Train.* Hier blickt man — es kann dies ohne Übertreibung gesagt werden — in einen wahren Abgrund von Unzweckmäßigkeit, wie uns heute scheint. Bei der strengen Einhaltung des Magazinssystems, das trotz des Emancipationsversuches von 1805 im Principe fortbestanden hatte, blieb die Armee an ihre Proviantcolonnen buchstäblich gefesselt und entfernte sie sich aus operativen Gründen davon, so konnte es sehr leicht geschehen, dass sie den allerbittersten Mangel litt. Das angenommene System gestattete nur beschränkte Bewegungen und es leuchtet der unheilvolle Einfluss derselben auf den Gang der Operationen ein: er konnte sie zu Zeiten völlig unterbinden. Aber weit über diesen Unzukömmlichkeiten steht die im Geiste

*) Betrachtungen über die Kriegskunst, 1797 (von Behrenhorst.)

**) *Oeuvres, éd. Preuß, XXVIII, 1.*

***) Scharnhorst, Handbuch für Officiere, Hannover 1787—90, III, 288.

der damaligen Zeit liegende Anschauung, als seien Beitreibungen im eigenen Lande eine Barbarei, die zu vermeiden alles aufgeboten werden müsse; lieber ließ man die Truppen vor dem Gefechte hungern, als dass man aus dem Lande die Mittel zur Ernährung zog und trieb die Sorge um den Schutz des Eigenthumes zu wahrhaft drakonischer Strenge gegen die Soldaten. In denselben Gegenden, in denen das siegreiche französische Heer im Überflusse lebte, darbte das preußische stets, sobald seine Proviantcolonnen nicht zur Stelle waren, und wenn die ausgehungerten Truppen vom Bauern Lebensmittel anzusprechen sich erkühnten, so wurden ihre Commandanten von den oberen Führern in schärfster Weise dahin zurechtgewiesen, dass „ein solches Raubsystem in der preußischen Armee nicht herkömmlich und dem Geiste derselben zuwider sei." *) Allein es sollte noch besser kommen. In einem Augenblick hoher Verwirrung, als die Sicherstellung der Verpflegung sehr in Frage gestellt erschien, gedieh eine Versammlung von Truppencommandeuren zu folgendem unsterblichem Beschluss: Wenn kein Brot in den Magazinen noch vom Lande zu haben ist, so soll der Brotgroschen ausgegeben werden.**)

Die Rückwirkung hievon auf die Seele des Soldaten, auf seinen Willen, auf sein Feuer, auf Taktik und Strategie ist daher unschwer zu ermessen.

Der „eigentliche Geist" der preußischen Armee wird auch für die ganz ungeheuerlichen Train- und Bagageverhältnisse zum Sündenbock gemacht. Gegen diesen Geist ist es erstens: sich zum Requisitionssystem zu bekehren; zweitens, den Tross der Infanterie-Regimenter — sie führten Zelte, umfangreiches Kochgeschirr u. s. w. mit, zu dessen Fortbringung allein 150 Pferde erforderlich waren — in Absicht der erhöhten Beweglichkeit der Truppen zu reducieren; drittens, den Subalternofficieren der Infanterie ihre Pferde — jeder hatte ein Reitpferd für den Marsch und ein Bagagepferd mit — abzunehmen; und so geht es fort. Wohl hätten vielleicht nirgends und niemals Reformen schwerer Eingang gefunden als im preußischen Heer der vorjena'schen Zeit.

*) Clausewitz, Nachrichten, 538.
**) Ebenda.

*Bewaffnung, Bekleidung, Ausrüstung.* So verschieden auch die Nachrichten über die preußische Armee von 1806 in vielen Punkten lauten, in dem einen stimmen alle überein: Die Bewaffnung war die schlechteste, welche es in Europa gab.

Das Infanteriegewehr war 1782 eingeführt, schon damals technisch keineswegs vollendet*) und hatte seitdem durch das fortwährende, erst in elfter Stunde abgestellte**) Blankpolieren der Läufe an Güte beständig abgenommen. — So ergab es sich, dass bei einem Probeschießen der Garde 1805 in einer Compagnie allein 28 Gewehre „nicht gut gethan" hatten und dass das Regiment v. Zweiffel noch im August 1806 sich zu der Meldung veranlasst sah, die Gewehre würden das Schießen mit scharfen Patronen voraussichtlich nicht vertragen. Die Schützen waren, wenn auch nicht durchgängig, mit Büchsen bewaffnet, die besser gewesen zu sein scheinen, als die Waffe der Linien-Infanterie. Bei sämmtlichen Gewehren war die Schäftung für das Zielen durchaus ungeeignet.

Das angenommene System, möglichst viel zu sparen, brachte es weiters mit sich, dass das im Frieden zu Übungszwecken bestimmte Munitionsausmaß sehr kärglich bemessen war, so dass die Schießausbildung sehr im Argen lag.

Wie hier, so wurde auch an der Bekleidung gespart; wohl wurden den Compagniechefs die Stoffe pünktlich geliefert, aber in Zuschnitt und Macherlohn griff eine Öconomie sondergleichen Platz. Die Infanterie besaß keine Mäntel für den Krieg und litt dieselbe unter diesem Umstand in den kühlen Octobernächten viel.

Dagegen bestand die Ausrüstung, wie wir schon an anderer Stelle sahen, noch ganz im Geiste der alten Zeit aus einer Fülle meist ganz unnöthiger Dinge, die in den Fällen, wo man sich ihrer mit Vortheil hätte bedienen können, meist nicht zur Stelle waren.

*Magen und Seele.* Das in Preußen ehemals so wohlthätige, traditionell gewordene Haushalten mit den kargen Mitteln des Staates war jetzt ein Zerrbild und wirkte gerade auf die Armee in allerbedenklichster Weise. In allem und an allem wurde ge-

---

*) Jähns, III, 2424.
**) Durch Befehl des Königs vom 25. Nov. 1805.

knausert. Der Gehalt der Officiere war trotz gelegentlicher Aufbesserungen ein äußerst kärglicher und brachte es dahin, dass der Subalterne sich hie und da nach einem Freitische umsehen musste, während der Junker aus der Mannschaftsküche aß.*) Die Compagniechefs lebten in der That von den in der Abtheilung gemachten Ersparnissen, unterstützten ihre Officiere und war es dem jungen Officier eine Frage der dringendsten Nothdurft, die Hauptmannscharge zu erreichen. Noch schlechter stand es mit der Mannschaft, die, oft verheiratet, bei 2—2½ Thalern Monatslöhnung auf allerlei unsaubern Nebenerwerb geradezu gewiesen war; dieser fiel im Kriegsfalle natürlich weg, sowie den Compagniechefs die Ersparnisse aus dem Freiwächterwesen abhanden kamen, und so klingt es ganz glaublich, wenn wir hören, dass mit Ausnahme der Subalternofficiere kein Individuum in der Armee vorhanden war, welches nicht durch den Krieg seine halbe Existenz verlor, ohne Aussicht, dafür etwas zu gewinnen,**) woher begreiflicher Weise eine unüberwindliche Friedensliebe in die Armee kam. Und noch mehr, im Felde, wo doch die einfachste Klugheit gebot, die Seele des Mannes durch entsprechende Nahrung munter zu erhalten, trieb es der „eigentliche Geist“ der preußischen Armee soweit, die hungernden Soldaten halbtodt zu schlagen, als sie aus den schon abgeernteten Feldern Kartoffeln zu ziehen sich vermaßen.***) Dass solche Truppen, trotz der größten platonischen Hingebung an König und Vaterland, nichts sonderliches leisten konnten, das vorauszusehen, hätte wohl der allerbescheidenste seelische Blick genügt — sagen wir heute voller Überzeugung.

*Mannszucht.* Dieses flüchtige moralische Fluidum ist äußerst schwer auf seinen wahren Gehalt im Augenblicke zu prüfen, um wieviel schwerer muss dies dann wohl sein, wenn es gilt, dasselbe aus historischen Materialien einer vergangenen und sehr geschmähten Zeit richtig herauszufinden. Beschreiben kann man es nicht eigentlich, es scheint die Erkenntnis von ihm vielmehr eine Sache des Gefühls, Instincts zu sein. So lauten auch die Nachrichten über die Mannszucht der preußischen Armee viel-

*) v. d. Goltz, 289.
**) Clausewitz, Nachrichten, 427, ff.
***) v. Lettow-Vorbeck, I, 60.

fach verschieden, Lob und Verdammung stehen oft unvermittelt neben einander; wir hören in Correspondenzen jener Zeit mit Stolz von der Disciplin der Truppen reden und in andern Correspondenzen finden wir das gerade Gegentheil. Aus allem scheint hervorzugehen, dass der Formalismus der preußischen Armee vor Jena jene Art der mechanischen Disciplin herausgebildet hatte, die gute militärische Bilder in Friedenszeiten gibt, und immerhin als Promesse für Kriegsdisciplin angesehen werden kann. Die Mannszucht war nichts weniger als lax, sie ward im Gegentheile oftmals hart geübt; allein sie war, wenn dieses Bild, das gegenwärtig Bürgerrecht besitzt, gegeben werden kann, oberflächlich und nicht tief, mehr äußerlich und nicht durchdringend. Der Mann wusste für leichtere Vergehen Spießruthen und Stockprügel sein Loos, allein kein militärisches Verbrechen wurde mit dem Tod bestraft.*) Friedrich Wilhelm III. war stets bemüht, Nachsicht und Milde nicht etwa selbst nur in Ausnahmsfällen zu üben, sondern vielmehr zur allgemeinen Richtschnur des Verhaltens Vorgesetzter ihren Untergebenen gegenüber zu erheben. Es ist stets ein Verlust für die Disciplin, wenn die Strafen in einer Armee aus Menschenliebe, Wohlwollen, Gutmüthigkeit, vermindert und erleichtert werden; zu solchen Concessionen darf nur der sogenannte Geist der Zeit imperatorisch zwingen und nur schrittweise und zögernd seien sie gewährt.

Die wohlwollende Humanität des Königs hat sicherlich viel dazu beigetragen, die Disciplin im Heere, wenn auch nicht äußerlich vorerst, so doch im Innern zu zerstören. Die Oberfläche blieb intact, und in seinen Fundamenten zerfiel das seelische Kunstproduct Friedrichs des Großen, der von Humanität — sobald sie ihm nicht zweckmäßig erschien — wahrlich weit genug entfernt gewesen war.

Denn sehr rasch erkennt eine Armee, wie jede Gemeinschaft von Beherrschten, die leiseste Regung humaner Tendenz, die von oberster Stelle weht; auf ihre Wirkungen wird vorweg gebaut und der Missbrauch beginnt unverweilt zu keimen.

*Officiere.* Diese standen durch die Art ihres Ersatzes fast vollkommen gesondert den Truppen gegenüber, sie hatten meist

*) v. Lettow-Vorbeck I, 50.

durch ihre Geburt schon und nicht durch militärisches Verdienst den Anspruch auf das Portépée erworben. Ob diese Art, Officiere zu gewinnen, oder die, Unterofficiere zu befördern, an sich vorzuziehen sei, ist zwecklos zu erwägen, da die ganze Heeresverfassung Preußens auf die erste wies. In der That haben die Truppenofficiere der Unglückszeit voll und ganz ihre Schuldigkeit am Schlachtfelde gethan und die Vorwürfe gegen sie als Vertreter des Adels in der Armee sind wahrhaft abgeschmackt, im übrigen auch ziffernmäßig erheblich abzuschwächen. Was den guten Willen anbetrifft, so ist ihnen, besonders bei der jämmerlichen materiellen Lage und dem trostlosen Avancement, nur volles Lob zu spenden. Was das Wissen betrifft, so wird mit einiger Sicherheit anzunehmen sein, dass das Studium der Kriegslehre einen bedeutenden Theil der Beschäftigung der Truppenofficiere bildete, zumindest der preußische Troupier mehr wissenschaftlich thätig war, als der Franzose, der über den Dienst in seiner Truppe nicht hinaussah oder dachte. Es ward sogar die Klage laut, dass die niederen Officiere zu viel Schreibsucht und kritische Neigungen an den Tag lägen.*) Wahrlich, wenn man vorurtheilslos mit der eigenen Epoche rechnet, so wird man es wohl verstehen, wie diese zur Schau getragene Intelligenz als eine Form der Überlegenheit über den Gegner angesehen werden konnte.**) Die Idee, der Truppenofficier solle einen weiteren Horizont besitzen, als denjenigen, dessen er zur Erfüllung seiner dienstlichen Obliegenheiten bedarf, kehrt in Friedenszeiten besonders immer wieder, der Thatsache vergessend, dass gerade ein beschränkter Horizont beschränkten Functionen angemessen ist.

Nicht Intelligenz ist die erste Tugend, deren der niedere Officier für den Krieg bedarf.

*Geist des Heeres.* Wir haben bereits genug über die Zustände der preußischen Armee gehört, um den Satz glaubhaft zu finden, dass der Geist derselben ein durchaus unkriegerischer war.***) Wenn auch ein bescheidenes Maß an Menschenkenntnis genügt, um die Phrase vom kriegerischen Geist einer Armee in

---

*) v. d. Goltz, Anhang Nr. 26.

**) Friedrich der Große verbot seinen Officieren geradezu das Bücherschreiben; welche Weisheit und welche Kenntnis des Menschen, welches Zweckbewusstsein liegt in dieser Willensmeinung!

***) Clausewitz, Nachrichten, 4, 28 ff.

seinen Wirkungen am Schlachtfelde auf ihren wahren Wert zurückzuführen, so mag immerhin zugestanden werden, dass der kriegerische Soldat unbekümmert ausmarschirt, während der, der es nicht ist, dies muthlos und mit Bangen thut; und Überbleibsel von der ersteren Stimmung mögen, trotz aller Skepsis, doch unter das Feuer der Kanonen kommen.

Aus den Nachrichten über jene Zeit tönt uns ferner das Schlagwort entgegen, die Armee sei im Preußenthum befangen*) und von der Erinnerung an Friedrich ganz und gar, bis zur Blindheit erfüllt gewesen; und es wird dieser Umstand der Armee als solchen zum Vorwurfe gemacht. Nun analysiere man einmal und vergesse nicht des menschlichen Herzens. Gibt es für die Masse der Armee wohl eine angemessenere, glücklichere Gabe als die Überzeugung, dass sie die erste und beste aller Armeen sei, stets war und immer bleiben werde? Wir sagen für die Masse der Armee, denn für die Führer gelten andere Gesetze. Aber für ein Heer als solches taugt so recht der blinde Glaube an den eigenen Wert. So gefährlich es für einen Führer ist, das eigene Wissen und Können höher anzuschlagen, als es wirklich anzuschlagen ist, so wesentlich ist dies — allerdings mit gewissen Vorbehalten — für eine Kriegerschaar; sie halte sich für besser als der Gegner, dann wird sie es in Wahrheit am Schlachtfelde auch sein. Der ganze Geist des Kriegswesens gipfelt ja so recht in der Blindheit, dem gläubigen Vertrauen der Masse in ihre sehenden, rechnenden Führer. Soll der Füsilier Vergleiche zwischen sich und seinem Gegner thun, vor dem Zusammentreffen, auf vages Quartiergeschwätz basiert? Steht es ihm an, auch nur über den Wert seiner Person zwecklos und flüchtig nachzudenken? Er glaube, dass er der tüchtigste von allen Soldaten der ganzen Erde sei; das Vertrauen — und nochmals, blind darf es sein — das ist der Hebel, der die Masse eines Kriegsheeres unwiderstehlich macht.

Es hat die bittere Kritik der Epigonen sich keinen Augenblick bedacht, der preußischen Armee den pietätvollen Glauben an sich und ihren Wert als ein Verbrechen anzurechnen, weil sie unterlegen war; nach dem Erfolge wird die Geschichte stets gemacht und so wurde das verbissene Preußenthum in der Armee

*) Clausewitz, Nachrichten, 428 ff.

für Jena als Sündenbock gewaltsam hergezogen. Wir glauben, dass dies an sich unbillig wäre, wenn dem wirklich so gewesen war. Aber auch mit diesem blinden Glauben sah es in Wirklichkeit wohl anders aus, als es die chargierten Schilderungen späterer Zeit darzustellen suchen. Was ist dem Manne Tradition? Was weiß der Füsilier von jenen Thaten, die das Heer vor einem Menschenalter und ohne ihn vollbracht? Wird die Erinnerung an Großes, das ohne ihn geleistet wurde, vor langer, langer Zeit, auch nur mit dem Gewicht eines Atoms für sein Benehmen im Gefechte sprechen? Die Kenntnis der menschlichen Natur muss dies verneinen. Nur das, was der Soldat selbst miterlebt und das, woran er mit sichtbarem Erfolge selbst theilgenommen hat, wird ihm in der Erinnerung Vertrauen zu sich und seinen Führern geben. Die unpersönliche Tradition ist für die breite Masse der Truppen ein wesenloser Schemen und kann niemals ein Motor im Kampfe sein.

Wenn die Tradition im Heere von amtswegen noch so crass gepflegt und erhalten wird, so kann sie, wenn sie auch nichts nützen wird, doch niemals schädlich sein; und kein gedankenloserer Vorwurf kann gegen ein ganzes Heer erhoben werden, als der, dass Eigendünkel als Product der Tradition seinen Untergang verschuldet hat.

Der Geist einer Armee fließt, wie wir wissen, zum allergrößten Theile aus deren Magen her. Im Quartier, am Marsche, im Kampfe, ist diese Wechselbeziehung für den, der da Augen hat zu sehen, gewiss deutlich sichtbar genug; und wenn man auf Beispiele hervorragender Ausdauer verweist, die manche Truppen zu allen Zeiten im Ertragen von Entbehrungen gegeben, so erinnere man sich wohl, dass das menschliche Herz sich willig in die Ausnahme, in die vorübergehende Nothwendigkeit fügt, dass es jedoch das andauernde und als Regel festgesetzte Darben nicht ungestraft erträgt.

Wie es in diesem Punkt mit dem preußischen Heere bestellt war, haben wir bereits genügend gesehen.

*Organisation im Großen.* Auch hierin war Preußen erheblich im Rückstande geblieben. Es gab keine andere Eintheilung, als die in Landschaften und Inspectionen für die verschiedenen Waffen, von welchen letzteren es 13 für die Fußtruppen, 7 für die Reiterei und

eine für die Artillerie gab. Man kam noch im letzten Augenblicke vor dem Beginne der Feindseligkeiten — vornehmlich auf Betreiben Scharnhorst's — zur Einsicht und theilte Ende September die preußisch-sächsische Armee in 14 Divisionen, die nach französischem Muster organisiert, dennoch die Besonderheit unverhältnismäßig starker Dotierung mit Reiterei besaßen. Es leuchtet ein, dass diese überstürzte Maßregel alle Keime einer solchen in sich barg.

*Die Führer.* Um es kurz zu sagen, die Führer von 1806 waren im Durchschnitt, sowohl was den Charakter, als was das Wissen anbetraf, nicht schlechter, als die leitenden Personen irgend einer Epoche, die, in den Anschauungen ihrer Epoche lebend, in deren Vorurtheilen naturgemäß befangen sind. Was man ihnen vorwerfen kann, ist, nicht erkannt zu haben, dass Preußen zurückgeblieben war, obgleich auch dies keineswegs von allen durchwegs gilt.*) Aber gerade dieser historisch gewordene Vorwurf ist gar sehr einzuschränken, wenn man erwägt: einerseits die natürliche Scheu desjenigen, der nicht an allererster Stelle steht, an Traditionen, wie jene Friedrichs, zu rühren, als Besserwisser und Progressist zu erscheinen in einem so conservativen Kriegsstaat, wie Preußen damals war; und andererseits bedenkt, dass von oberster Stelle eine gewissermaßen passive Initiative ausgegangen ist, die sich damit begnügte, das Recht der Initiative für sich und gegen alle Niedern unbedingt zu fordern, ohne sie recht eigentlich thätlich auszuüben;**) es war eben die Form von Friedrich überkommen worden, doch es fehlte ihr der innere Gehalt. Anerkannt war, dass Friedrich Wilhelm III. allein zu befehlen habe, officiell und in der Theorie; so dass die Einflussnahme von unten her naturgemäß erlahmen hätte sollen. Und da tritt die merkwürdige Erscheinung auf, dass gerade der Fürst, der Selbstthun und Selbstdenken von seinen Untergebenen keineswegs begehrt, von einer Anzahl unter ihnen intellectuell wahrhaft beherrscht wird; das Verhängnis, wenn wir es so nennen

*) Scharnhorst zeigt in einer Denkschrift vom April 1806 sich bis zu einer gewissen Grenze in den Geist des napoleonischen Krieges, ja des Krieges überhaupt, überraschend eingedrungen; v. d. Goltz, Anhang Nr. 48.

**) Aus dem unendlich reichen Material glauben wir mit vollem Rechte zu diesem Resultat gelangen zu dürfen. Wir werden bei Erzählung der Begebenheiten historischen Beweisen hiefür begegnen; indessen sei auf die treffliche Charakteristik Friedrich Wilhelms III. in Clausewitzens Nachrichten hingewiesen.

wollen, und um irgend etwas zu nennen, gibt ihm geschmeidige, doch wenig fähige Diener in die Nähe seiner Person; er lässt sich von ihnen bestimmen und leiten, und die Willensmeinung derselben, die er nunmehr für die eigene, ursprüngliche hält, kann gelegentlich zu verhängnisvollem Eigenwillen, dort, wo er nicht am Platze ist, werden.

Der Geist, der die leitenden Männer einer Nation zu einer Epoche bewegt, fließt aus den Umständen jener Zeit und führt deren Schwäche- und Stärkefactoren mit sich. Von dem Geiste ihrer Zeit werden der Füsilier und der oberste Feldherr gleicherweise berührt; ihr Thun wird von diesem Geiste bestimmt; und soll es auch; und schlecht stünde es dem Soldaten an, sich gegen den militärischen Geist seiner Zeit zu sträuben. Nur der Misserfolg kann dahin führen, dass die Nachwelt von jenen Menschen gedankenlos verlangt, sie hätten sich über ihre Zeit erheben sollen.

Von außen her wird wohl die Geistesrichtung dem Individuum gegeben, sei es durch den Geist der Zeit, sei es durch den machtvollen Willen des Einen. Fügen müssen sich die Individuen, sei es der Tradition, sei es der Neuerung durch Einen; die Fähigkeiten sind in aller Herren Länder so ziemlich die gleichen und die Überlegenheit eines französischen Generals über einen solchen aus der alten Schule floss keineswegs aus dessen Natur, sondern nur aus dem neuen Systeme. Unfähig waren die preußischen Führer persönlich — die Ausnahmen werden zur Sprache kommen — keineswegs: Napoleon hätte aus einem Rüchel sicher einen vortrefflichen Marschall gemacht; die Unfähigkeit kam, wo sie sich zeigte, von ihrer Zeit; und diese allein, da sie den Widerspruch ihrer Werkzeuge nicht duldet, wird verantwortlich zu machen sein.

Die greisen preußischen Feldherren jener Epoche besaßen persönlichen Muth, trotz des jüngsten Generals des jungen Kaiserreiches; sie besaßen vollauf jenes Maß an Energie, das in der preußischen Armee herkömmlich und üblich war, und über das hinauszugehen, ihrer Gewissenhaftigkeit unthunlich schien;*) sie waren ohne allen Zweifel vom allerbesten Willen

*) Die Richtigkeit dieses Raisonnements wird, obwohl es vorerst paradox erscheint, erwiesen werden; einstweilen sei erinnert, dass der Begriff der Energie nach Zeit und Ort, nach Volk und Sitte verschieden, ja ein conventioneller ist.

für die gemeine Sache beseelt; sie dachten innerhalb des traditionellen wissenschaftlichen Rahmens vielfach sehr eifrig über den Krieg und das, was er erheischt. Als echte Kinder ihrer Zeit waren sie die besten ihrer Zeit im Heere, sowohl was das Wollen, als was das Wissen betraf.

Eine ruhmvolle kriegerische Vergangenheit hatte sie in ihre hohen Stellungen geführt, sie füllten dieselben mit bestem Wissen und Gewissen, ohne besonderen persönlichen Egoismus aus. Braunschweig, ein regierender Herr, verlässt seine Staaten, um in preußische Kriegsdienste noch einmal zu gehen; Blücher, der einst von Friedrich so hart behandelt worden war, eilt bereitwillig zum Dienste des Vaterlandes herbei. Wird man ihnen ihr hohes Alter zum Vorwurf machen wollen? *) Im Gegentheil, Hut ab vor solchen Männern, wenn man an jene französischen Satrapen denkt, die ihrem Souverän nachmals gar oft recht unbequem geworden sind. Wird es ihnen zu verdenken sein, dass gewisse Rivalitäten dann entstanden, wenn der König heute den und morgen jenen um Rath und Willensmeinung frug? Wie kann man den lähmenden Einfluss verkennen, der in dem Wunsche, den lange ruhmvoll bewahrten eigenen Ruf auch weiterhin zu erhalten und in dem recht eigentlich preußischen Gefühl höchster Verantwortlichkeit lag?

Die Billigkeit und das redliche Streben nach historischer Wahrheit erfordern es, anzuerkennen, dass die preußischen Feldherren der vorjena'schen Periode voll und ganz das waren, was von ihnen füglich zu verlangen oder zu erwarten war: treue, redliche, vom besten Geist beseelte Diener eines Staates, in dessen Anschauungen zu leben für jeden Patrioten ein Ehrentitel war. Wohl kann man von Männern in so hohen Stellungen mehr als den Willen, man darf das Erkennen verlangen, und da wird uns auch berichtet, dass es daran keineswegs gefehlt hat. Der Feldherr von Valmy machte sich sehr seine Gedanken über die neue Art des Krieges und so viele andere auch. Sie waren keineswegs blind, vielmehr scheint gerade den obersten Führern die Überzeugung der Unzulänglichkeit der preußischen Armee für einen Kampf mit den Franzosen zum Bewusstsein gekommen zu sein. Aber der

*) Möllendorf zählte 82, Braunschweig 71, Kalkreuth 69, Hohenlohe 60, Schmettau 64, Blücher 62, Wartensleben 60 Jahre u. s. w. Gesch. d. Kr. in E. VII, 29.

Schritt von dem Erkennen der Nothwendigkeit einer Reform bis zu deren praktischer Inangriffnahme war im preußischen Staate jener Zeit nicht ohne persönliche Gefahr zu thun.

Wo ist also die historisch verantwortliche Stelle zu suchen? Vor allem sagen wir mit Freiherrn v. d. Goltz:*) Der Einfluss des Zeitgeistes war unstreitig die wichtigste Ursache für die innere Schwäche des preußischen Heeres. Dann muss ihm gewissermaßen beigestimmt werden, wenn er dem König selbst einen großen Theil der Schuld an dem Ausbleiben der Heeresreform zumessen zu dürfen glaubt; gewissermaßen, sagen wir. Denn es erscheint nicht unbedenklich, gerade vom Souverän zu verlangen, dass er zuerst voll und ganz erkennen, und sich dann spontan zum Brechen mit einem Systeme entschließen soll, dessen ruhmvolle Vergangenheit mit dem Throne innig verbunden war. Ist diese sachliche Initiative so recht das Amt jedes Souveräns, sagen wir des Durchschnitts-Souveräns? Liegt der Beruf des Herrscherthums im allgemeinen nicht vielmehr im **Vorhandensein** des Herrschers, als in dessen **Thätigkeit**? Menschen wie Friedrich und Napoleon verwirren durch ihr Thun das Normalbild eines Souveräns, und sowie das Ideal nachmals von Souveränen unvollkommen copiert zu werden pflegt, so trübt sich das Urtheil der Geschichte und verlangt sodann vom Herrscher als solchen eine Thätigkeit, die lediglich von Ausnahmserscheinungen am Throne geboten worden ist.

Nichts kann gefährlicher in seiner Nutzanwendung und historisch ungerechter sein, als ein Raisonnement, das vom Durchschnittsherrscher mehr als die Durchschnittsäußerungen des Herrscherthums verlangt.

*Anschauungen über den Krieg.* Während die französische Anschauung vom Kriege unmittelbares Product der Praxis war, erkennen wir in ihr auf preußischer Seite ein Kunstproduct der Wissenschaft.

Diese Wissenschaft hatte ihren Ausgang genommen von der umfassenden Gedankenarbeit, die durch die Kriege und Erfolge Friedrichs des Großen angeregt worden war. Aber nicht

*) 300.

an die glänzendste Epoche des Königs knüpfte dieselbe an, sondern, dem Gesetze folgend, das uns anweist, in den abschließenden Thaten eines bedeutenden Mannes das von den Schlacken geklärte Resultat langer Erfahrung zu sehen, wurzelte sie vielmehr in der Kriegführung und Kriegslehre von Friedrichs Lebensabend. Die persönliche Reaction in der Anschauung vom Kriege, die Friedrich erlebt, übertrug sich mählich auf den Geist der Heer- und Truppenführer. Hand in Hand mit der proclamierten Staatsöconomie gieng der strategische Grundsatz, mit möglichster Vorsicht zu handeln. Friedrich hatte bei der politischen Lage Europas stets nur den Krieg mit Habsburg im Auge gehabt, und unumwunden bezeichnet er Österreichs Armee als den einzigen ernsthaften Gegner.*) Wie man sich der unerhörten Erscheinung des neuen Krieges gegenüber zu verhalten habe, das zu bestimmen war ihm nicht mehr vergönnt. Und die Worte, mit denen er auf die Veränderlichkeit der Natur des Krieges weist, und die vorurtheilslose Veränderung der Art, ihn zu führen, verlangt,**) sollte dies nothwendig werden, waren an Adressen gerichtet, von deren Trägern ihn keiner verstand.

Ein Danaergeschenk zweifacher Natur hinterlässt jedweder wahrhaft bedeutende Mann seiner Nation. Da es stets Wenigen gegeben ist, in der Seele des Heroen mit Sicherheit zu lesen, die Ursachen der Erfolge *in dieser Seele* eben klar zu erkennen, so klammert sich die Mehrheit an die Mechanik der Mittel, deren er sich zu seinen Erfolgen bedient; sie sieht in diesen seine Stärke und überschätzt sie sicherlich. Und dann ist der Autoritätenglaube des Menschen ein besonders nachhaltig wirkendes Impediment; wohl ist es gut, dass dem so ist; aber unmerklich führt der Autoritätenglaube zu einer Trübung des Urtheils, die ohne jene Autorität nicht eingetreten wäre.

Es ist eine seelische und sociale Nothwendigkeit, dass das Bedeutende Mittelmäßiges zum Nachfolger hat; eine militärische Nothwendigkeit ist, dass ein großer Soldat von kleinen Soldaten gefolgt wird.

Die spät- und nachfriedericianische Zeit war eine fruchtbare für die militärischen Wissenschaften. Ein Blick in die Denk-

*) Milit. Test. 26 ff.
**) Milit. Test. 37.

würdigkeiten der militärischen Gesellschaft zu Berlin genügt, um zu zeigen, wie sehr man in der Armee wissenschaftlich thätig war.

Diese Wissenschaft überschätzte weit über alles Maß mathematische und Terrainkenntnisse.*) Woher das kam, ist unschwer zu erkennen, wenn man bedenkt, dass die Wissenschaft wissenschaftlicher Formen sich besonders dann bedient, wenn die Größe der zu studierenden Gestalt ein Messen dieser selbst unthunlich macht. Hat man doch Napoleon selbst den Mathematiker des Erfolges und den Mechaniker des Sieges genannt. Der speculative Sinn des deutschen Nordens liebt es, den Geist der Ereignisse in Schemas und Tabellen darzustellen; das hält er für exact und unanfechtbar. Es übertrug sich diese Art, den Krieg wissenschaftlich zu betrachten, wahrhaftig auf die Ansicht der Führer, wie derselbe praktisch zu kämpfen sei, und einzelne derselben hatten sich mit Punkten des Operationstheaters im vorhinein derart vertraut gemacht, als ob sie glaubten, der Krieg werde und müsse sich an jene Punkte ziehen; so Massenbach, der mit dem Ettersberge bei Weimar ein förmliches Verhältnis zärtlicher Natur geknüpft; so Grawert, der für eine „Stellung" bei Coppanz heftig schwärmte.**) Es scheint indessen pharisäerhaft zu sein, wenn wir mit Mitleid auf die Zeit herniederblicken, die von strategischen Bastionen und Curtinen sprach. Ob man diese Worte oder jene heute üblichen „strategische Front und Flügel" gebraucht, ist für das Wesen des Begriffes so ziemlich einerlei. Die militärischen Terminologien jeder Zeit kommen aus dem Sprachgebrauche der Zeit und nicht sie sind es, die an sich die Niederlagen herbeigeführt haben. Gleichwohl liegt oft ein tiefer Sinn in ihnen, und diesem heißt es auf die Spur zu gehen, bevor man wagen darf, ein Urtheil abzugeben.

Insoferne man unter Anschauung vom Kriege einer Epoche das versteht, was die Führer vor dem Kriege in demselben zu thun und zu lassen gedachten, so kann man mit Sicherheit annehmen, dass etwa folgende Glaubenssätze galten.

*Strategie.* Man muss niemals alles auf eine Karte setzen, woher natürlich von allem Anfang an Zersplitterung der Kräfte

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 57 ff.
**) v. d. Goltz, 217.

kam; die vornehmlichste Aufgabe eines Feldherrn liegt darin, mit möglichster Schonung der eigenen Mittel möglichst viel zu erreichen, daher ziehe man das Manöver — auf dessen Macht bestimmt auch gegen Napoleon gerechnet wird — als billigeres Mittel, so lange als es geht, der blutigen Entscheidung vor.*) Auch scheint in Erinnerung an Friedrich der Glaube an die Überlegenheit des Manövers über die Zahl ein festgegründeter gewesen zu sein. Es müssen aber alle diese Dinge durchaus nicht so crass genommen werden, wie man es aus der zum Verständnis nöthigen Deutlichkeit der Darstellung wohl möchte.

*Große Taktik.* Was diese betrifft, so hat auch die Legende von Friedrichs unverstanden angewandter schiefer Ordnung weit über Gebür verwirrend fortgespukt. Richtig scheint zu sein, dass das Linear-System als solches zu einer Art der Truppenaufstellung und Vertheilung zwang, von der aus der Truppengebrauch in fest vorherbestimmter Form nur geschehen konnte. Zur überraschenden Vereinigung einer überlegenen Zahl auf einen bestimmten Punkt fehlte die taktische Beweglichkeit; wie der preußische Soldat, so konnte auch das preußische Bataillon, einmal ins Gefecht getreten, nur vorwärts mehr oder gerade rückwärts gehen. Wir wissen bereits, dass an eine Massenverwendung der Reiterei und des Geschützes nicht gedacht, dieselbe weder organisatorisch noch taktisch vorbereitet war.

Es wurde im preußischen Heere viel und tief gedacht. Allein es ist zu bemerken, dass nur im officiellen Sinn zu denken gestattet war. Nur mit größter Vorsicht durfte Kritik geübt werden. Noch zu Friedrichs Lebzeiten hatten „Freymüthige Gedanken" damit beginnen müssen, ihr Dasein gewissermaßen zu entschuldigen.**) Denkende Kriegsschriftsteller, wie Bülow, werden von den zünftigen Militärliteraten aufs schärfste attakirt;***) hatte er doch mit prophetischem Geiste die Grundzüge des Krieges von 1806 vorhergesehen.†) Eine Besprechung der Mängel der preußischen Cavallerie durch einen Officier dieser Waffe wird von der mili-

---

*) v. Massenbach in seinem Operationsentwurf vom Herbste 1805.

**) v. d. Goltz, 103.

***) Jähns, III, 2142.

†) Lehrsätze des neuern Krieges oder reine und angewandte Strategie etc. Berlin 1805; 728 ff.

tärischen Gesellschaft rundweg abgelehnt.*) Dass der Anstoß zu Reformen nicht von unten kommen darf, ist gewissermaßen billig. Aber man durfte sich dann auch keiner sonderlichen Schaffensfreudigkeit in der Armee versehen.

Man sieht: die wissenschaftliche Anschauung vom Kriege war zum Theile von oben octroyirt; auch in dieser von ihren Traditionen zehrenden Armee lebte viel gesunder Sinn, besonders in den niederen Reihen.

*Aufklärung und Krieg.* Es wurde erwähnt, wie in Dingen der Verpflegung, der Beitreibungen, Belegung von Quartieren, die weitgehendste Rücksicht auf das Wohl des Bürgers genommen war. Bis zu den höchsten Stellen war die Idee gedrungen, als sei der Krieg mit größter Schonung für das Land zu führen — ein unverstandener Rest von Friedrichs weiser Menschenöconomie — und aus dieser Idee floss eine Gebundenheit aller Entschließungen her, die wahrhaft lähmend gewirkt hat, zumal dem Sansculottismus der Franzosen gegenüber. Umständliche Correspondenzen werden darüber angefangen, ob dieser oder jener vorhandene Vorrath, dessen die Truppe aufs allerdringendste und sogleich bedarf, auch wirklich angegriffen werden soll, und ehe der Bescheid zur Stelle ist, hat sich desselben bereits der Gegner bemächtigt. Rücksichten hier und Rücksichten dort führen zu einer, wie es heute scheint, ganz philisterhaften Art des Krieges. Nur ganz sporadisch kommt es vor, dass ein General sich von den beengenden Rücksichten auf die Miniaturlandeshoheiten zu emancipieren gedenkt.**)

*Reformbestrebungen.* Schon während des Endes von Friedrichs Regierung hatten sich einzelne Stimmen platonisch für Reformen erhoben. Friedrich Wilhelm II. fasste dieselben, angeregt durch zum Theile fremde Kritik,***) näher in's Auge und wandte sich zunächst der Verbesserung der materiellen Lage seines Heeres zu. Bald nach seinem Regierungsantritt errichtete er das Ober-Kriegs-Collegium, die Thatsache würdigend, dass er einer so großen, umfassenden Thätigkeit nicht gewachsen sei, wie Friedrich sie mühelos geübt. Allein schon die einzige bedeutende That der neuen Aera, das Cantonreglement von 1792, war nur

*) v. d. Goltz, 303.

**) Rüchel an den Kurfürsten von Hessen, 26. Sept.; Dechend, 57.

***) Mirabeau legte 1787 dem Könige in einem offenen Briefe Reformprojecte vor.

eine halbe Reform wegen der zahllosen Begünstigungen, die bei Erfüllung der Wehrpflicht zugestanden wurden. Im Jahre 1795 schuf der König die Immediat-Militärorganisations-Commission unter dem Vorsitz Möllendorfs, dem Friedrich selbst dereinst ein günstiges Horoskop gestellt,*) und deren Thätigkeit im großen Ganzen im Erwägen der vorgelegten Entwürfe und sodann ad acta Legen derselben bestand.

Friedrich Wilhelm III. blieb in dauernden Beziehungen zur Organisations-Commission und es ist anzuerkennen, dass er ziemlich klar die bestehenden Mängel erkannte mit seinem „kritischen Blick", der eben weiter nichts als kritisch war. Männer wie Lecocq, Knesebeck, Courbière reichten Denkschriften ein, bei deren vorurtheilsloser Prüfung es sich zeigt, dass ihren Autoren eine freie und unbefangene Würdigung der Dinge keineswegs gefehlt hat; hat Knesebeck doch gewagt, auf die Überlegenheit der französischen Kriegsmacht hinzuweisen. Allein gerade die maßgebenden Persönlichkeiten verhielten sich jeder Reform streng ablehnend gegenüber. Rüchel nennt Courbière, der von dem namenlosen Elend des Heeres sprach, in seiner Schrift „Kurze Beantwortung einiger sonderbarer Zweifel" in jene traurige Hypochondrie verfallen, die seine Arbeit bezeichnet, und habe es ihm an der „interieuren" preußischen Kenntnis gemangelt; es ist bekannt, dass der oberste Kriegsherr stark unter Rüchels Einflusse stand. So füllten die zahlreichen Denkschriften und Mémoires allgemach die Manuscriptbestände der Commission und wurden zum Theile wieder vergessen.

In einer Aufzeichnung aus dem Beginne des neuen Jahrhunderts fasst der König selbst den Krieg mit Frankreich in's Auge und erklärt sich mit Entschiedenheit für Verwertung der Volkskraft im künftigen Kriege. Man beginnt die Anläufe Friedrichs zu gelegentlicher Bildung von Milizen zu studieren, und 1803 hat Knesebeck eine umfangreiche Studie über die Volksbewaffnung vollendet, in der er eine „Vaterlandsreserve" und „Vaterlandslegionen" begehrt, sowie er das taktische Thun dieser Körper überraschend klar und zweckbewusst mit deren Eigenart in Einklang bringt. Jedoch die Organisations-Commission verwarf den Entwurf mit den Worten**): „Die preußische Militärverfassung

*) . . . *Moellendorf devicndra bon* . . . Milit. test. 39.
**) v. d. Goltz, 155.

und Staatswirtschaft ist ein denkwürdiges Original, rührt man ein Glied an, so erhält die ganze Kette einen elektrischen Schlag", und so kam es, dass die durch Cabinetsordre vom 17. August 1805 nach langwierigen Verhandlungen und mit enormen Amendements befohlene Bildung von Landreservetruppen (78 Bataillone à 600 Mann) ein reines Zerrbild der Originalentwürfe blieb; und auch die Ausführung dieser angeordneten Reform wurde infolge des Widerstandes der Civilbehörden zum Theil so lau betrieben, dass im Jahre 1806 kein einziges Bataillon wirklich zur Aufstellung gelangte.

Wir haben somit gesehen, dass die ganze papierene Reformarbeit so vieler Jahre zu keiner einzigen in der Stunde der Entscheidung wirksam werdenden Reform geführt. Es fehlte eben das an die Kehle gesetzte Messer, das allein in den allermeisten Fällen zu durchgreifenden Verbesserungen führt; war doch die Cabinetsordre von 1805 eigentlich nur durch die drohende politische Lage herbeigeführt worden.

*Glaube an die Tradition und Cassandrarufe.* Die passiven Widerstände, denen wir bei Vorlage von Reformplänen immerdar begegnen, flossen nicht (oder nicht vornehmlich) aus persönlicher Indolenz und individuellem üblen Willen her, sondern fußten ganz und gar auf dem blinden Glauben an die Vorzüglichkeit jener Institutionen, die in ihrem Wesen von Friedrich überkommen waren. Es ist der fatalistische Zug, der jedem großen Meister des Erfolges nachziehen wird und er muss entschuldigend gewürdigt werden in seinem ganzen Gewicht, wenn wir officielle Aussprüche wie den folgenden vernehmen: „Es erscheint ganz unbegreiflich, wie jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichtes Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuthen kann, welche sie zu einer bloßen Landmiliz reducieren würde."*) In diesem Ausspruche liegt der Schlüssel zu allem, was über Preußen kam; und doch, wer die menschliche Natur versteht, wird ihn begreiflich und entschuldbar finden.

Wir haben gesehen, wie manche Männer anders dachten, als dies officiell geschah, und die Mängel richtig erkannten; so

---

*) Bescheid der Organisations-Commission auf Knesebecks Reformproject.

konnte es nicht fehlen, dass sich hie und da Stimmen erhoben, die warnend und unglückdrohend klangen. Vor allem war es der König selbst, der kein rechtes Vertrauen zur Armee hatte in gewissen Momenten der Herabstimmung,*) um in anderen Momenten wieder der Zuversicht voll zu sein. Braunschweig gruselte es geradezu vor dem überlegenen Feldherrntalent Napoleons und bei Übernahme des Oberbefehles ist er schlimmer Ahnungen voll.**) Natürlich wurde nicht laut und öffentlich über derlei gesprochen, vielmehr ostentativ eine Zuversicht zur Schau getragen, die gar oft nichts als die Maske eines unruhigen Gewissens ist. Aber in vergessenen Memoiren vor jener Zeit***) und in allerlei Correspondenzen †) sieht man gar oft den bangen Zweifel über das, was da kommen werde, entstehen.

Richtig ist, dass in der Ungewissheit angesichts eines drohenden Krieges meist auch in einem auf der Höhe des Bedürfnisses stehenden Staate der Zweifel vereinzelt aufzutreten pflegt; aber bei den leitenden Männern des Staates und Heeres soll er nachträglich nicht mit der Sicherheit nachweisbar sein, wie es hier mühelos geschehen kann.

* * *

Von allen Arten der historischen Darstellung hat die Kriegsgeschichte am erheblichsten unter dem Umstand zu leiden, dass dem, der die Ereignisse und deren Ursachen und die Quellen, aus denen die Ursachen kommen, im Nachhinein besieht, das Ergebnis völlig bekannt ist. Rückwirkend verwirrt diese Kenntnis stets und immerdar in der Betrachtung der Prämissen, die zu dem Urtheil geführt, das die Geschichte gefällt. Es ist so und kann nicht anders sein. Allein es scheint, als ob das Schwergewicht dieser Wahrheit nicht stets erkannt worden sei.

---

*) Friedrich Wilhelm III. an Kaiser Alexander, Charlottenburg, 23. Juni 1806; Bailleu, II, Urk. Nr. 358.

**) Ludwig v. Ompteda, Politischer Nachlass, I, 107.

***) „Freymüthige Bemerkungen über die in der Gegenwart verborgene zukünftige Lage Preußens" aus dem Ende des alten Jahrhunderts schließen wie folgt: . . . mein Vaterland wird, wenn nicht schnellwirkende Mittel ergriffen werd n, seine bedeutende Rolle bald ausgespielt haben und sich seinem Untergange nähern . . . . v. d. Goltz 142. Ähnlich äußert sich Scharnhorst selbst in seinem Memoire vom April 1806.

†) Rüchel an Hardenberg, Berlin, 15. August; Skizze des Augenblicks: . . . . gibt die Vorsicht Glück, so können noch Evennements eintreten, die für uns günstig und glücklich sind . . . . ; diese Sprache von einem Rüchel muss sehr sinister klingen. Hardenberg, V, 380.



Möge man die Philosophie der Geschichte am Gängelbande theistischer Weltanschauung erfassen, wie Joseph de Maistre in seinen *„Soirées de St. Pétersbourg“*; leite man sie aus der freien Selbstbestimmung her, wie Condorcet in seiner Skizze über den Fortschritt des menschlichen Geistes; führe man sie auf unerbittliche, unveränderliche Gesetze, wie Montesquieu, zurück: stets klammert sich das Urtheil an das Resultat, fußt auf ihm, schmeichelt ihm, fügt sich ihm, und führt, in die Enge getrieben, für die Richtigkeit seiner Argumente — das Resultat in's Treffen.

Es kann nicht anders sein.

Erfassen wir nochmals das Bild beider Armeen und versuchen wir — den Ausgang vergessend, ganz und ehrlich uns in jene Zeit und in jedes der Kriegsheere hineinzudenken.

Wie hat die Anschauung jeder Armee über den bevorstehenden Kampf und dessen Resultate aussehen mögen?

Wohl ist wahr:

dass die Ansicht einer Armee über den Ausgang des beginnenden Kampfes sich mit der Wirklichkeit nicht immer decken wird; entmuthigt und missvergnügt war die zerlumpte Soldatenschaar, die der junge Bonaparte in jenen unsterblichen Apriltagen des Jahres 96 von Sieg zu Sieg geführt; erhoben und getragen von dem Glauben an den Sieg war die Armee, die bei Kolin erlag; gleichwohl scheint innerhalb gewisser Grenzen die in einer Armee universelle Ahnung des Ausganges untrüglich zu sein;

dass das moralische Bild einer besiegten Armee vor der Niederlage uns anders überliefert wird, als es thatsächlich war. Die Zweifel, die in einem siegreichen Heer vor dem Kampfe laut geworden sind, verzeichnet der Historiker fast nie; mit dicken Strichen und grellem Farbenton bringt so manches Mitglied des überwundenen Theils sein klares Vorauserkennen desjenigen, was kommen musste, und sein sorgenvolles Ahnen des Ausganges nachmals zu Papier; aus den Memoiren überfließt dann das persönliche Motiv in die Geschichte;

dass die Meinung einer ganzen Truppenmasse über den Gegner auf die blutige Entscheidung selbst nicht wesentlich wirksam sein wird können; die Schärfe subalterner Kritik verstummt unter dem Donner der Geschütze und unter diesem eben ergibt sich die Entscheidung; zumal dann, wenn die

Kriegsheere einander lange nicht mehr gegenüberstanden oder überhaupt zum ersten Male gegenüberstehen, wird ihre Schätzung gegenseitig ihr Thun im Gefechte wenig bestimmend sein; unbefangener tritt der Soldat jenem entgegen, mit dem er annoch nicht zu thun gehabt, als dem, den er gestern besiegt, oder von dem er unlängst überwunden wurde; in seinen praktischen Wirkungen sehr vag ist bei den Truppen das Gewicht fremden Renommées; obwohl der Ruf von der Tüchtigkeit des gegnerischen Heeres auch immerhin manche Sorge beim gemeinen Mann erwecken mag.

Aber gleichwohl ist es, wenn man die Geschichte verstehen will, nothwendig, sich in die Lage und das Denken der Kämpfer von ehedem hineinzuleben; indessen scheint dies mehr eine Sache des historischen Instincts als der exacten Forschung zu sein.

Wir haben gehört, dass die Soldaten des Empire in diesen Kampf voll froher Hoffnung zogen. Respect vor Friedrichs Truppen haben sie wohl kaum gehabt; was wusste der Soldat des Kaiserreichs von Friedrich überhaupt? Schon beginnt dagegen leise sich der Glaube an die Unüberwindlichkeit Napoleons in den Bivouakgesprächen zu entwickeln, der noch immer mächtig wachsen wird. Jedoch, nochmals, was ist die Meinung einer Armee an sich?

Was die preußischen Truppen betrifft, so sind uns so zahllose Urtheile über sie bewahrt, und dieselben widersprechen sich so oft geradezu, dass es wahrhaft schwierig erscheint, ein klares Bild der Stimmung in der Armee zu geben. Indessen kann man wohl mit Freiherrn von der Goltz, der wahrlich alles aufgeboten hat, um das Heer von Schuld und Schande reinzuwaschen, zu dem Schlusse kommen, dass trotz der zur Schau getragenen Zuversicht in der Seele der Armee ein gewisses Misstrauen in die oberste Leitung überwogen hat*).

Von einem solchen war auf Seite der Franzosen allerdings durchaus nicht die Rede.

Unendlich wichtiger als die schlecht fundierten und wenig wirklichen Einfluss habenden Urtheile der gegnerischen Truppen über einander und das was kommen werde, muss die Meinung sein, die an den leitenden Stellen beider Armeen platzgegriffen hatte.

---

*) 280, u. a. a. O.

Hier ist nicht sehr vieles positiv historisch nachzuweisen: auf preußischer Seite immerhin noch mehr, aber ein französisches „Rossbach und Jena“ besteht natürlich nicht.

Auf preußischer Seite steht fest, dass man die Erfolge der Franzosen von lange her schon aufmerksam verfolgte. Die Frage, ob die Franzosen mit dem Kriege in der neuen Zeit weitergekommen seien, als die deutschen Stämme, wird in der militärischen Gesellschaft oft und gründlich ventiliert, wenngleich naturgemäß nicht unbefangen. Ein paar Officiere waren im Laufe der Jahre in Frankreich gewesen, wurden jedoch, wie es scheint, vom ersten Consul schon, militärisch dupiert, ihre Berichte enthalten durchaus nicht den Kern des Wissenswerten und wurden zumeist auch nicht publik. Indessen konnte der, der Augen hatte zu sehen, die Signatur der neuen kriegerischen Epoche aus ihrem Thun erkennen. Wie man an den höchsten Stellen über den Ausgang des bevorstehenden Kampfes dachte, gelegentlich, heißt das, wurde bereits erwähnt. Das böse Gewissen schlägt oftmals vor, es ist nicht hinwegzuleugnen. Es bleibt somit nur anzunehmen, und die Betrachtung der Ereignisse wird dies erweisen, dass man sich nach Augenblicken der Entmuthigung in solchen der Hoffnungsfreudigkeit dem Zauber überließ, der in dem guten Glauben an eine überkommene Tüchtigkeit liegt, trotzdem oder vielmehr gerade weil man deren Elemente nicht mehr klar versteht.

Wenn man in Preußen dachte, hoffte, Befürchtungen empfand, so war dies bei den Franzosen nur Sache eines Mannes. Es ist anzunehmen, dass er über die Verhältnisse der preußischen Armee in allem Wesentlichen wohlunterrichtet war.*) Während der Diplomat der alten Schule, Lucchesini, gar keinen militärischen Blick besitzt, und seinem Hofe Nachrichten höchst unwesentlicher Natur in militärischen Dingen zukommen lässt, benützt Napoleon jede Gelegenheit, um auch im diplomatischen Verkehr durch seine

*) Zweifelsohne war dem Kaiser der Inhalt des Briefwechsels von Talleyrand mit Hauterive bekannt; folgendes möge aus demselben angeführt sein: Hauterive an Talleyrand, 20. Nov. 1805 . . . *qu'on choisisse quelle armée l'on voudra de celles qui appartiennent aux grandes puissances de l'Europe, je n'en excepte pas même celles de Portugal et d'Espagne, il n'y en a pas une qui ne soit en état de donner des leçons de courage, de fierté et d'élévation à celle de Prusse . . . qui ne soit raisonnablement fondée à espérer de l'intimider, de l'affaiblir par les désertions, et de la vaincre; am 28. Nov. 1805 . . . O Grand Frédéric! à dix-huit ans de toi, voilà ce qu'on fait de cette grande armée, que tu avais pris tant de peine à former . .* In diesem Tone sind alle Briefe abgefasst; Bailleu, II, 2. Anhang, 609.

Angestellten Aufschlüsse über Preußens Heer zu erhalten.*) Wenn man seine Correspondenz noch so argwöhnisch prüft, so muss man doch zu dem Schlusse gelangen, dass er von Preußen, wie in jeder Hinsicht, so auch in militärischer, aufrichtig gering gedacht hat;**) trotz der angemessenen kriegspsychologischen Vorsicht überträgt sich das Urtheil des obersten Kriegsherrn über den Gegner auf seine Generale.

Es ist nach allem nicht zu zweifeln, dass in Hinsicht der gegenseitigen Beurtheilung Frankreich — wenn man so sagen darf — die Vorhand hatte; es glaubt überlegen zu sein und rechnet auf Erfolg; und zwar glaubt es dies fester, intensiver, ohne Momente des Zweifels, wie sie bei seinen Gegnern zu finden sind, und unerschütterlicher als eben sie.

Und wir wissen aus der historischen Kritik, dass seine Mittel und Formen des Krieges jenen Preußens wirklich überlegen waren.

Es ist daher überlegen; und hat dies wohl gewusst. Nicht stets findet man diese beiden Potenzen vereint.

Denn Preußen hielt sich ja gewissermaßen auch für überlegen; dass dies den Thatsachen nicht entsprach, dafür kann man das Heer gar nicht und die leitenden Männer nur bis zu einer gewissen Grenze verantwortlich machen.

---

*) Schon 1801 ließ sich der erste Consul von Duroc über die preußischen Truppen melden: . . . *Je crois que le soldat a plutôt de l'apparence et qu'il manque tout à fait de nerf et d'intelligence* . . . Bailleu, I, 514. In den nicht chiffrierten Correspondenzen desselben Generals anlässlich seiner Mission an den preußischen Hof 1805 finden sich dergleichen Berichte über die Armee; Duroc an Talleyrand, 18. Sept. 1805 . . . *certes, l'armée prussienne n'est rien moins que prête à entrer en campagne* . . . , Bailleu, II, Urkunde Nr. 285. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass dieser Vertraute Napoleons seinem Herrn mündlich die allerweitestgehenden Aufschlüsse über Preußens Kriegsmacht gegeben hat.

**) An den König von Neapel, St. Cloud, 13. Sept. 1806 . . . *Sous peu de jours elle (la Prusse) aura désarmé ou elle sera écrasée* . . . . ; an den Prinzen Eugen, ebenda, 15. Sept.; an den König von Holland, vom selben Datum; u. a. a. O. Diese überall unverkennbar zutagetretende Ueberzeugung, der Sieg werde diesmal ein leichter sein, schließt doch keineswegs aus, dass der Kaiser die Möglichkeit von Rückschlägen auch in's Auge fasste.



# II.

# Politik und Strategie.

Auch in der Staatspolitik, dieser so vorurtheilslosen — sie soll es doch wohl sein — oftmals mit Impromptus und plötzlichen Wendungen des Interesses arbeitenden Thätigkeit, dieser wahren Kunst des Augenblicks manchmal, spielen die Ahnen gar oft eine bedeutende Rolle.

Der Vergangenheit gedenkt der Staatsmann stets, oder soll ihrer doch gedenken, wenn ihn der Drang des Augenblicks zu folgenschweren Entscheidungen der Staatspolitik ruft.

Nicht zu pietätvoller, traditioneller Consequenz in seinem Thun werden ihn die Ahnen der internationalen — oder interhöfischen, je nachdem — Beziehungen vermögen, vielmehr ihm nichts anderes sein, als das Material an Erfahrung, auf welches und durch welches er zur Berechnung, dann zum Entschlusse des Augenblicks gelangt.

In diesem Sinne fasse sie der Geschichtsschreiber auf; am Tage liegt, dass der praktische Wert der Ahnen mit ihrem Alter abnehmen wird; und so gibt es des öftern einen Punkt in der Geschichte, den man den todten Punkt der Beziehungen von Volk zu Volk nennen möchte, wenn dies gestattet ist; von demselben an hat die Geschichte der wechselseitigen Beziehungen praktische Wirkung für die Gegenwart; Vergangenes reicht mit seinem ganzen Schwergewicht in den Augenblick herein; von demselben zurück beschäftigt sich mit diesen Beziehungen nur der gewissenhafte Chronist.

So wollen wir, Frankreichs und Preußens Gegenüber vor Jena aufmerksamen Blicks verfolgend, mit jenem gewaltigen Zeitabschnitte beginnen, der am 5. Mai des Jahres 1789 eingeleitet

worden ist; hier liegt der todte Punkt beider Staaten für die ganze Zeit bis zum Congresse von Wien.

* * *

Gelegentlich der Reichenbacher Convention (27. Juli 1790) bereits in's Auge gefasst, war auf dem Congresse zu Pillnitz (27. August 1791) die Idee eines bewaffneten Einschreitens zu Gunsten der bedrohten Monarchie jenseits des Rheins zwischen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. zur Reife gediehen. Mit dem ganzen monarchischen Bewusstsein, welches dem Nachfolger Friedrichs des Großen wohl anstand, sagte Friedrich Wilhelm II. Österreich seine Hilfe in dem Kriege zu, der am 20. April 1792 über Antrag Dumouriez von der gesetzgebenden Versammlung an den König von Ungarn und Böhmen erklärt worden war. Er selbst entwirft, des Sieges sicher, einen Plan zum Kriege.*) Vier Monate später führt Karl Ferdinand von Braunschweig die alliierten Heere über Frankreichs Grenzen und sogleich lässt sich der König von Preußen durch Dumouriez' Scheinverhandlungen gründlich dupieren; erbost befiehlt er, als ihm die Lage klar zu werden beginnt, eine entscheidende Schlacht. Valmy war keine solche in militärischer Beziehung, aber politisch entschied sie unendlich viel, als das preußische Heer am 30. September in traurigster Verfassung den Rückzug anzutreten begann.

Mit dem militärischen Spaziergang nach Paris war's vorerst nichts gewesen.

Da rüttelt William Pitt die continentalen Mächte auf und im Frühjahr 1793 beginnt allen Ernstes der Krieg der ersten Coalition; man weiß, wie derselbe geführt worden ist. Friedrich Wilhelms II. Herz war stets zwischen der polnischen Angelegenheit und dem französischen Kriege getheilt; als dieser nicht nach Wunsch ausfiel, dachte der König immer mehr an den Osten seines Reichs.**) Nachdem die Franzosen noch einmal nothdürftig bei Pirmasens geschlagen worden sind, geht er Ende September zur Armee nach Polen ab. Und als im Winter dieses Jahres und dem Frühjahre des nächsten hier die Dinge sich immer drohender gestalten, empfindet Friedrich Wilhelm II. die Nothwendigkeit, sich im Westen

*) Schlosser, XV, 103.
**) Zweite Theilung Polens, 24. Sept. 1793.

zu degagieren und schließt, um nicht die Schmach des Verrathes an der Coalition auf sich zu laden, jenen schmachvollen Subsidienvertrag,*) durch den er 62.000 Mann von Friedrichs des Großen Truppen unter dem alten Feldmarschall Möllendorf als Söldner in fremde Dienste und gegen Frankreich stellt.

Fleurus versetzte der Coalition den Todesstoß; im Herbst 1794 stellte das Cabinet von St. James die Zahlung der Subsidien ein und Möllendorf, der den Krieg als einen politisch verfehlten ansah, führt seine Truppen Ende October über den Rhein zurück; sogleich beginnen in der Armee selbst Wünsche nach dem Frieden laut zu werden,**) und wirklich wird die Negociation zu demselben vom Hauptquartier und ohne Vorwissen des Königs begonnen. Der hatte indess in Polen alle Hände voll zu thun; am 6. September zog sich sein Heer in fluchtähnlicher Eile vor den tapferen Vertheidigern Warschaus, Kosciuszko und Joseph Poniatowsky zurück. Unter dem Eindrucke***) der russisch-österreichischen Allianz vom 3. Jänner 1795, deren drohende Spitze direct gegen Preußens Polenpläne gerichtet war, entsagt Friedrich Wilhelm II. seiner bisher zur Schau getragenen Rolle eines Schützers der deutschen Reichsinteressen und strebt nunmehr geradezu einen Particularfrieden mit Frankreich an.

In einer höchst gefährlichen innern Lage — finanzielle Erschöpfung — und äußeren Krise — Polen, gespanntes Verhältnis zu Österreich, Eroberung Hollands durch die Franzosen — wird der Friede von Basel nach langen Vorverhandlungen am 5. April 1795 durch Hardenberg geschlossen.

Dieser Friede ist, man sage was man wolle, ein ganz bedeutender Erfolg der jungen Republik gewesen. Ohne dass Preußen auf dem Schlachtfelde besiegt worden war, gibt es seine linksrheinischen Besitzungen auf und Holland preis, all dies gegen Versprechungen künftiger Entschädigung; es erhält die Neutralität für sich und Norddeutschland (für Hannover in einem Geheim-

*) Vertrag im Haag mit den Seemächten am 19. April 1794.

**) Hardenberg, I, 258.

***) Prinz Heinrich von Preußen, Oheim des Königs, hat hier auf dessen Haltung bestimmend eingewirkt. In einer seiner Denkschriften aus dem Ende des Jahres 1794 findet sich neben sachlicher Begründung der Nothwendigkeit des Friedens bereits der Hinweis auf die Art, wie Preußen es verstehen müsse, zwischen Russland und Frankreich stehend, der gesuchte und willkommene Freund beider zu sein; wahrhaftig, die Politik der folgenden Jahre! Hardenberg, V, (Actenstücke) 49 ff.

artikel) zugestanden. Die Ausdehnung und unbequeme Lage der von Hardenberg zustande gebrachten Demarcationslinie wird sogleich nach Abschluss der Negociation vom König selbst in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkannt.*)

Nachdem durch die dritte Theilung Polens**) ein relativ stabiler Zustand an Preußens Ostfront geschaffen worden war, beschloss Friedrich Wilhelm II., wohl hauptsächlich auf Frankreichs Drängen und mit Rücksicht auf das gespannte Verhältnis zu Österreich, das unfertige Basler Friedenswerk endgiltig zu vollenden. Der Vertrag vom 5. August 1796 bedeutete nichts anderes als vollkommenen Verzicht Preußens auf die Integrität des Reiches und bedingungslose Überlassung des linken Rheinufers an die Republik; hiefür soll Preußen durch Säcularisationen späterhin entschädigt werden; noch nichts Thatsächliches also; und der Schritt, den Hardenberg auf eigene Faust zu Preußens Gunsten in seiner süddeutschen Politik gethan, wird vom Könige alsbald gewissenhaft zurückgenommen.***)

Allein für alle Opfer hatte Preußen neuerdings die Neutralität besiegelt und verbrieft; was ein solcher Handel wert ist, liegt wohl auf der Hand. Nicht ein sicherer, ehrenvoller, vortheilhafter Friede war der, den es geschlossen, sondern ein Act des Selbstmordes, der es von nun an zur politischen Nichtigkeit verdammt.†)

Mit Misstrauen verfolgte Preußen aufmerksamen Blicks, was da zu Campo Formio verhandelt wurde und mit mehr Misstrauen noch erschienen seine Plenipotentiäre am Rastatter Congress. Drei Wochen††) vor Eröffnung†††) desselben hatte Friedrich Wilhelm III. den Thron bestiegen und während er in vielen Stücken gründlich mit der Vergangenheit brach, übernahm er gewissenhaft und überzeugungstreu das Erbe der Neutralität. Seine Liebe zum Frieden betonte Preußen in Rastatt unentwegt; schwer wog, dass es aufrichtig sprach. D e n n N e u t r a l i t ä t, d i e p r o c l a m i r t m a n n i c h t, w e n n m a n s i e w i r k l i c h z u e r-

*) Hardenberg, I, 298.
**) Vertrag zwischen Österreich, Russland und Preußen vom 24. October 1795.
***) Hardenberg, I, 364, ff.
†) Bauer, 155.
††) 16. November 1797.
†††) 9. December 1797.

reichen sucht. Standhaft blieb der König auf dem Boden derselben stehen, als Zar Paul den Fürsten Repnin nach Berlin gesandt, um Preußen zum Eintritt in die eben entstehende zweite Coalition zu vermögen; abgewiesen wurde Graf Cobenzl, als dieser, von Thugut nach Petersburg gesandt, in Berlin für den neuen Krieg zu wirken suchte; der kluge Sieyès spielte auf seiner Sendung an den preußischen Hof ein paar demselben nicht eben wohlwollende Geheimartikel Österreichs von Campo Formio mit Glück und Geschick gegen die englisch-russischen Einflüsse aus. Allein, wenn Gründe der Politik auch nicht vorhanden gewesen wären, die Neutralität an sich lag in des Königs ganzem Wesen; festhalten wollte er um jeden Preis an dem System des Friedens, das ihm hinterlassen worden war.*)

In den Wirrnissen des neuen Krieges ward der Congress zu Grabe getragen; nichts war endgiltig entschieden, für Preußen nichts gewonnen worden. Wenngleich nicht ohne leises Schwanken, so doch thatsächlich ohne einzugreifen, sah Friedrich Wilhelm III. Marengo auf Novi, auf Stockach Hohenlinden folgen. Sehr rasch hatte sich des Zaren Enthusiasmus für die Restauration gekühlt; die Coalition zerfiel. Und im Jahre 1800 wendet sich Russland um Erneuerung der historischen Allianz nach Berlin, während fast gleichzeitig der erste Consul eine Annäherung an Preußen beginnt.**) Dieser doppelte Schritt bringt Preußen zunächst dahin, sich weit zu überschätzen, und dies wird für die Politik dieses Staates von nun an verderblich sein.

Höchst verwickelt ist die Vorgeschichte des Friedens von Lunéville und die Rolle, die Preußen in derselben gespielt, nicht immer klar zu sehen. Folgendes möchten die großen Züge sein:

Nachdem Preußen sich im ersten Augenblicke als den willkommenen Vermittler zwischen dem Zaren und dem ersten Consul angesehen, wurde es durch die auf des Selbstbeherrschers aller Reußen Gemüth berechnete Zurücksendung der Kriegsgefangenen***) von Seiten Bonapartes sogleich schon halb aus seiner Rolle gedrängt. Im Auftrage des Königs erscheint Marquis von Lucchesini am 28. October in Paris,†) erkennt jedoch sogleich in der

*) Hardenberg, I, 400 ff.
**) Ebenda, 419 ff.
***) Correspond., XXX, 474.
†) Bailleu, II, Einleitung XI, ff.

Audienz vom 8. November, dass es dem ersten Consul um die Vermittlung Preußens durchaus nicht zu thun sei, indem er über dieses hinweg bereits mit Russland in Verbindung steht. Unter dem Eindruck von Hohenlinden erneuert Preußen seine Anerbietungen zur Mediation und führt zur Unterstützung sein Einverständnis mit dem Zaren selbstgefällig an. Nun hatte aber Paul indessen dem ersten Consul einen Brief des Dankes von wegen seiner rückgeschickten Russen so warmen Tones voll geschrieben, dass Bonaparte sofort in demselben eine Handhabe zur Verständigung mit Russland sieht. So musste daher Preußen mit seinen Propositionen sich einen sehr empfindlichen diplomatischen Échec zu holen im Begriffe stehen; in der That weist der erste Consul durch Talleyrand die Vermittlung Preußens in aller Form zurück. Im Begriff, sich zu einer Macht ersten Ranges zu erheben, war Preußen wieder zu der Rolle einer Macht zweiten Ranges zurückgeworfen, deren Politik von derjenigen anderer Staaten bedingt ist, ohne sie ihrerseits zu bedingen.

Von Frankreich und Russland mehr oder weniger zurückgewiesen, nichts weniger als eines Sinnes mit Österreich, muss Preußen daran denken, bei der beginnenden territorialen Umwandlung Deutschlands vor allem seine Interessen wahrzunehmen. Haugwitz, leitender Minister, und Hardenberg stimmen dahin überein, man müsse, um die Hegemonie in Norddeutschland zu wahren, eine beherrschende Stellung nach Süddeutschland hin nehmen. Dieser Auffassung pflichtet der König bei, macht sich zu einer militärischen Besetzung der fränkischen Bisthümer bereit und gibt diese seine Absicht in Paris sowohl als Petersburg bekannt. Aber noch bevor eine Antwort von der Newa erschien, thut auf Pauls I. Befehl sein Gesandter in Berlin, Krüdener, den Vorschlag,*) Preußen solle durch Hannover entschädigt werden und möge daher das Land einstweilen occupieren; obwohl widerstrebend vor einem Schritt, der zu Verwicklungen mit England führen konnte, ertheilt Friedrich Wilhelm III. dennoch zum Einmarsch den Befehl und dringt gleichzeitig neuerdings in Paris auf den Consens zum Einrücken in Franken.

So schien sich alles aufs Fürtrefflichste anzulassen.

*) 25. März 1801.

Da wurde in der Nacht des 23./24. März 1801 Zar Paul ermordet, und Alexander I. trat mit einem gänzlich veränderten politischen Programm hervor: Er näherte sich England ganz entschieden, und aus diesem Umschlag in Russlands Politik erfolgte mächtig und sofort die Reaction auf Preußens ganze Stellung. Der erste Consul war entsetzt gewesen über die Nachricht vom Tode seines jüngsten warmen Freundes Paul und sogleich erkennt derselbe, dass er sich Preußen wieder nähern müsse, da sich Russland seinen Plänen gegen England voraussichtlich widersetzen wird. Unumwunden bietet er Friedrich Wilhelm III. Hannover als Entschädigung an, das dieser jedoch definitiv anzunehmen sich nicht entschließen kann. Alexander erklärt seinerseits, eine Besetzung Frankens durch Preußen nicht billigen zu können, wodurch sich dieses sogleich wieder zur Anlehnung an Frankreich bewogen fühlt. Gleichzeitig kopfscheu gemacht durch die immer evidenter werdende völlige Unzuverlässigkeit der Politik des ersten Consuls, beginnt Preußen sich mit Österreichs Vertreter Stadion in Rapport zu setzen und nun wird die Regelung der Entschädigungsfrage der Reichsdeputation am Reichstage zu Regensburg vertraut, welche diese Frage im Concert mit Frankreich „näher zu untersuchen, zu prüfen, zu erledigen hat."

Man sieht: Es schwankt die preußische Politik unsicher hin und her; sucht bei allen Mächten Reihe herum Zustimmung zu ihren Plänen zu erlangen, und als ihr dies bei keiner nach Wunsch gelingt, vertraut sie ihr Heil den Berathungsresultaten von Regensburg an.

Nun setzt eine wenig rühmliche, mehr als das, wenig zweckbewusste und zweckfördernde Phase der preußischen Staatskunst ein; je nachdem der erste Consul mit England besser oder übler steht, lässt er größere oder geringere Erbietungen nach Berlin ergehen, wo man, im grundsätzlichsten Gegensatz zu Österreich in Sachen der Säcularisationen stehend, sich von diesem getrennt, und nur im Anschlusse an Frankreich sein Heil zu finden glaubt. Nachdem Bonaparte Preußen durch Vorschläge sachlich unannehmbarer Natur — Übergabe von Hannover an französische Truppen — hingehalten, dann am 1. October über die Präliminarien des Friedens mit England schlüssig geworden war, lässt er durch Talleyrand rund und nett erklären, Preußen müsse auf jeden Fall

vom Rhein zurück, er wolle es nicht in seiner Nähe haben. Die diesem Gesichtspunkte sogleich gefügig angepassten Vorschläge des Berliner Cabinets beachtet Bonaparte erst, als er dessen Unterstützung für seine italienischen Pläne nothwendig bedarf. In dem Augenblick jedoch, da Preußen bereitwillig zugreifen will, hat er sich unter dem Eindruck des nahen Friedens mit England neuerdings anders besonnen und rücksichtslos vertagt er nun die Ordnung der deutschen Angelegenheiten bis nach Perfectwerden des Friedens von Amiens.

Geduldig fügt sich Preußen wiederum, um schließlich vom ersten Consul Vorschläge zu vernehmen, die wesentlich geringer lauteten als alles das, was vordem versprochen worden war.

Da Lucchesini die Überzeugung gewann, es sei vom ersten Consul durch Unterhandlungen schlechterdings nicht mehr zu erreichen, als dieser zu gewähren von vornherein bei sich beschlossen hatte, so versteht er sich am 23. Mai 1802 zu einem Vertrag, der die leidige Entschädigungsfrage endlich, endlich gelöst hat. Preußen erhielt Paderborn, Hildesheim, einen Theil von Münster, Eichsfeld, Erfurt und die Abteien Elten, Essen und Werden. Weder war seine Stellung in Norddeutschland hiedurch wirklich befestigt worden, noch ihm ein Einfluss auf Süddeutschland gewährt; ein Fiasco war's offenkundigster Natur. Gleichwohl wurde die Nachricht vom Abschluss in Berlin freudig und dankbar aufgenommen als eine an sich immerhin erhebliche Territorialvermehrung. Unter den Drohungen des ersten Consuls bequemte sich der Kaiser dazu, die Neuordnung der Dinge gutzuheißen, wie sie im Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Februar 1803 nachmals festgesetzt worden ist.

Von nun an gedachte der Staat der Hohenzollern Frankreichs ehrlicher Freund zu sein.

Am 27. März 1802 war der Frieden von Amiens geschlossen worden, der im Grunde nichts gewesen ist, denn ein Waffenstillstand von etwa einem Jahr. Rom und Carthago konnten nicht im Frieden leben, behauptete Haugwitz nachmals, im vorhinein gewusst zu haben, und in der That verhehlte sich im März des Jahres 1803 niemand, dass ein neuer Krieg demnächst zu erwarten sei. Da erschien am 20. März General Duroc im Auftrage des ersten Consuls in Berlin und ließ letzterer eröffnen,

dass er im Falle des Wiederbeginnes des englischen Krieges Hannover, Georgs III. deutsches Kurfürstenthum, besetzen werde.

Wenn dies geschah, so war Preußen um seinen ganzen Nimbus als Schützer der norddeutschen Neutralität, mithin den letzten Schein, als sei es eine Großmacht, endgiltig gebracht; sofort begann das diplomatische Spiel zweckloser Vermittlung in London und Paris, doch blieb Preußen irgend ein Erfolg versagt; dem Ärgsten musste man, dem Kriege entgegensehen. Sofort tauchte in Haugwitz der Gedanke auf, Frankreich in der Besetzung Hannovers rasch zuvorzukommen, derselbe wurde jedoch vom Könige mit Hinweis auf seine Neutralität sogleich rundweg abgelehnt; vielleicht hat auch Alexander abgerathen.*) Nach einem misslungenen Versuch, die Neutralität Hannovers von Frankreich zu erkaufen,**) sieht sich Friedrich Wilhelm III. schließlich doch gezwungen, militärische Rüstungen zumindest in's Auge zu fassen, für die Haugwitz und gegen die die militärische Umgebung des Königs stimmt***). Der Monarch entscheidet sich dahin, eigentliche Rüstungen seien nicht zu thun; und unterdessen hat Mortier, von Holland kommend, bei der beispiellosen Haltung der hannöverschen Behörden †) mit etwa 12000 Mann das Land fast ohne Widerstand besetzt.††)

Eine unruhige Bewegung entstand sogleich unter der preußischen Bevölkerung, die seit dem siebenjährigen Krieg keinen Feind mehr im Herzen Deutschlands gesehen hatte. Bald liefen in Berlin Anträge von Russland ein, die auf ein Zusammengehen beider Mächte in Sachen der norddeutschen Neutralität hinzielten und neuerdings empfiehlt Haugwitz dem König Rüstungen, da man ja an Russland einen Rückhalt habe. Dieser jedoch vermeidet ein näheres Eingehen auf Alexanders Pläne, sowie er Rüstungen vorzunehmen gleichfalls nicht erlaubt. Um jeden Preis will er entscheidenden Schritten aus dem Wege gehen und triumphierend meldet der französische Gesandte in Berlin unterm 7. Juli nach Paris, dass *Sa Majesté est timide et entourée de gens timides.*

---

*) Hardenberg, I, 404; II, 18.

**) Bailleu II, Urkunde Nr. 102; ostensibler Erlass an Lucchesini, Cörbelitz, 28. Mai.

***) Ebenda, Einleitung, XXXIII.

†) Oncken, II, 105, ff.

††) Capitulation von Suhlingen, 3. Juni 1803.

Der erste Consul ging nun rücksichtslos von Hannover aus gegen den englischen Handel, der Deutschlands Producte an den Mündungen der Elbe und Weser übernahm, vor. Am 30. Juni überreichte Graf Haugwitz seinem Monarchen ein Memoire,*) in welchem er den Ernst der Lage rückhaltslos enthüllt, und wieder und wieder auf militärische Rüstungen dringt. Immer lebhafter wird Alexander in seinem Drängen zu einer Allianz, und so entschließt sich Friedrich Wilhelm III. am 5. Juli 1803 den Cabinetsrath Lombard mit einem eigenhändigen Schreiben an Bonaparte, der sich gerade in Brüssel aufhielt, zu senden, um vor allem Klarheit zwischen sich und den ersten Consul zu bringen.

Lombard, vom Freiherrn von Stein zu jener Zeit schon als frivoler Mensch und physisch und moralisch ganz verkommen hingestellt, von Clausewitz desgleichen später in denkbar schärfster Weise stigmatisiert, war in Wahrheit nichts, als das Echo seines Königs, sein willenloses Instrument, und als solches trat er seine Sendung an. Bei Bonaparte erreichte er — natürlich darf man mit Fug und Recht einschalten — nicht das allermindeste für Preußen, trotz des mitgebrachten schönen Briefes, indess gewann er den Eindruck, als habe Preußen von ihm vorläufig nichts zu fürchten. Dies war die Basis, auf Grund deren man in Berlin die Idee an Rüstungen erneuert von sich wies.**) Dafür fasste Friedrich Wilhelm III. neuerdings den Gedanken, zwischen Frankreich und Russland vermittelnd aufzutreten, welche Absicht von beiden Seiten jedoch alsbald Ablehnung erfuhr; zu groß war der Gegensatz von Alexander und Bonaparte bereits geworden und bald erkannte Preußen, dass, wollte es nicht ganz vereinzelt stehen, es sich mit der Allianz des einen Staates werde begnügen müssen. Man suchte sie beim ersten Consul nach; derselbe wiederholte nun das Spiel, das er mit Preußen 1802 gespielt; je mehr Preußen auf der Allianz bestand, desto geringer wurde das, was er gewähren wollte, und desto größer wurde das, was Preußen zugestand. Als nun Bonaparte Preußen ein, wenn auch nicht formelles, so doch in seiner Wirkung effectives Offensiv- und Defensivbündnis weitgehendster Natur ansann, für welches er ganz lächerliche Vor-

*) Bailleu, II, Urkunde Nr. 120.
**) Bailleu, II, Einleitung, XL.

theile zugestand, erkannte man denn endlich in Berlin, dass der Liebe Müh' umsonst gewesen, und im Beginne des April wurden die Negociationen endgiltig abgebrochen; von militärischen Vorkehrungen war wieder nicht die Rede.

Wohlwollend hatte Alexander zugesehen; Preußen werde in der Stunde der Gefahr Russland stets an seiner Seite sehen, hatte er gesagt; als man nun mit Bonaparte zu Ende war, verlangte Haugwitz demgemäß Anschluss an den Zaren. Doch Friedrich Wilhelm III. blieb bei der Neutralität; niemals wollte er sich die Hände binden; und Haugwitz, der seit so langer Zeit den preußischen Staat gelenkt, trat, bekümmert über eine Politik, die nicht mehr die seine war, von der Leitung der auswärtigen Geschäfte zurück; der Freiherr von Hardenberg trat an seine Stelle.

Der Geist seiner Politik spiegelt sich, man sage was man wolle, zunächst in seiner Antwort auf die königliche Berufung zum auswärtigen Amt:*) wo er Zweifel haben sollte, gedenke er des Königs Befehle zu erfragen. Mehr als conventionelle Floskel war das Wort, war ernst gemeint und wurde vorerst ernstlich gehalten.

Auf Andrängen Alexanders hatte Friedrich Wilhelm III. am 24. Mai ohne besonderes Empressement eine Erklärung dahin abgegeben, er garantiere Russland gegenüber Norddeutschlands Neutralität. Als nun infolge der Erschießung des Herzogs von Enghien der gereizte Notenwechsel zwischen Paris und Petersburg die Gefahr einer Verwicklung nach sich zu ziehen drohte, als der erste Consul in Berlin anfragen ließ,**) ob Preußen die Garantie der Neutralität dahin verstehe, dass es gesonnen sei, fremden, das heißt russischen Truppen den Durchmarsch durch seine Staaten zu verwehren; erklärte Hardenberg sich zu letzterem bereit, wenn Frankreich seine Truppen in Hannover nicht verstärke und sich gegen die neutralen Stände Norddeutschlands keinen Übergriff erlaube. Wenn er nun auch an einen Krieg durchaus nicht geglaubt, ja die Wiederberufung Pitts in's englische Ministerium sogar als Friedensgarantie ansah,***) so steht doch

*) II, 32.
**) Bericht Lucchesinis vom 17. Mai; Bailleu, II, Urkunde Nr. 176.
***) Bailleu, Einleitung, L.

fest, dass durch Garantie der norddeutschen Integrität nach beiden Seiten hin Preußen sich in eine Lage versetzt hatte, in der ein zwischen Russland und dem neugeschaffenen Empire ausbrechender Krieg für dasselbe eine Existenzfrage werden musste von der peinlichsten Art.

Doch nein, seit Hardenberg die Geschäfte führte, begann Preußen — langsam zunächst, dann immer entschiedener — in Frankreichs Kielwasser einzuschwenken. Friedrich Wilhelm III. hatte Napoleons Erhebung zum Kaiser der Franzosen als erster von allen Souveränen anerkannt und dem neuen Monarchen persönlich herzlichst gratuliert. Dem Grafen von Lille (Ludwig XVIII.) wird auf schonende Weise nahegelegt, sein ferneres Verbleiben in Warschau, auf preußischem Gebiet, wünsche der König nicht.*) Schon denkt Hardenberg, während er sich mit Mühe nur der erneuerten russischen Anträge erwehrt, daran, die im April abgebrochenen Negociationen mit dem Kaiser der Franzosen wieder zu beginnen.

Indessen gestaltete sich die allgemeine Lage Europas immer drohender; Russland hatte den diplomatischen Verkehr mit Frankreich abgebrochen; England war durch Napoleons Jagd auf seine Gesandten am Continent erbitterter denn je, und Gustav IV. von Schweden rüstete in Pommern gegen Napoleon: wir blicken mitten in die Entstehungsgeschichte der dritten Coalition. Napoleon empfand die Nothwendigkeit, mit Preußen Hand in Hand zu gehen, und sandte im September 1804 den Grafen Arberg nach Berlin, um sich den Hof geneigt zu machen; sogar von der Erhebung Preußens zum Kaiserthum soll damals gesprochen worden sein. Zugleich lässt der Kaiser der Franzosen den Wunsch erkennen, Preußen als Vermittler zwischen sich und dem Zaren auftreten zu sehen. Da Russland sich dem Wunsche Preußens fügt, so erlebt dieses die Genugthuung, das Ziel seiner sehnlichsten Wünsche, den Traum, den es so lange vergebens geträumt, die willkommene Vermittlerrolle, in nahe Verwirklichung gerückt.

Da traf am 28. October 1804 in Berlin die Nachricht ein, französische Truppen hätten den Residenten Englands beim nieder-

*) Hardenberg, II, 86

sächsischen Kreise, den Chevalier von Rumboldt, auf neutralem Boden aufgehoben und gefangen fortgeführt.

Wir erinnern uns, dass Friedrich Wilhelm III. am 24. Mai dem Kaiser Alexander die Neutralität Norddeutschlands garantierte; sie war verletzt und somit trat der casus foederis ein, so dass Preußen auf ja und nein vor einem Kriege stehen konnte. Doch nicht in dem papierenen Concept mit Russland lag für Preußen die Nothwendigkeit, nunmehr entscheidende Schritte zu thun; Friedrich Wilhelm III. war Director des niedersächsischen Kreises und daher Rumboldt bei ihm accreditiert. Wohl oder übel musste der König etwas zur Wahrung seines Ansehens thun.

Und er that auch etwas, wenngleich er nur mit Mühe dahin zu bringen war, und sich in seiner Verlegenheit an alle möglichen Leute wandte, um bei diesem oder jenem moralische Unterstützung für sein System des Zögerns zu erhalten. Nachdem er vor allem den Vorschlag einer militärischen Demonstration abgelehnt, richtete er unterm 30. October an Napoleon einen Brief,*) in welchem er die Freilassung des Gefangenen nachdrücklichst begehrt; Lucchesini wird gleichzeitig angewiesen, durch mündliche, würdig gehaltene Vorstellungen in Paris des Königs Zweck zu fördern. Und das Unerwartete geschah: sofort befahl Napoleon die Freilassung des Chevaliers und im Moniteur ließ er erklären, dieselbe sei auf des Königs von Preußen Verwendung hin erfolgt. Nicht ganz klar liegen für diese Concilianz des Imperators die Ursachen zu Tage; die allgemeine politische Lage an sich hat ihn zu derselben wohl kaum vermocht; indessen, wie es auch gekommen sei, Rumboldt wurde freigelassen und die Nachricht hievon brachte in Friedrich Wilhelm ein Gefühl der grenzenlosesten Dankbarkeit hervor, so grenzenlos, dass er von Hardenberg veranlasst werden musste, sein erstes Dankschreiben an Napoleon als „zu unterwürfig, ja kriechend“ abgefasst, gegen ein würdiger gehaltenes zu tauschen.**) Der König hatte einen moralischen Erfolg davongetragen; hinzugefügt muss werden: in seinen eigenen Augen vornehmlich.

Denn vergeblich verhallten weiterhin alle Bemühungen der preußischen Politik, betreffs Hannovers mit Frankreich endgiltig

*) Bailleu, II, Urkunde Nr. 216.
**) Hardenberg, II, 108 ff. mit dem Text der beiden Briefe.

überein zu kommen, sowie ihre Versuche, die neue Coalition durch Vermittlung einer Entente Frankreichs mit Russland im Keime zu ersticken. Sie genoss eben eines wahren Vertrauens nach keiner Seite hin, wie das Vertragswerk zwischen Österreich und Russland vom 6. November 1804 beweist, dessen Artikel VIII besagt, in einem beginnenden Kriege müsse Russland ein Observationscorps an Preußens Grenze lassen, *„pour s'assurer que la cour de Berlin reste passive.“* *) Alexander seinerseits witterte eben auch eine Geheimallianz Preußens mit Napoleon und Gründe hiefür mochte er immerhin gehabt haben. Als am 11. April 1805 der russische Premier Fürst Czartoryski mit dem englischen Gesandten über die Endzwecke der Coalition schlüssig geworden war; als im Frühjahre ein letzter Versuch Preußens, Russland und Frankreich durch Einführung des Unterhändlers Nowosiltzow bei Napoleon zu versöhnen, an der Einverleibung Genuas in's Empire gescheitert war, wiesen die Zeichen am politischen Himmel auf nahen unvermeidlichen Krieg, und wohl oder übel musste Preußen erkennen, ob es noch neutral überhaupt werde bleiben können; sich entschließen, ob es Krieg oder Frieden wählte.

Wie einen im voraus geopferten Gladiator hatten William Pitt und der Zar das zögernde und zagende Habsburgische Reich auf den Wahlplatz vorgestoßen; versucht ward, Preußen zum Anschluss zu bewegen und schwer ward Preußen der Entschiuss gemacht; ein wahres Werben von allen Seiten um seine Gunst begann, wenngleich mitunter durch Drohungen gewürzt. Nachdem Hardenberg, starr vor dem Idole der Neutralität auf den Knieen liegend, unterm 15. Juli dem französischen Gesandten Laforest eröffnet hatte, Preußen könne eine feindliche Landung in Hannover keinesfalls verhindern, mithin die Rolle Preußens als Protectors der norddeutschen Neutralität, die es durch die Erklärungen vom 3. April und 24. Mai durchzuführen sich erboten, thatsächlich zu Ende war, entschloss sich Napoleon, zum Theil aus rein militärischen Gründen, Hannover bis zum Frieden Preußen zu übergeben, indem er versprach, bei der allgemeinen Pacification die Anerkennung von Preußens definitivem Anspruch auf das Land bei England durchzusetzen. Sein Alliierter sollte Preußen dafür werden und zwar in des Wortes allerverwegenstem Sinn; unver-

*) Oncken, II, 158.

hohlen ward dem König angesonnen, er solle dem Imperator Heeresfolge leisten; am 1. September erschien Duroc in Berlin und eröffnete zu diesem Zwecke die Negociation; sogleich erkannte er, dass Preußen sehr wohl gesonnen sei, Hannover anzunehmen, für ein Bündnis weitgehender Natur jedoch durchaus nicht zu haben sei. Um eben diese Zeit erschien von österreichischer Seite General Graf Meerveldt in Berlin, um Preußen auf Seite der Coalition zu ziehen. Alexander war gleichfalls inzwischen immer dringender geworden; um eine persönliche Zusammenkunft hatte er Friedrich Wilhelm III. gebeten, und da der König derselben beharrlich aus dem Wege gieng, so musste der Zar, den mit Österreich und England verabredeten Gesichtspunkten gemäß, Truppen an Preußens Grenze aufmarschieren lassen. Erbittert macht der König, der nun schon halb aus der Neutralität herausgezwungen ist, am 7. September 80.000 Mann mobil, und sogleich laviert nun Hardenberg auf Frankreichs Seite hin. Am 12. September will er die Ruhe in Norddeutschland vollkommen garantieren, sobald Hannover an Preußen übergeben wird; Duroc und Laforest sind, wie wir wissen, daraufhin nicht instruiert; sie sollten ja ein formelles Bündnis schließen, und, indem sie sich neue Weisungen von Paris erbitten, erfährt man in Berlin am 18. September mit aller Sicherheit, dass die russische Armee angewiesen ist, Preußen zur Theilnahme an der Coalition nöthigenfalls zu zwingen. Die Antwort ist sofortige Mobilisierung des ganzen Heeres, und der König, der sich, von den Anträgen Österreichs, Frankreichs, Russlands umdrängt, ungeduldig und erbittert nach der Einsamkeit von Charlottenburg zurückgezogen hat, gedenkt unerschütterlicher denn je an der Neutralität festzuhalten.

Indem nun Haugwitz, der anlässlich der beginnenden Krise von seinen Gütern nach Berlin gerufen worden war, im Verein mit Hardenberg weitere Verhandlungen Hannovers wegen mit den französischen Bevollmächtigten pflegt, traf am 6. October eine Nachricht so überraschend allarmierenden Charakters ein, dass mit einem Schlage die ganze politische Lage verändert ward.

Am 3. October waren französische Truppen unter Marmont und Bernadotte, einem in früheren Kriegen gepflogenen Brauche

gemäß*) und diesmal auf Napoleons besonderen Befehl, auf dem Marsche zur Umgehung Macks ins preußische Territorium Ansbach eingerückt und hatten Husaren, die solches zu verhindern suchten, sanft aber entschieden zurückgedrückt. Wie einen persönlichen Affront empfand Friedrich Wilhelm III. diesen Übergriff und aus seiner Augenblickserregung flossen die außerordentlichsten Maßnahmen her. Sofort wurden die soeben nach dem Osten dirigierten Truppen zurückgerufen und auf Hannover, das wegen des Krieges mit Österreich fast ganz von französischen Truppen entblößt war, in Marsch gesetzt, um das Land ohneweiters in Besitz zu nehmen; unverweilt wird Russland erklärt, man nähere sich der Coalition und gestatte daher den sogleichen Durchmarsch russischer Armeen durch Schlesien nach Österreich; dem französischen Gesandten wird die bevorstehende Occupation Hannovers nicht notificiert, die Sanctionierung derselben im künftigen Frieden als erste Bedingung eines Eintretens für die Verbündeten Russland gegenüber gemacht.

Da hielt es Alexander nun für angemessen, von Pulawy, dem Schlosse des Fürsten Czartoryski, nach Berlin zu kommen, um seinen unentschlossenen königlichen Freund endlich zu einem entscheidenden Schritte zu bringen. Am 25. October trifft der Zar in Preußens Hauptstadt ein, bemerkt jedoch sehr bald, dass die Nachricht von Ulm den Hof schon wieder wankend macht, und beeilt sich, indem er alle Mittel persönlichen Einflusses und traditioneller Freundschaft wirken lässt, einen bindenden Vertrag zu schaffen. Am 3. November wird derselbe zu Potsdam perfect gemacht**) und besagt im großen Ganzen Folgendes: Preußen wird bei Napoleon sofort durch einen Unterhändler die Unabhängigkeit, respective Räumung von Deutschland, Holland, Schweiz, Neapel, die Trennung der Kronen Frankreichs und der Lombardie, endlich eine Entschädigung für den König von Sardinien verlangen, indem es als bewaffneter Vermittler spricht; in vier Wochen müssen die Unterhandlungen beendigt sein; sind sie es nicht oder nicht zu dem obigen Resultate gediehen, so wird Preußen am Kriege gegen Frankreich thatsächlich Antheil nehmen.***) In einem Geheimartikel bietet der Zar seine Ver-

*) Oncken, II, 190.

**) Vollständig mit den Geheimartikeln bei Hardenberg, II, 324, ff.

***) *Article Ier . . le concours effectif à la guerre . .*

mittlung an, um Hannover vom Könige von England für Preußen zu erhalten.

In der Nacht des 4./5. November stieg Alexander mit dem preußischen Königspaare zum Sarkophag des Großen Friedrich herunter; besiegelt wurde hier der neugeschlossene Bund und frohen Muthes voll verließ der Zar Berlin am nächsten Morgen, um über Weimar zu seiner Armee zu gehen.

Kaum war Alexander fort, begannen die Bedenklichkeiten. Der Herzog von Braunschweig entwickelte, wie Preußen sechs Wochen brauche, um actionsfähig zu sein, und es sei daher der Bruch bis zum 15. December hinauszuschieben, „wo hoffentlich alles auf den Offensiv- und Defensivpunkten stehen werde, die erforderlich erachtet sind." Nun entstand die Frage, wie man es erreichen könne, die Negociationen zu verzögern. Vortrefflich gelang dies durch die Langsamkeit, mit der Haugwitz, der designierte Unterhändler, in der Abfassung seiner Instruction verfuhr. Und nun kommt die neue Erscheinung hinzu, dass Friedrich Wilhelm III. in Person dem Unterhändler, der — kein Zweifel kann darüber bestehen — Napoleon ein Ultimatum überbringen soll, seine dringendsten Wünsche auf Erhaltung des Friedens um jeden Preis auf den Weg mitgibt.*)

So reist Graf Haugwitz am 14. November ab und unter dem Banne der doppelten Betrachtung: wie die preußischen Generale bis zur Hälfte des December Frist für ihre Rüstung brauchen; und wie die preußische Staatskunst durch eine Waffenentscheidung zwischen Napoleon und seinen Gegnern unter allen Umständen eine wertvolle Handhabe ihrer Entschließungen gewinnen muss, reist er geflissentlich so langsam als möglich seinem Ziele entgegen. Auf der Reise empfängt er Eindrücke bedeutungsvoller Art von Napoleons militärischer Überlegenheit über die Coalition. Während Haugwitz reist, wird nun Napoleon von den Gesinnungen des Hofes zu Berlin theilweise, in allem Wesentlichen mindestens, unterrichtet, das heißt, er erfuhr, dass dieselben von heut auf morgen wechselten, keine Beständigkeit in ihnen sei. Alexander schickt indessen Brief auf Brief an seinen

*) Graf Haugwitz wurde — wie bekannt — erst durch Bailleu's Publication von dem Vorwurfe, seine Vollmachten in unerhörter Weise missbraucht zu haben, gereinigt, welcher mehrere Menschenalter auf ihm gelastet hat.

königlichen Alliierten, in denen er ihm Situationsberichte gibt und der bestehenden Verbindung voll Zuversicht gedenkt. Friedrich Wilhelm III., um doch etwas zu thun, eröffnet in seinen schlesischen Festungen den Heeren Franz' II. und Alexanders III. für den Fall der Niederlage ein Asyl.

Indessen schürzte das Geschick den Knoten, den der Imperator bei Austerlitz durchhieb; am 27. November erschien Savary bei Alexander, um im Auftrage Napoleons den Zaren zu sondieren; sogleich kehrte Fürst Peter Dolgoroucky mit jenem Briefe des Selbstbeherrschers aller Reußen *„au chef de la nation française“* zurück, der, im Verein mit dem wenig angemessenen Benehmen seines Überbringers,*) Napoleon, vielleicht recht gegen seinen Willen, zum Entscheidungskampf bestimmt. Am 28. endlich kann Haugwitz nicht mehr umhin, sich in Napoleons Hauptquartier zu melden und hat sogleich eine Unterredung mit demselben, deren Inhalt wir uns aus zwei verschiedenen Urkunden zusammenlesen müssen.**) Aus denselben geht hervor, dass Haugwitz unendlich vorsichtig aufgetreten ist, weil er, wohl wissend von eben beginnenden Friedensunterhandlungen mit Österreichs Plenipotentiär, dem Grafen Stadion, befürchten musste, dass, wenn Preußen drohend spreche, Napoleon mit Habsburg stehenden Fußes und um jeden Preis Frieden machen werde, um sich mit seiner ganzen Kraft auf Preußens Heer zu stürzen. Wenn man nun den Brief Napoleons an Talleyrand vom 30. November liest,***) und hört, was er alles preiszugeben willens ist, um Oesterreich zum Frieden zu bewegen, so bleibt nichts, als anzunehmen, dass Preußen in diesen Tagen thatsächlich sein und Europas Schicksal in der Hand gehabt. Gleichsam, als wolle sich der Kaiser der hemmenden und störenden Einwirkung Preußens entziehen, weist er Haugwitz

---

*) Thiers, VI, 290 ff.

**) Hardenberg, V, 190 ff und Bailleu, II, Urkunde Nr. 311; ostensibler Hauptbericht: . . *son* (Napoleons) *parti était pris, et il aurait suffi de laisser échapper une parole qui l'eût convaincu, qu'il ne s'était pas trompé dans son attente, pour précipiter sa paix particulière avec l'Autriche et pour porter toute la masse de sa puissance contre la Prusse*. . . . Nachschrift chiffriert: . . . *celles-ci* (Friedensunterhandlungen mit Österreich) *seraient bientôt reprises, car je sais, à n'en pouvoir douter, qu'au moment, Sire, ou l'Empereur Napoléon vous comptera au nombre de ses ennemis, il ferait un pont d'or à l'Autriche. Elle n'y résistera pas et vous aurez des lors sur les bras toute la puissance française* . . .

***) Corresp. XI, Nr. 9532.

für's erste nach Wien, da ein Feldlager der Platz für diplomatische Transactionen nicht sei.

Der Kanonendonner von Austerlitz veränderte das Angesicht des Continents ein neues mal und das Echo von ihm klang Haugwitz in die Ohren, als er in Schönbrunn seine Sendung an den Imperator zu einem gedeihlichen Abschluss zu bringen unternahm. Nur die selbstgefällige Ueberhebung einer späteren glücklicheren Zeit kann das verurtheilt haben, was nunmehr der preußische Minister that; was blieb ihm anderes zu thun, ihm, der den Separatfrieden mit Österreich schon reifen sieht, sieht, wie Alexander in Etapenmärschen entmuthigt Österreich verlässt, als in Demuth die Beschlüsse des Triumphators hinzunehmen? Man denke sich in seine Situation und bekenne sich vorurtheilslos, ob ein Staatsmann, der seines Souveräns Todesangst vor einem Kriege kennt, oft anders handeln möchte.

So kam am 15. December der Schönbrunner Vertrag mit Preußen zustande, in welchem Friedrich Wilhelm III. gegen Abtretung von Ansbach, Cleve, Neufschâtel und Garantie des französischen Besitzes Hannover zu erhalten hatte; wohl war man in Berlin gewissermaßen überrascht; nicht wog Hannover jene Clausel auf, durch welche Preußen dem Eroberer Heeresgefolgschaft zu leisten übernahm; denn solches that es sicherlich, wenn es dem ewig kämpfenden Napoleon Territorien garantierte. So entschloss sich denn der König nach langen Conferenzen, in welchen die Gegensätze in den Anschauungen der Staatsmänner — Haugwitz und Hardenberg — sowie der Militärs — Braunschweig und Schulenburg — schroff zutage traten, den Vertrag mit Änderungen nur hinzunehmen, welche dessen Rechtsfolgen vom Definitivfrieden Napoleons mit England abhängig machen wollten. Der Graf von Haugwitz stand dafür, Napoleon werde sich die Modificationen unbedingt gefallen lassen, er habe ihn bereits durchschaut, Ernst und Festigkeit imponierten ihm. So gieng das Instrument, vom französischen Gesandten nur mit Vorbehalten angenommen, an den Kaiser ab, während sich Haugwitz nach Paris begab, um das Allianzwerk abzuschließen. Mittlerweile wusste Talleyrand durch einen Brief an Laforest,*) der ein Meisterwerk der Staatssprache genannt zu

*) Hardenberg, II, 435.

werden verdient, die preußische Regierung derart in Sicherheit zu wiegen, dass die Demobilisierung des größten Theiles der Armee befohlen und die Heimkehr des bereitstehenden russischen Hilfscorps veranlasst wurde; im guten Glauben an Napoleon hatte Preußen seine Waffenrüstung abgelegt; büßen sollte es hiefür.

Denn Napoleon verwarf in allerschärfster Weise die Änderungen am Schönbrunner Vertrag und zwang, die Lage meisterhaft benützend, Haugwitz, den er überdies persönlich schlecht behandelte, zum Abschlusse eines neuen Tractacts,*) in dem sich Preußen geradezu zum Kriege gegen Jedermann mit dem Empire verband. Wohl sträubte Friedrich Wilhelm sich, zu ratificieren; wie stets, wenn er unschlüssig war, und er war's fast immer, berief er eine Conferenz, in der die Einfluss habenden Männer vom Militär für Annahme der Proposition — um dem Kriege auszuweichen, wohlverstanden — stimmten.**) Am 25. entschloss er sich zur Ratification und durch einen submissen Brief***) an Napoleon krönte er dieselbe.

An demselben Tage warf ein jäher Sturm von der Statue der Bellona, die dem Fenster des Königs gegenüber auf dem Giebel des Zeughauses stand, das Haupt in den Koth der Straße hernieder;†) Preußen war ein Militärstaat schon lange nicht mehr gewesen; so klar wie jetzt hatte sich dies indess noch nie gezeigt.

In der außerordentlichen Geschichtsepoche, die wir durchsprochen haben, nehmen wir heute wahr und konnte dies fast vollinhaltlich schon der Kaiser der Franzosen, wie von der in Politik sowohl als Krieg stets aggressiv agierenden französischen Nation, Preußen, nachdem es vorübergehend militärisch aufgetreten, beständig zurückgewichen war. Seitdem Napoleon die Leitung des Staates übernommen, hatte er gesehen, wie Preußen offen eingestand, es sei zu schwach, sich selbst zu schützen, indem es unter der Maske der Neutralität doch stets und immer den Bedarf nach Bündnissen verrieth; er hatte wahrgenommen, wie auf Preußen nichts mächtiger zu wirken pflegte, als militärischer Erfolg, und wie es, vor Siegen der Franzosen erschüttert, stets diplomatisch in die Kniee sank; er hatte es dahin gebracht,

*) Paris, 15. Februar.
**) Hardenberg, II, 488.
***) Ebenda, 501.
†) Ebenda, 502.

Preußen auf dilatorischem Wege zu einer Allianz zu zwingen, deren Zumuthung es vor gar nicht langer Zeit rundweg abgelehnt.

Er durfte somit billig erwarten, dass Preußen sich ihm auch weiterhin geduldig fügen werde; annehmen konnte er, es werde niemals gegen ihn frondieren.

Wohl schließt beim Staat sowohl als beim Individuum der ehrlich gemeinte und offen ausgesprochene Wunsch nach Neutralität das Eingeständnis eigener Schwäche meist in sich und liegt darin der Anreiz zum Angriffe von außen her; so ist es wohl und wird es immer sein. Es frägt sich aber sehr, ob Napoleon beim Tractact vom 15. Februar bereits an Krieg mit Friedrich Wilhelm III. gedacht; es scheint nicht so zu sein, da er ja desselben vorerst zum Kampfe gegen England bedarf, und mit Alexander ja im Grunde auch in Fehde lebt. Es frägt sich weiters sehr, ob er überhaupt jemals Preußen zu bekriegen dachte. Nicht hatte er, wie man oft äußern hört, gewissermaßen ein Programm, nach welchem er Europas Souveräne, einen nach dem andern, abzuthun plant; um des Triumphes Willen. Was konnte er, wenn Preußen ihm nicht entgegentrat, von diesem zu gewinnen suchen? Wenn auch nicht ganz verneint, auch nicht völlig bejaht kann die Frage werden; sie muss offen bleiben.

Indem nun die Ereignisse entwickelt werden, die zum Kriege führten, so erinnere man sich stets, dass Napoleon am 15. Februar und von da ab in Preußen nichts anderes sieht, als eine Macht, der er alles bieten darf, indem er sicher ist, sie nehme auch das Ärgste ungestraft und ruhig hin.

Bemerkt muss werden, dass die Darstellung von nun an an documentarischen Lücken krankt, die — wie bekannt — dadurch entstanden sind, dass Haugwitz die Acten der Vorgeschichte des Krieges von 1806 im Herbste jenes Jahres vernichtet hat.

* * *

Vollgefüllt ist die letzte Phase der preußischen Politik vor dem Kriege mit den kleinen Zielen und kleinen Mitteln des Handwerkes Diplomatie; nur mit Mühe windet man sich durch die Schlangengänge der Staatskunst jener Tage und widerstrebend durch.

Preußen war, wir wissen es, nunmehr Frankreichs Satellit geworden und es sollte nach dem Geiste des Vertrages der wechselvollen Bahn seines Planeten folgen. Einen Zwiespalt zwischen den beiden leitenden Ministern hatte die jüngste Abkunft in Paris nach sich gezogen, indem Hardenberg, auf Preußens Stärke mehr als billig vertrauend, Haugwitz' Allianzwerk, das vielleicht wieder zu sehr mit Preußens Schwäche rechnete, für einen Beweis vom üblen Willen des Rivalen hielt. Jeder singt dem Könige in einer andern Tonart vor und Hardenberg, über Haugwitz' Theilnahme an den Geschäften erbost, entschließt sich schmollend, seinen Abschied nachzusuchen. Der König, wissend, wie unbeliebt der Freiherr bei Napoleon ist, willfahrt der Bitte und übergibt Haugwitz wieder allein die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Es verlässt Hardenberg die Stelle des Ministers officiell und vor der Welt, um vom Könige sogleich und hinter Haugwitz' Rücken mit einer neuen, besonderen Negociation betraut zu werden. Er hat am Petersburger Hofe beruhigende Erklärungen dahin abzugeben, dass Preußen durchaus nicht gesonnen sei, die in Paris versprochene Gefolgschaft in Waffen, falls Napoleon solche gegen den Zaren begehrte, jemals wirklich zu thun; ja, er sucht geradezu ein geheimes Bündnis abzuschließen. Braunschweig geht nach Petersburg und unter dem ersten Juli erhielt Alexander durch eine Declaration des Königs volle Sicherheit von Preußen her. Der leitende Minister Haugwitz weiß nichts, oder vielmehr nicht das Wesentliche hievon.

Hannover war und blieb besetzt. Und das Cabinet von St. James antwortete hierauf mit offenem Krieg an Preußen. Wie stets, begann es denselben mit Wegnahme schwimmender Güter und in einem Monat schon hat es einen Schaden von 20 Millionen Preußens Handel zugefügt. Gustav IV. von Schweden, empört über Preußens Abkommen mit dem Empire, nimmt am Kriege theil und macht sich in Pommern missliebig bemerkbar.

Napoleon erfährt indess mit hoher Wonne vom Tode seines großen Gegners Pitt und wie der ihm persönlich ergebene Fox ans Ruder gelangte. Sofort beginnen Friedensunterhandlungen mit England einerseits, während sie mit Russland andererseits eifrig fortbetrieben werden. Langsam nur gehen die Negociationen vor sich und mittlerweile beginnt der Imperator die Dinge in

Deutschland neu zu ordnen. Durch die Anwesenheit seiner Armee im Herzen des alten germanischen Reiches übt er den nöthigen Druck, der einem großen Theil der deutschen Fürsten Lostrennung vom Reiche und Gründung eines neuen Bundes unter französischem Protectorate nahelegen soll. Als Compensation hiefür bietet Napoleon seinem Alliierten vom 15. Februar die Schaffung eines deutschen Nordbundes unter Preußens Führung an. Jedoch die Relationen der neuen Freunde waren keine ungetrübten mehr. Anfangs April hatte der neue Großherzog von Berg, Fürst Joachim Murat, die Preußen gehörigen Abteien Elten, Essen, Werden mit seinen Truppen besetzt, worauf der in Westfalen commandierende General Blücher, trotz der bestehenden Allianz, Repressalien übte; und bei der Schlichtung dieses Zwischenfalls hatte Preußen immer und immer wieder vor der drohenden Sprache Napoleons den Rückzug angetreten. Ferners weiß man in Berlin, dass der Kaiser der Franzosen mit Fox in Unterhandlung steht, bei der das Schicksal Hannovers nothwendig zur Sprache kommen muss; besorgt fragt man sich, was Napoleon mit demselben zu thun gedenkt.

Um das Ende des Juli erreichen die Beziehungen von Hof zu Hof ihren Höhepunkt. Am 1. des Monats hatte, wie wir wissen, Friedrich Wilhelm III. insgeheim mit Alexander sich derart liiert, dass er ihm verspricht, das nicht zu thun, was zu thun er im Februar Frankreich versprochen hat. Nun war der Friede zwischen Russland und dem Kaiserreiche dem Abschluss nahe und wahrlich, Preußen sehnte letzteren herbei; denn gelang derselbe nicht, so war es in die peinlichste Verlegenheit gesetzt, indem es beider Staaten Alliierter und für jeden derselben einzutreten verpflichtet war. Dann kam der Augenblick, in welchem es sich offen für einen der beiden Theile erklären musste, indem es an dem anderen einen Treubruch beging; und wo unter allen Umständen der Krieg unvermeidlich würde. Eine Kriegsgefahr.

Am 12. Juli war zu Paris die Rheinbundsacte unterzeichnet worden; aber schon sehr bald weiß man in Berlin, dass Napoleon Norddeutschland, Hessen zunächst, in seine Machtsphäre zu ziehen strebt, was ihm augenscheinlich nur zu gut gelingt.*) Jetzt, Ende Juli, hört man von stetiger Vermehrung französischer

*) Dechden, 8, ff.

Streitkräfte auf der Preußen umfassenden Basis von Holland bis zum Inn, und wie die große Armee trotz aller Mahnungen Deutschland immer noch nicht verlässt;*) wie an der westfälischen Grenze neue, drohende Truppenanhäufungen geschehen. Dumpfe Gerüchte dringen aus Süd- und Mitteldeutschland nach Berlin: in der großen Armee spreche man allgemein von einem bevorstehenden Kriege; man rüste für denselben. Gegen wen wohl als Preußen sollte er gerichtet sein? Andere Kriegsgefahr.

Nun ist die Frage wichtig, ob Napoleon in der That den Kampf mit Preußen, und wenn ja, von wann an suchte. Man hat angenommen und noch nimmt man an,**) dass er diesen Krieg schon lange in sein Programm aufgenommen hatte und dass ihm der Beginn desselben lediglich als eine Frage der Zeit und der Gelegenheit erschien. Man folgert dies aus seiner Correspondenz, laut welcher er schon im April einen Kriegsfall Preußen in's Auge fasst, sowie aus mancherlei militärischen Maßnahmen, die von der richtenden Geschichte alle insgesammt als ebensoviel wohlberechnete Schachzüge gegen Preußen hingestellt sind. Indem es nun zu weit führen würde, das gesammte Quellenmaterial hier darzulegen, geben wir nach sorgfältigster Prüfung von Für und Wider unsere Meinung dahin ab, dass dies der Fall nicht gewesen ist. Napoleon bedurfte der Anwesenheit seiner Armee auf deutschem Gebiet allein schon aus dem Grunde, um das Zustandekommen des Rheinbundes kategorisch durchzusetzen und einen immerhin möglichen Widerspruch Preußens von Haus aus lahmzulegen; er bedurfte ihrer sofortigen Schlag- und Marschfertigkeit, so lange der Friede mit Alexander nicht unterzeichnet war. Wer hat 1805 politisch und sogar strategisch angegriffen? Die Coalition, wollen wir billig sein. Wohl verstand Napoleon meisterhaft, zum Angriffe zu zwingen; allein es scheint, als ob man heute noch in ihm den Staatsmann über dem General vergäße. Nur Mittel zu politischem Zweck sind ihm die Kriege, die er geführt, gewesen; eine Liebhaberei aus dem Kriege hat er nie gemacht. Und wenn die Geschichte, am Gängelbande der

*) Berichte von Graf Goertz, Regensburg, 25. Juli; Blücher, Münster, 25. Juli; Lautier, Dresden, 28. Juli; Blücher, Münster, 28. Juli; Schladen, München, 29. Juli; Bailleu, II, Urkunden Nr. 373, 374. 377, 378, 380.

**) v. Lettow-Vorbeck, I, 31 ff und 126 ff.

Vorsehung über eine so gewaltige Epoche hinweggehend, in einer socialen Colossalgestalt, wie Napoleon war, nichts erblickt, als einen neuen, blutig gestraften Dschingis-Khan, wenn sie blind genug ist, um zu glauben, der Mann des 18. Brumaire, des Concordats, des Code Napoleon, sei nichts gewesen, als ein von der Kriegsmanie besessener General: so thut sie in diesen ihren Urtheilen wieder und wieder die Hinfälligkeit der Schlüsse dar, die über den Mitteln einer geschichtlichen Gestalt deren Ziele völlig vergessen, besser, sie gar nicht verstehen.

Doch sei dem, wie ihm sei; möge die Chronik zum Worte gelangen. Am 20. Juli hatte der russische Staatsrath Oubril einen Friedensvertrag mit Frankreich unterzeichnet, der zur Ratificierung durch den Zaren nach Petersburg abgegangen war. Preußen konnte somit erleichtert aufathmen in der frohen Hoffnung, die eine Kriegsgefahr baldigst beseitigt zu sehen.

Da traf in der Nacht des 5./6. August in Berlin eine Depesche Lucchesinis ein, die „plötzlich helles Licht über Preußens Lage gab.“ *) Gelegentlich eines Festmahles hatte Lord Yarmouth, britischer Plenipotentiär zu Paris, scheinbar in einer Weinlaune, dem preußischen Gesandten anvertraut, Napoleon habe England für den Fall des Friedens die Rückgabe Hannovers unumwunden zugesagt. Dieses unendlich wichtige Document existiert nicht mehr; was Lucchesini thatsächlich gemeldet, weiß man heute mit Bestimmtheit nicht. Irrelevant erscheint es auf den ersten Blick, zu prüfen, ob das, was hier gemeldet war, den Thatsachen entsprach; für die Wirkung in Berlin kam die Zuverlässigkeit der Meldung vorerst nicht in Betracht; und doch, die Geschichte hat die That so unbedenklich in das Schuldbuch des großen Corsen eingetragen, dass es sich wahrlich verlohnt, dieselbe, soweit die bekannten Quellen dies gestatten, eingehender zu prüfen.

Dem Lord Yarmouth war befohlen worden, den Frieden im Verein mit Russland abzuschließen.**) Während der einleitenden Pourparlers hatte Talleyrand — akademisch, daran ist nicht zu zweifeln — dahin Äußerungen gethan, die Rückgabe Hannovers an England werde sich wohl ohne Schwierigkeit im Frieden bewirken lassen. Bald zeigte sich, dass Frankreich nicht mit Eng-

*) Bailleu, II, Einleitung, LXXVI.
**) Hardenberg, III, 75.

land und Russland gleichzeitig und zugleich zu unterhandeln wünschte, was sehr natürlich scheint. So schloss Oubril am 20. Juli für Russland ab, trotz der lebhaften Gegenbemühung des englischen Gesandten, dem der Franzose Clarke offen heraus erklärte, der Separatfriede mit dem Zaren bedeute für England zumindest soviel, wie eine erhebliche Niederlage im Kriege.*) Was ist nun natürlicher, als dass Yarmouth einen Rückhalt suchen musste irgendwo, da England isoliert zu werden drohte? und dass er, in die Runde blickend, sofort an Preußen denkt? Wer erkennt nicht sogleich britische Staatskunst in dieser zielbewussten Rücksichtslosigkeit, die den Reichsinteressen Interessen des Regentenhauses, wenn auch mit Vorbehalten und vorübergehend, zum Opfer bringen will: oder die den schwächeren Staat erbarmungslos in sein Verderben hetzt, um vom Sieger dann die Beute als Lohn des Friedens zu erlangen? Feststeht, dass England eines Conflictes der beiden Freunde vom 15. Februar um jeden Preis bedurfte, um seine überragende Stellung im Rathe des Continents nicht auf die Dauer einzubüßen; und allsogleich brouilliert es sie, indem es sich des vagen Inhalts vorläufiger Besprechungen bedient, um den Gegensatz der Interessen mächtig aufzuregen.

Des vagen Inhalts vorläufiger Besprechungen, jawohl, muss sich der vorurtheilslose Beobachter eingestehen, wenn er in Napoleons Correspondenz die Note an Talleyrand vom 6. August liest und wieder liest. Der Kaiser versieht das Project des Friedensinstruments mit England mit Randbemerkungen und aus dem Inhalt des Projects**) wie aus Napoleons Bemerkungen ergibt sich äußerst klar, dass Frankreich bisher sorgsam vermieden hatte, in Beziehung auf Hannover sich einseitig zu binden, am allerwenigsten jedoch sich anheischig gemacht, das Land für England Preußen

*) Hardenberg, III, 76.

**) *Projet. — R. by Mr. Godard, august 1, 1806. [Foreign office, London.]*

*Articles secrets. — Autre article (2). S. M. l'Empereur ne s'oppose point à ce que le roi prenne le titre de grand-duc ou roi de Hanovre, et le reconnaîtra en cette qualité dès qu'il le désirera. Le roi s'engage à indemniser les sujets prussiens des pertes éprouvées sur terre ou mer.* (It was observed to MM. Talleyrand and Clarke, that this was absolutely impraticable. Upon which M. Talleyrand said, that these stipulations were usual in treaties, but seldom observed.)

*Observation de l'Empereur: .. évidemment ridicule . . . S. M. le roi du royaume uni de la Grande-Bretagne comme roi de Hanovre n'est rien; c'est avec le roi d'Angleterre que je stipule. D'ailleurs il n'y a pas assez de franchise dans cette rédaction. Mettre dans ce*

abzunehmen. Diese Thatsache verdient wahrhaft Beachtung, denn sie zeigt uns, wie hinfällig alles Gerede ist, als habe Napoleon Preußen systematisch in den Krieg getrieben. Zum Greifen deutlich blickt in den Negociationen stets eine gewisse Rücksichtnahme auf Friedrich Wilhelm III. durch. Wohl muss zugegeben werden, dass der Kaiser der Franzosen Preußen eine arge Zumuthung zu stellen sicherlich nicht zögern wird; dass er sich militärisch rüstet, um durch Drohungen den Nachbarstaat — wie so oft schon — einmal noch zum Nachgeben zu bringen. Aber keineswegs suchte oder wünschte er jetzt gar den Krieg. Es galt ihm, den politischen Zweck zu erreichen und er glaubt, er könne dies jetzt auch wieder durch Drohen allein.

Dass nun hinter seinem Rücken die Diplomaten ihm einen Streich gespielt, der ihn Preußen gegenüber weit ärger compromittieren musste, als dies in der Natur der Dinge lag; dass England, kaum isoliert, an Preußen, auf Frankreichs Kosten, erneuert Anschluss sucht, um dann sogleich mit seinen Forderungen für den Frieden mit Frankreich stark hinaufzugehen, ist ihm ein wahrer Riss durch alle seine Pläne, und indem sich sein Zorn über den allzu eifrigen Lucchesini maßlos entlädt, sucht er sogleich durch Friedensbetheuerungen nach allen Seiten hin dem allarmierten Preußen Beruhigung zu geben; jetzt wollte er ganz sicher nicht den Krieg.

Allein in Berlin hielt man sich nunmehr, und sehr begreiflich ist dies wohl, für verrathen und verkauft, und vor allem dachte man daran, sich gegen einen Überfall Napoleons zu sichern. Am 9. August befiehlt Friedrich Wilhelm III., den größten Theil der Armee mobil zu machen, bestimmt die Sammelpunkte der Truppencorps und weist Blücher an, vor allen Dingen die West-

---

*sens: „les deux hautes parties contractantes s'engagent à réunir leurs efforts pour que S. M. le roi de Prusse restitue le Hanovre à l'Angleterre, sans délai, moyennant, I° une restitution des toutes les prises etc., comme à la fin de l'article second; II° une indemnité prise autour de lui et équivalant à 400.000 âmes de population.“ Surtout ne parler en rien d'Anspach, ni de Clèves, ni de Neufchâtél.*

*Articles secrets. — Autre article (8.) les dispositions de l'article des evacuations etc., sont déclarées communes aux habitants des possessions de S. M. Britannique en Allemagne, lesquels voudront en sortir dans l'espace de trois ans.* (It was observed to MM. Talleyrand and Clarke that neither by the public nor secret articles was any engagement taken by the Emperor to compel Prussia to evacuate Hanover; nor any time fixed for such evacuation. They replied that the „bonne foi de l'Empereur“ was a sufficient guarant, but that they apprehended an article to this effect might be introduced.)

grenze seiner Staaten zu sichern. Am Vortage wandte sich der König in einem lamentabeln Schreiben*) an den Zaren um eventuelle Waffenhilfe, den einzigen Bundesgenossen ersten Ranges, den sich Preußen zur Theilnahme am Kampfe verbunden. Denn nicht entfernt wagt man daran zu denken, Napoleons Angriff rasch zuvorzukommen. Wie stets bisher, so stellt man sich auch jetzt plump und ehrlich auf den Boden der Neutralität und Haugwitz bietet alles auf, um diese Willensmeinung allgemein und in Paris besonders an den Tag zu legen. Da Napoleon über Lucchesini heftig aufgebracht sein musste, beruft der König denselben unverzüglich ab und sendet den Napoleon von der Krönung her bekannten und persönlich zugethanen General von Knobelsdorff dem Imperator zu. Officiell wird nun im Laufe des August in Preußen zugewartet, während die öffentliche Meinung den Krieg bereits in nächster Nähe und unabwendbar sieht. In elfter Stunde versucht es eine Anzahl hochstehender und patriotisch gesinnter Männer, in einer allerdings sachlich nicht einwandfreien und ungeschickt an den Mann gebrachten Denkschrift, dem König die Unzweckmäßigkeit der Cabinetsregierung sowie die vermeintliche Perfidie des Grafen Haugwitz zu Gemüth zu führen, um ihn zum Bruche mit dem System des Zögerns und der kleinen Mittel zu vermögen.**) Zwecklos war dies Beginnen; denn der König, in dessen ganzer Natur das Warten eine Hauptpotenz darstellte, beschloss auch jetzt, zu warten.

Der Kaiser der Franzosen hatte die Nachricht von Preußens Waffenrüstung mit jenem Gleichmuth hingenommen, der der Stärke ziemt; es erfolgen auf Seite der Franzosen keine neuen Truppenverschiebungen, ja, unterm 26. schreibt er an Berthier, die Truppen an den Grenzen Preußens seien möglichst zurückzuziehen und durch Baiern zu ersetzen; er wartet auf seinen Frieden, der eben jetzt von Petersburg täglich zurückerwartet wird, und wahrhaft, man begreift es, wenn ihm der Gedanke, Preußen könne es allein gegen ihn wagen, lächerlich erscheint.***) Mit England zieht sich die Unterhandlung einstweilen resultatlos hin.

---

*) Bailleu, II, Urkunde Nr. 395.
**) Hardenberg, III, 116 ff.
***) An Talleyrand, Rambouillet, 22. August.

Und nun trat in den ersten Tagen des September jenes Ereignis ein, das den aus demselben folgenden Krieg wirklich als das erscheinen lässt, als was ihn Scharnhorsts Biograph schon vom 9. August an bezeichnet hat; er hält ihn für ein Missverständnis.*)

Am 30. August ward in Berlin bekannt, dass Alexander den von Oubril abgeschlossenen Frieden rundweg verworfen hatte. An eben diesem Tage und dem folgenden marschierte die Garnison der Residenz nach Sachsen ab. Am 3. September erhält Napoleon die Nachricht von Alexanders Nichtratification und jetzt erst wird ihm völlig klar, was Preußens Rüstungen bedeuten. Indem er nun England gegenüber seine Offerte für den Frieden bedeutend steigert, um sich von dieser Seite sicherzustellen, fasst er den continentalen Krieg, der ihm das Product einer neuen Coalition zu sein scheint, als unvermeidlich ins Auge. Ein Befehl an Berthier folgt dem andern, die Vorbereitung zur Campagne betreffend; der Kaiser gedenkt unendlich rasch zu sein, um die jüngste Liga des Continents gründlich zu sprengen.

Indessen hatte die Politik noch nicht ihr letztes Wort gesprochen; Knobelsdorff, von dessen Instruction, wenn er eine hatte, man nichts Bestimmtes weiß, hatte in Paris auf Rückkehr der französischen Truppen über den Rhein vornehmlich zu dringen. In der Audienz vom 7. September erklärte Napoleon, solange der Friede mit Russland nicht geschlossen sei, könne er an die gewünschte Zurückziehung seiner Armee nicht denken, forderte dagegen ganz entschieden die Demobilisierung des preußischen Heeres. Auf diesen abgebrauchten Scherz gieng man nun in Berlin, als Knobelsdorffs Bericht in der Nacht des 16./17. September eintraf, allerdings nicht mehr ein. Am 21. gieng Friedrich Wilhelm III. zu seiner Armee, und zwar zunächst nach Naumburg ab. Indem er einen letzten Versuch — derselbe war ehrlich gemeint — wagen wollte, um dem Kriege zu entgehen, erließ er am 26. aus seinem Hauptquartier ein Ultimatum mit den bekannten Forderungen an die französische Regierung, dessen Beantwortung bis längstens den 8. October in's Hauptquartier begehrt ward, und demselben schloss er einen Brief**) an Napoleon bei, der nichts ent-

*) Max Lehmann, Scharnhorst, I, 393.
**) Hardenberg, III, 179.

hielt, als ein langathmiges Sündenregister alles dessen, was dieser verbrochen haben sollte, von Enghiens Erschießung an, die offenbar nicht hergehörte, bis zur jüngsten Absicht mit Hannover, die durch nichts bewiesen war. So wenig man darauf rechnen konnte, Napoleon werde sich urplötzlich dem Ultimatum fügen, ebenso wenig konnte sich Friedrich Wilhelm III. von diesem persönlichen Schritte praktischen Erfolg versprechen. Die Historiker nehmen an, derselbe sei eigentlich erfolgt, um Zeit zu Rüstungen zu gewinnen.

Und so war, da niemand mehr einen friedlichen Ausgang zu erwarten wagte, der Krieg denn doch endlich zur Wahrheit geworden.

Wenn man nun einen Blick auf die Art, wie derselbe schließlich entstanden ist, unbefangen wirft, so muss man sich gestehen, dass derselbe, trotzdem er eigentlich schon lange gleichsam in der Luft gehangen, im Grunde ein Rencontrekrieg gewesen ist. Soweit das allerdings lückenhafte Quellenmaterial seine Vorgeschichte zu beurtheilen verstattet, muss man zu dem Schlusse kommen, dass Napoleon ihn mit Bewusstsein keineswegs herbeigeführt. Höchst wahrscheinlich wohl ist, dass derselbe früher oder später denn doch geführt worden wäre; aber für den Herbst von 1806 hatte ihn der Kaiser der Franzosen nicht auf dem Programm. Und dass er auf Friedrich Wilhelms III. Lebensplan nicht figurierte, weiß wohl jedermann.

So ist also dieser Krieg recht accidentiell entstanden: urplötzlich war er und für jedermann überraschend da. Und nicht um einen Beweis für die Richtigkeit des Gemeinplatzes zu führen, als ob eine schwankende, unentschlossene Politik nothwendig eine schlechte Strategie im Gefolge haben müsse, sind wir länger, als dies sonst wohl üblich, bei seinen Ahnen verweilt; sondern in der Absicht, zu zeigen,

wie Preußens Verhalten seit so vielen Jahren Napoleon das Material geliefert hat, aus dem er mit aller Sicherheit den Schluss von dessen Ohnmacht zog, sowie Preußen selbst im Augenblicke der Gefahr die Stimme des bösen Gewissens nur zu deutlich vernahm;

und wie die Politik des Hohenzollernstaates beschaffen war, als der Kampf begann; noch immer mit der Hoffnung auf fried-

lichen Vergleich zieht zögernd er und zagend nur das Schwert. Die Idee einer Unterhandlung unter den Waffen beherrscht die Situation *) und eine solche muss das kriegerische Thun wohl binden.

So treten uns die großen Züge jener Zeit in der zwiefachen Thatsache entgegen: Napoleon kennt Preußen durch und durch und diese Kenntnis wird er im Kampfe zu Preußens Schaden verwerten; während dieses sich über seine Mittel täuscht und jene des Gegners nicht zu schätzen versteht. Napoleon hat freie Wahl, wann und wie er kämpfen wolle, während Preußens Schwert durch seinen König selbst angsterfüllt zurückgehalten wird, während es bereits losschlagen hätte sollen.

Napoleon verbindet die Kenntnis von der Natur des Gegners mit voller Freiheit der Action; aus dieser Vereinigung floss stets die Anwartschaft zum Siege. Preußen besitzt das eine wie das andere nicht; und das Quellenstudium lässt erkennen, dass es sich seiner Schwäche zum Theil bewusst gewesen ist, als es auf den Wahlplatz herniederstieg.

---

Drohend stand die Große Armee seit vielen Monaten schon im Süden Deutschlands in Quartieren; noch stand sie, als Lucchesinis Übereifer Preußens Rüstungen hervorgerufen hatte. Und der Fürst von Hohenlohe konnte, als er Ende August seine Herrschaft Öhringen verließ, um sich in Friedrich Wilhelms III. Dienst zu stellen, folgende Aufstellungsart (Siehe Skizze I) und folgende Truppenstärken als thatsächlich bestehend melden:

I. Corps, Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, ca. 40.000 Mann inclusive zwei schwere Cavalleriedivisionen;
III. Corps, Marschall Davout, ca. 33.000 Mann;
IV. Corps, Marschall Soult, über 30.000 Mann;
V. Corps, Marschall Lefebre (später Lannes), ca. 20.000 Mann;
VI. Corps, Marschall Ney, ca. 30.000 Mann;
VII. Corps, Marschall Augereau 20.000 Mann;

Bayern und Württemberger, ca. 30.000 Mann, sollen im Verein mit Soult Österreich bewachen;
die Cavalleriedivisionen sind in den Zahlen einbegriffen;
die Kaisergarde befindet sich im Innern Frankreichs.

*) Hardenberg, IV, 19.

Am 3. September traf, wie wir wissen, die Nachricht von der Nichtratification des Oubril'schen Friedens bei Napoleon ein: jedoch er denkt durchaus nicht an sofortigen Krieg, was daraus hervorgeht, dass er tags darauf*) den Marschällen Ney und Davout Urlaube gewährt. Aber schon am 5. hat er sich die Sache überlegt und unterrichtet den Major-General von der befohlenen Einziehung der Conscription pro 1806, gibt ihm Weisungen behufs Zurücksendung der 3. Bataillons-Cadres zu den Depôts und befiehlt ihm Recognoscierungen auf Dresden und Berlin vornehmen zu lassen. Jedoch der Kaiser greift nicht an; unterm 13. schreibt er seinem alter ego, nur das Einrücken der Preußen in Sachsen sei einer Kriegserklärung gleich zu achten und möge er selbst hievon sofort über Straßburg telegraphisch benachrichtigt werden. Inzwischen sei nicht provocierend aufzutreten, er glaube auch noch nicht an den Krieg. Es scheint wirklich, dass die Große Armee nicht völlig marschfertig gewesen ist und der Kaiser setzte alle Mittel der Diplomatie in Bewegung, um einen Aufschub zu erreichen.

Am 9. August war in Berlin folgendes befohlen worden:

Die westfälischen Truppen unter Blücher (16½ Bat., 17 Esc., 3½ Batt.) sammeln sich zwischen Weser und Ems und ziehen sich, wenn dies nöthig wird, auf die hannöver'schen Truppen (20 Bat., 28 Esc., 5 Batt.), die in Braunschweig stehen, zurück: beide Corps commandiert (vom 14. August an) Generallieutenant von Rüchel;

die Magdeburger Inspection (10 Bat., 20 Esc., 2 Batt.) sammelt sich im Falle eines Rückzuges bei Magdeburg;

die Berliner und übrigen märkischen Truppen (18 Bat., 15 Esc., 7 Batt.) machen sich marschbereit;

das Corps Kalkreuth an der schwedisch-pommer'schen Grenze (18½ Bat., 30 Esc., 4 Batt.) sammelt sich bei Prenzlau;

die schlesisch-südpreußischen Truppen (31½ Bat., 65 Esc., 11 Batt.) unter Generallieutenant von Grawert sammeln sich bei Sagan;

die westpreußischen Truppen (18 Bat., 20 Esc., 4 Batt.) unter General von Natzmer bilden bei Küstrin ein Reservecorps;

in Bayreuth verbleibt ein Detachement (2½ Bat., 5 Esc.) unter General Graf Tauentzien.

---

*) An Berthier, St. Cloud, 4. Sept.

Alle diese Truppen wurden mobil gemacht; immobil verblieben in Ostpreußen, Polen und Oberschlesien 33½ Bat., 55 Esc., 17 Batt., in Summa 33.000 Mann.

Die Festungen links der Elbe wurden in Vertheidigungszustand gesetzt.

Man sieht, dass hier von einer vorbereitenden Versammlung der Kräfte zur Action noch keine Rede ist. Um zu einer solchen zu gelangen, wurde Braunschweig nach Berlin beschieden.

Dieser lehnte ab; besorgt um das Schicksal der eigenen Souveränität im künftigen Kriege, wollte er sich Napoleon gegenüber solange als möglich nicht compromittieren und Friedrich Wilhelm III., obwohl peinlich berührt, sandte ihm aus seiner Umgebung den General von Phull. Mit diesem, Rüchel und Scharnhorst, dessen Vortrag uns als „widerlich und confus" bezeichnet wird, bringt der Herzog ein „Concert" zustande, das unterm 22. dem König übergeben wird und dessen Inhalt fast wörtlich in die Cabinetsbefehle vom 25. übergegangen ist. Während nun diese in der Ausführung begriffen sind, werden dieselben durch einen neuen Operationsplan Braunschweigs überholt.

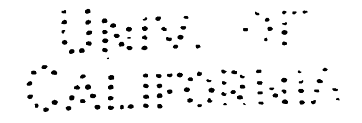
Denn der vom 25. rechnete mit Machtfactoren, deren man sich erst zu versichern hatte: nämlich der Bundesgenossen in Norddeutschland. Während Sachsen erst Bedingungen stellte, von deren Annahme seitens Preußens es seine Antheilnahme abhängig machen wollte, und der Kurfürst von Hessen unentschieden hin und wider schwankte, kleinere Staaten: Anhalt, Braunschweig, Mecklenburg, ihre Neutralität mehr oder minder schroff betonten, brachte es Friedrich Wilhelm III. nicht über sich, den Anschluss der Kleinen durch gelinden Druck zur rechten Zeit herbeizuführen; großmüthig gestand er ihnen die Neutralität zu und begab sich auf diese Weise einer ungefähren Truppenmenge von 30.000 Mann. Ein neuer Operationsplan wurde nöthig, zumal Hohenlohe eben bestimmte Nachrichten über die Franzosen, — die oben angeführten — überbrachte.

Es schlug nun der Herzog von Braunschweig am 31. August vor, die gesammte Armee, mit alleiniger Ausnahme des Blücherschen Corps bei Naumburg zu versammeln, von welcher centralen Stellung aus man dem Feinde stets entgegentreten könne, woher er immer komme. Es scheint, als ob dieser Vorschlag an sich

und besonders Napoleons Strategie gegenüber der erfolgverheißendste gewesen sei; obgleich wir weit davon entfernt bleiben müssen, anzunehmen, dass er, wenn durchgeführt, den Erfolg wirklich gegeben hätte. Indess nach unserer heutigen Anschauung vom Kriege erkennen wir unumwunden diesen Plan als den besten von allen vorgelegten an.

Wenn wir nun fragen, ob und wie derselbe ausgeführt wurde, so stoßen wir sogleich auf eine Fülle von Thatsachen, deren Betrachtung äußerst lehrreich erscheint. Braunschweig war ein Soldat der alten Schule und wenngleich er mehr als andere mit der Zeit fortgeschritten war, deren Bedürfnisse erkannt und in sich aufgenommen hatte, so existieren doch Operationspläne von ihm*) die zeigen, wie ihm das Manöver als Mittel zur strategischen Entscheidung unglaublich stark am Herzen lag. Es scheint, als ob das Manöver nur dann als lebendiger Factor in die strategische Berechnung aufgenommen werden dürfe, wenn dasselbe gleichsam improvisiert wird, neu und überraschend für den Gegner ist: mit einem Worte, wenn er es nicht kennt. Kennt er es, so fürchtet er es nicht, und gefürchtet zu werden ist wohl des Manövers vornehmlichster Zweck. So darf das Manöver auch, wenn es gebraucht wird, nicht die zünftigen Kennzeichen eines solchen tragen, weil dieselben die drohende Rolle zu einer wesenlosen, demonstrativen Geste verwandeln, die in ihrer Harmlosigkeit vom Gegner alsbald durchschaut werden wird und überdies die Action des Manövers vom Anbeginne lähmt. Die ein Manöver vollführende Truppe muss jeden Augenblick bereit und in der Lage sein, wenn es die Lage erheischt, von der Manöverthätigkeit zur scharfen Thätigkeit überzugehen; wird sie dies wohl sein, wenn sie sich ihrer Aufgabe, ein Manöver zu vollführen, bewusst ist? Nein. Sie wisse nicht, dass sie manövriere, sie glaube schlagen zu müssen, dann wird die Hand des Feldherrn zwecks eines Manövers zu hemmen berufen sein, wo sie im Gegenfalle ein widerstrebendes Material treiben und stoßen wird müssen. Man weiß, dass es gefährlich ist, so manchem höheren Führer ein Manöver zu befehlen, indem er allzuleicht mit der Demonstration sich begnügt, und, wenn

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 6 ff.

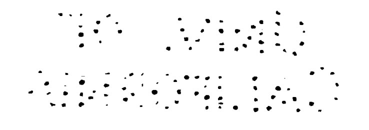




man die menschliche Seele bedenkt, so kommt man fast zu dem Schlusse, dass es selbst für den obersten Feldherrn nicht ohne Bedenken ist, sich zu gestehen, diese und jene Operation werde ein Manöver und nichts anderes sein. Stets muss er Reserven an Wissen und Willen besitzen, um, wenn es nothwendig wird, jene Operation spontan zur scharfen zu machen. Und es scheint, als ob eine ganz außerordentliche militärische Begabung nothwendig sei, um das Manöver mit Sicherheit und mit vorausblickender, unfehlbarer Ironie zu gebrauchen; denn von dieser steckt im Manöver viel; gebraucht man dasselbe allzuernst und guten Glaubens voll, so kann es ein wirkendes Mittel nicht sein.

Indessen zeigt gerade dieser Operationsplan am wenigsten von allen Elemente des Manövers und deren Mängel an. In der Qualität des Entschlusses vom 31. liegt das Bedeutsame noch nicht; wir müssen tiefer gehen. Der Herzog war, so paradox dies klingen mag, recht eigentlich geborner Unterthan, und trotz seines Alters, seiner hohen Stellung, seines Rufs als General, wagte er es nie, auf seiner Meinung fest und sicher zu bestehen. Zumal dem König gegenüber wollte er seine Entschließungen nur als Vorschläge betrachtet wissen, deren Annahme, Verwerfung oder selbst Modification er der bessern Einsicht des königlichen Kriegsherrn immerdar anheimstellt. Zum Theile aus dem Wunsch, die Verantwortung für das Unheil, das er, wie erwiesen ist, vorausgeahnt hat, von sich zu wälzen, floss diese subalterne Geistesrichtung her. Obwohl dieser Greis eine seltene persönliche Bravour besaß, obwohl er vielleicht klarer in der Zukunft las, als irgendwer in Preußens Staat und Heer, konnte er, der aus Friedrichs strenger Schule hervorgegangen war, sich doch nimmermehr zum Selbstgefühl des Feldherrn erheben; sehr natürlich ist dies wohl, bei der Lehr- und Lernzeit, die er durchgemacht; eine gewisse höfische Glattheit der Form, die bei ihm das innerste Wesen ergriff, trat noch hinzu.

Wir wissen, dass Friedrich Wilhelm III. alle Welt um Rath zu fragen pflegte, wenn es galt, einen Entschluss zu fassen. Wir kennen seine Concilianz und angeborene Milde, die anzustoßen stets vermied. So wurde der Plan des Oberfeldherrn der Beurtheilung eines Majors (v. Rauch) des Generalstabes unterbreitet und in einer Denkschrift vom 5. September entwickelte der, wie





man nicht eine centrale, massierte Stellung nehmen, vielmehr vor allem für Deckung der präsumptiven Alliierten, Sachsen und Hessen, durch Aufstellung von Flügelcorps vorzusorgen habe; vernehmlich schlägt schon hier in lauten Tönen der Defensivgedanke vor. Nun wurde, auf Grund dieses Memoirs von untergeordneter Stelle, eine Conferenz gehalten, in welcher es unter der leitenden Idee: „Krieg unvermeidlich, diplomatisches Hinhalten behufs Rüstungen erwünscht" zu folgenden Beschlüssen kam:

Die Hauptarmee — aus märkisch-magdeburgischen Truppen bestehend und durch je eine Division von Hohenlohe und Rüchel verstärkt — steht unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig und wird nach Naumburg rücken.

Hohenlohe, dem der König aus Rücksicht für seine Person durchaus ein selbstständiges Armeecommando zu geben wünscht, concentriert die schlesisch-südpreußischen Truppen bei Zwickau — vorläufig zum Schutze von Dresden — und zieht die Sachsen an sich.

Rüchel concentriert das hannöver'sche Corps und vereinigt sich mit den Hessen — deren Mitwirkung man noch gar nicht sicher war — bei Fritzlar-Melsungen, um von dort aus gegen Flanke und Rücken der Franzosen vorzugehen.

Blücher verbleibt bei Münster und behält Holland im Auge.

Die Reserven — Herzog Eugen von Württemberg und G. d. C. Graf Kalkreuth — werden über Leipzig, beziehungsweise Torgau an die Armee heranzukommen haben.

Man stimme, sobald die Armee versammelt ist, für nachdrückliche Offensive, sowie dafür, sobald als möglich eine Hauptschlacht zu liefern.

Am 8. September genehmigte der König diesen Operationsentwurf.

Man sieht, dass die Vorschläge Braunschweigs durch zum Theil zwecklose politische und persönliche Rücksichten in das gerade Gegentheil von dem verwandelt worden waren, was sie ursprünglich bezweckten; drei Armeen bestehen statt einer, zahlreiche Detachierungen ergeben sich wie von selbst; die Handhabe für die empfohlene kräftige Offensive — Versammlung der Armee — ist nicht wohl abzusehen.

Während nun die Befehle vom 8. September unter mancherlei Frictionen und Verzögerungen in der Ausführung begriffen waren,

begann man sich in Hohenlohes Hauptquartier zu fühlen. Der Fürst, von dem alle Berichte sagen, er sei eine echt militärische Persönlichkeit, brav, entschlossen, von seltenem Feuer, von reicher Kriegserfahrung, vielleicht nur etwas zu optimistisch angelegt gewesen, stand, da er eigene festgegründete Anschauungen über den Krieg nicht eigentlich besaß, unter dem Einflusse seines Generalquartiermeisters, des Obersten von Massenbach. Clausewitz schildert diesen wie folgt: *) „. . . von kleiner, gedrungener Gestalt, vollen runden Zügen, mit hoher bedeutender glänzender Stirn, bloßem Schädel, kleinen, weit geöffneten braunen, sehr feurigen Augen und frischer Carnation, verrieth er auf den ersten Blick den Enthusiasten, bei dem Gemüth und Phantasie vorherrschten . . . sein beständiges excentrisches Wirken hatte ihn um alle ruhige Überlegung und die dem Soldaten so nöthige Besonnenheit gebracht, und die Verwirrung seiner Ideen, die Schwäche seines Kopfes that sich auf eine überraschende Art kund.“ Viel wird von diesem Bilde, welches im Nachhinein entworfen ist, wohl zu streichen sein; immerhin bleibt genug von dem, was mit den Functionen eines Generalstabchefs unvereinbar ist. Massenbach verstand zu blenden und, indem er selber schwärmte, riss er andere fort. Dies ist im Verein mit seiner — wie aus einzelnen Operationsentwürfen hervorgeht — auch für jene Zeit höchst mittelmäßigen Anschauung vom Kriege wahrhaft verderblich gewesen bei einem Vorgesetzten, wie Hohenlohe war. Es gediehen nun die beiden, die sich sehr gut verstanden, zu einem neuen Plan, der folgendes besagte:

Die Hauptarmee nimmt Stellung bei Fulda, die Hohenlohes eine solche bei Hof, um sowohl eine breite Basis für die Offensive als einen festen Abschnitt für die Vertheidigung zu haben; aus dem Zunftjargon des Documents theilen wir folgendes mit: . . . Wir bilden zwei furchtbare Bastione an den Endpunkten des Thüringer- und Rhöngebirges, welche jeder feindlichen Armee den Durchgang durch diese unwegsame und an Lebensmitteln arme Courtine verwehren . . . Die Eigenthümlichkeiten dieses Stils haben den Sündenbock gestellt, an dem die Weisheit der Nachgebornen sich ihr Müthchen kühlte; obwohl nichts weniger verantwortlich gemacht werden kann für die Fehler einer Zeit,

*) Nachrichten, 444 ff.

als die Kunstsprache derselben; das Handwerk braucht eine besondere Sprache und jede Zeit, die unsere auch, besitzt Terminologien, über die man nachmals lächeln wird.

Aber die Ideen, welche der angeführten Stylprobe innewohnen, gestatten allerdings manchen Schluss zu ziehen; auffällt die Trennung beider Heere durch einen Raum von zwanzig Meilen und es scheint, als ob man in Hohenlohes Hauptquartier diese Theilung nicht ungern gesehen hätte. Allein soweit gieng selbst Friedrich Wilhelm III. in seiner Concilianz gegen Unterfeldherren nicht, dass er ihnen seine Heere zu gesonderten Experimenten überließ, und befahl am 21., Hohlenlohe solle, die noch nicht mobil gewordenen Sachsen einstweilen zurücklassend, auf Hof vorgehen, während die Hauptarmee sich um Weimar-Erfurt sammeln werde.

Am 22. jedoch hatte man in Hohenlohes Hauptquartier einen neuen Plan gefasst: man wolle bei Chemnitz stehen bleiben behufs eventueller Cooperation mit Österreich, falls dieses sich an Preußen schließe. Der König, letzteres als sehr fraglich bezeichnend, gewährt dennoch den erbetenen Halt.

So sehen wir, wie unter den Wünschen eines Unterfeldherrn die Entschlüsse des obersten Kriegsherrn, der gleichwohl über seine formelle Ingerenz auf die Operationen eifersüchtig wacht, beständig abgeändert werden; und wie zuletzt ein Zug des Zögerns und Abwartens die Operationen zu durchsetzen beginnt, der mit der erklärten Tendenz „rasche Versammlung und kräftige Offensive“ im geraden Widerspruche steht.

Nachdem am 18. September Oberst von Krusemark nach Petersburg abgegangen war, um ein russisches Hilfsheer zu erbitten, begab sich der Hof zur Armee, am 23. erschien das Königspaar mit großem Gefolge in Naumburg und standen Ende des Monats die Truppen folgendermaßen vertheilt: (siehe Skizze II). Sogleich begannen nun in langen Conferenzen sehr gemischten militärischen Publicums die Erwägungen, was anzufangen sei.

Inzwischen rüstete Napoleon, das heißt, man nimmt dies an, da man sich sonst sein Zögern nicht recht erklären könnte. Wenn man jedoch seine Correspondenz aufmerksam verfolgt, so kann man sich des Eindruckes kaum erwehren, als sei er in der ersten Hälfte des September noch nicht zum Kriege entschlossen

gewesen oder vielmehr, als ob er nicht an dessen Unvermeidlichkeit geglaubt hätte. Es scheint, dass die politische Geheimgeschichte der ersten drei Septemberwochen noch immer nicht genügend klar zu Tage liegt. Erst mit dem 19. und ganz urplötzlich beginnt Napoleon eine überwältigende Thätigkeit nach allen Seiten zu entwickeln; die Befehle an Berthier jagen sich nur so, die Versammlung der Armee betreffend; Davout und Ney, auf Urlaub in Paris, werden zu ihren Corps einrückend gemacht; der Organisationsplan für die Garde wird an Bessières hinausgegeben; Instruction auf Instruction betreffs der Reichsvertheidigung erfolgt; Handbillete des Kaisers laden die Rheinbundsfürsten zur Stellung ihrer Truppencontingente ein; der Kaiser selbst entschließt sich zur Armee zu gehen und gedenkt am 29. September in Mainz zu sein. *)

Es befahl nun Napoleon unterm 19. September folgendes, den Aufmarsch der Armee betreffend:

Augereau wird am 2. October in Frankfurt;
Lefebre (Lannes) am 3. in Königshofen;
Davout längstens am 3. in Bamberg;
Soult längstens am 4. in Amberg;
Bernadotte am 2. in Bamberg;
Ney am 2. in Anspach;
der König von Holland am 2. mit jenen Theilen seines Corps, die marschfertig sind, in Wesel

concentrirt stehen; die Garden gehen sofort auf Wagen nach Mainz, wo in den letzten Tagen des September ihre Organisation vollendet werden wird; die Division Dupont, bei Bonn stehend, geht über Mainz nach Würzburg, wo sie am 2. einzutreffen hat, die sechs Cavallerie-Divisionen nehmen Stellung längs des Mains von Kronach bis Würzburg, bei welchem Orte auch der große Artilleriepark und die Bagagen zu versammeln sind.

Von seinem Operationsplane spricht der Kaiser nicht; *je compte être à Mayence le 30 septembre et probablement le 2 ou le 3 à Würzburg; là, je déciderai mes operations ultérieures* — ist alles, was seinem alter ego, dem Fürsten von Neuchatel, zu wissen nöthig ist. Indessen finden wir doch schon gelegentlich Andeutungen über das, was geschehen soll; dem König von

*) *Ordre pour les généraux Duroc et Caulaincourt.*

Holland schreibt er unterm 20. über seine Aufstellung bei Wesel, *que c'est une contre-attaque, que vous ferez pour attirer l'attention de l'ennemi, pendant que je manœuvre pour le tourner*; allein dies ist, wie man sieht, sehr wenig Positives. Dafür wird allen Generalen und Functionären der Armee wiederholt Geheimhalten aller Bewegungen und möglichstes Verschleiern derselben empfohlen. Immer und immer wieder kommt der Kaiser darauf zurück, der Krieg sei ja noch nicht erklärt, man dürfe keine übereilten Schritte thun. Auf ihren Versammlungsmärschen haben die Corps die höchste Schnelligkeit zu entwickeln, ohne auch nur eine Bewegung zu thun, welche verrathen könnte. Indem der Kaiser die vornehmlichste Sorge für Sicherstellung der Verpflegung Berthier überlässt, weist er ihn schon*) an, die Wege auf Magdeburg und Berlin unauffällig erkunden zu lassen, dann die Plätze Königshofen, Kronach und Würzburg als künftige Stützpunkte der Armee befestigen und approvisionieren zu lassen.

Aus allem geht des Kaisers Absicht deutlich hervor, den größten Theil seiner Armee am oberen Main überraschend zu versammeln, und gelangt seine Idee, von dort aus auf dem kürzesten Wege gegen Preußens Centrum vorzugehen, verschleiert allerdings, doch immerhin zum Ausdruck.

Unendlich interessant ist es, Napoleons Verhalten in dieser Phase zu betrachten; sein ganzes Streben geht darauf, nach allen Richtungen zu imponieren und er entstellt in vorurtheilsloser Weise die Wahrheit für diesen Zweck; die Stärke der Großen Armee wird zu 300.000 Mann hinausposaunt, während sie in Wirklichkeit kaum 200.000 zählt; Ludwig wird direct befohlen, sein Corps bei Wesel durch Zeitungsberichte auf 80.000 Mann angeben zu lassen, auf dass sich Preußen von dieser Seite her bedroht glaube; man sieht, Napoleon kennt seinen Gegner sehr genau. — Den großen Grundsatz, man stärke seine eigenen Mittel, wenn man dieselben sowie den Gegner **glauben** machen kann, sie seien ansehnlicher, als sie es wirklich sind, ein Grundsatz, der so oft verkannt und manchmal sogar aus Vorurtheilen schlecht angebrachter Wahrheitsliebe verworfen worden ist, bringt der Kaiser der Franzosen

*) 20. September.

hier voll und imposant zur Wirksamkeit. Aber so drohend die angelegte Rüstung auch wirken muss, so wird doch gleichwohl nicht geprahlt, auf dieselbe gepocht, wie's später öfters vorgekommen ist, da vielleicht weniger Anlass dazu vorhanden war. Noch am 19. September ermächtigt*) Talleyrand den Gesandten in Berlin Laforest, ausdrücklich zu betonen, *que son* (Napoleons) *premier désir est la paix avec la Prusse. Il ne conçoit pas même quel pourrait être le but de la guerre que la Prusse pourrait lui faire . . .;* solche Äußerungen sind durch die Historiker von der Vorsehung Gnaden als Beweise von Napoleons schwarzer Perfidie angeführt und pharisäerhaft verurtheilt worden. Wenn man nun dieselben auch für mehr ansehen will, als den conventionellen Schwanengesang der Diplomatensprache in der Agonie des Friedens, so lässt sich doch gerade für die Vorgeschichte des Krieges von 1806 ein zweckbewusstes Provocieren des Bruches durch Napoleon durchaus nicht beweisen, im Gegentheil, er hat den Krieg ganz sicher durchaus nicht gesucht; den Kampf hat er des Kampfes wegen nicht gewünscht. Aber richtig scheint zu sein, dass er sich über Preußens Staatsbewusstsein täuschte, dass er in der Missachtung des Berliner Cabinets zu weit gegangen war, und so urplötzlich vor einem Kriege stand, der, wenn auch wohl vorausgesehen, doch sicher nicht geplant gewesen ist.

In Naumburg begannen inzwischen am 24. September die Berathungen; an denselben nahmen neben Personen vom Generalstabe der Hauptarmee Officiere aus der Umgebung des Königs theil. Zunächst entsann man sich, dass der Operationsplan vom 8. September eine nachdrückliche Offensive in Aussicht genommen hatte, und diese leitende Idee führte am 25. zu folgenden Beschlüssen:

Um den Gegner zu einer Theilung seiner Streitkräfte zu bringen, deren man bedarf, um ihn in der Mitte mit überlegener Kraft in den Quartieren anzufallen, werden zwei Demonstrationscorps auf den Flügeln und zwar

das Rüchel'sche Corps für den 7. October bei Eisenach, von wo es gegen die Fulda und eventuell bis gegen die Lahn operiert;

*) Bailleu, II, Urkunde Nr. 434.

und das Tauentzien'sche Corps (jetzt 10 Bat., 10 Esc., 1 Batt.) bei Hof zwecks Demonstration gegen Amberg-Nürnberg aufgestellt. Das Gros im Centrum besteht aus der Hauptarmee und der an ihren linken Flügel sich heranziehenden Hohenlohe'schen, welche beide am 10. October den Nordfuß des Thüringerwaldes erreichen, am 11. und 12. denselben überschreiten und dann je nach Umständen agieren sollen. Das Reservecorps des Prinzen Eugen von Württemberg zieht sich über Magdeburg an die Hauptarmee heran.

Nachdem schon am 16. September in Königsberg noch einige Escadrons mobil gemacht worden waren, erfolgte am 30. der Befehl zur Mobilisierung des Restes der Armee; 17 Bat., 30 Esc., 9 Batt. sollten sich bei Küstrin und Frankfurt a. d. O. vorerst zu sammeln haben, während alles Übrige in den östlichen Provinzen nach wie vor verblieb. Mit der größten Schonung theilte der König, nicht der Oberfeldherr Braunschweig selbst, seinem „freundwilligen Vetter" Hohenlohe den Plan vom 25. mit, welcher ihm die geträumte Selbstständigkeit einigermaßen nahm.

Wenn man nun einen Blick auf diesen Operationsplan thut, so fällt wohl vor allem die Langsamkeit auf, die, einen überraschenden Anfall planend, mehr als 14 Tage zur Vorbereitung desselben für nothwendig erklärt. Indessen war die Offensive aus verschiedenen Gründen — Eintreffen von Truppen bei der Armee, verspätete Mobilmachung der Sachsen — thatsächlich nicht eher durchzuführen. Dann fällt, es ist nicht möglich, den Gemeinplatz zu übergehen, die Trennung und Vereinzelung der Heereskörper, besonders der napoleonischen Geschlossenheit gegenüber, bedeutend auf. Allein man muss bedenken, dass jetzt, am 25. September, eine Offensive in Aussicht genommen ist, bei der man selbstredend an ein Zusammenschließen der getrennten Heereskörper nach vorne gedacht haben wird, wenngleich dasselbe nur zu bald durch die Ereignisse unmöglich gemacht wurde. Dies aber konnte man — nochmals — am 25. nicht sicher voraussehen; hatte doch Napoleon bereits auffallend lang von sich nichts sehen lassen und anzunehmen ist, dass, wäre er nicht bis zum 10. October rechts vom Main erschienen, man im preußischen Hauptquartier vielleicht doch, des Zögerns müde, zur geplanten Offensive gediehen wäre.

Allein es sollte anders kommen ; am 28. erschien Napoleon in Mainz und sogleich ergehen Befehle, welche ein vorerst unmerkliches Verschieben der Corps nach dem rechten Flügel hin zum Zwecke haben. In des Kaisers Schreiben an den König von Holland gewinnt das strategische Bild greifbare plastische Form. . . . . *mon intention est de concentrer toutes mes forces sur l'éxtremité de ma droie en laissant tout l'éspace entre le Rhin et Bamberg entièrement dégarni, de manière à avoir près de 200.000 hommes réunis sur un même champ de bataille..... Mes premières marches menacent le coeur de la monarchie prussienne et le déploiement de mes forces sera si imposant et si rapide, qu' il est probable que tout se mettra en marche à grandes journées pour défendre la capitale* . . . . demgemäß werden die Befehle an die Corpsführer nunmehr hinausgegeben ; mit steter Erinnerung, dass, da der Krieg noch nicht erklärt sei, man sich jeder Feindseligkeit bis auf weiteres sorgsam zu enthalten habe; wenn auch die Cavallerie an die Grenze vorgeschoben wird, so soll sie dieselbe doch nur in einem ganz bestimmten Fall überschreiten ;*) Augereau wird von Frankfurt aus ebenfalls auf Würzburg in Marsch gesetzt und stehen in den ersten Tagen des October die Corps wie folgt vertheilt: (Siehe Skizze III.)

Am 3. October trifft Napoleon in Würzburg ein und alsbald ergehen die Befehle zur definitiven Concentrierung der Armee am äußersten rechten Flügel, nachdem die Plätze Würzburg, Kronach und Forchheim, wie befohlen war, zu Stützpunkten für die Armee hergerichtet worden waren. Der Kaiser befiehlt Musterungen an und bestimmt den 7. als Termin für den Beginn des Vormarsches gegen die obere Saale. Da jedoch der linke Flügel noch bei Würzburg-Schweinfurth steht, so beginnt derselbe sogleich (4. und 5.) eine Art von Flankenmarsch an den oberen Main, welcher im großen Ganzen ohne erhebliche Frictionen vor sich geht und am Abend des 7. zu folgender Vertheilung führt: (Siehe Skizze IV.)

Aus derselben ist der Plan des Kaisers gewissermaßen ganz herauszulesen; es wird auf den drei Straßen, über Bayreuth, Kronach und Coburg vormarschiert, indem je zwei Armeecorps auf einer Straße einander folgen; in der Mitte wird außerdem

*) An den Großherzog von Berg, Mainz, 29. September.

die Division Dupont, die Garde und die Reservecavallerie folgen. Was diese verhältnismäßig enge Vereinigung des Heeres bezweckt, erkennen wir in des Kaisers Schreiben an Soult*) ... *avec cette immense supériorité de forces, réunies sur un espace si étroit, vous sentez que je suis dans la volonté de ne rien hasarder et d'attaquer l'ennemi partout où il voudra tenir, avec des forces doubles* . . . Wahrhaftig, dieser Plan erscheint geradezu roh; denn kann es wohl etwas Primitiveres im Kriege geben, als dann, wenn man in jeder Hinsicht stärker ist, dem Feinde geschlossen und gerade auf den Leib zu gehen?

Am 7. waren das Ultimatum Knobelsdorffs und Friedrich Wilhelms III. Epistel bei Napoleon eingelangt; begreiflich ist, dass besonders letztere ihm nur ein mitleidiges Lächeln abgezwungen hat. Den Tag darauf sagt er zu seiner Armee:**) *on nous donne un rendez-vous d'honneur pour le 8: jamais un Français n'y a manqué; mais comme on dit qu'il y'a une belle reine qui veut être témoin du combat, soyons courtois, et marchons, sans nous coucher, pour la Saxe* . . . Damit war der Krieg von Napoleons Seite thatsächlich erklärt.

Auf Seite seiner Gegner war indessen folgendes geschehen:

Der Operationsplan vom 25. September, der, wie wir wissen, eine Offensive für den 11./12. October in Aussicht genommen hatte, war sowohl von Hohenlohe selbst, den er erheblich unterordnete, als von den Sachsen, die, auf Deckung ihres Landes bedacht, nicht auf's linke Saale-Ufer übergehen wollten, unmuthig aufgenommen worden. Musste ja doch die Theilnahme der Sachsen an der Offensive durch den König selbst mittelst Sendung des Generals von Phull an den Kurfüsten besonders erbeten werden. Indessen begannen die Heereskörper im großen Ganzen wirklich die befohlenen Bewegungen anzutreten, als man im Hauptquartier zu Naumburg am 3. October die falsche Nachricht erhielt, der Feind stehe mit ca. 70.000 Mann bei Neustadt-Königshofen, und daraus den Schluss zog, Napoleon habe es auf eine überraschende Besetzung des Thüringerwaldes abgesehen. Sofort taucht die Frage auf, ob die in's Auge gefasste Offensive unter diesen Umständen überhaupt noch ausführbar sei, und um darüber Klarheit zu ge-

*) Würzburg, 5. October.

**) *Ier bulletin de la Grande Armée Bamberg, 8 octobre.*

winnen, beruft der König einen Kriegsrath nach Erfurt, wohin er am 4. sein Hauptquartier verlegt und lädt Rüchel sowohl als Hohenlohe, die jetzt nahe genug heran sind, zu demselben ein.

Hier entrollt sich uns nun ein ganz eigenthümliches Bild. Am 4. schon trifft Massenbach in Erfurt ein und bearbeitet sofort den Generaladjutanten von Kleist und den Major von Rauch, um sie für seine Meinung, die entschieden gegen jede Offensive war, vorweg zu gewinnen. In der abends stattfindenden Vorberathung glaubt Braunschweig annehmen zu können, Napoleon werde bei Königshofen eine Stellung beziehen, damit es scheine, als trete er nicht als Angreifer auf; diese Ansicht stützt er auf Wahrnehmungen, die Lucchesini ehedem in Paris an der Person des Kaisers gemacht. Man gelangt jedoch zu keinem Resultat. Am 5. werden die Berathungen in Gegenwart des Königs fortgesetzt, und als der Monarch, der unaufhörlichen Meinungsdifferenzen müde, die Conferenz verlässt, einigt man sich endlich am Abend des 6. October zu folgendem Operationsplan:

Es wird beschlossen, den Thüringerwald nicht zu überschreiten; da alles darauf zu deuten scheint, dass der Gegner den eigenen linken Flügel angreifen wird, so ist ein Concentrieren der Armee nach demselben hin nothwendig und wird daher befohlen, dass,

die Hauptarmee mit ihrem Gros in die Linie Gotha-Erfurt, mit den Reservedivisionen nördlich Erfurt;

Hohenlohe in die Gegend von Hochdorf-Magdala;

Rüchel zwischen Eisenach und Langensalza

rückt, so dass man aus dieser Bereitschaftsstellung (leichte Truppen befanden sich im Thüringerwald, Vorposten von Fulda bis Stadt Ilm) sich rasch, sowohl nach rechts als nach links, concentrieren könne.

Die auf Grund dieser Beschlüsse erlassenen Befehle wurden erst am 7. hinausgegeben. Nun hatten jedoch die Truppen, in Befolg der früheren Befehle, an diesem Tage Stellungen erreicht, die sich mit den jetzt neuerdings bestimmten nicht mehr deckten; so dass von allen Seiten Verwirrung platzzugreifen begann. Am Abend dieses memorabeln Tages schrieb Scharnhorst, düsterer Ahnungen voll, „was man thun müsste, weiß ich wohl, was man thun wird, wissen die Götter.“

Der 7. und 8. October brachten nun soviel Licht über die Absichten Napoleons in's preußische Hauptquartier, dass kaum jemals eine Heeresleitung für ihre Entschlüsse klarer gesehen hat. Zunächst hatte sich Tauentzien vor den in's Bayreuthische einrückenden Franzosen in der Nacht des 7./8. und an diesem Tage selbst bis Schleiz zurückgezogen, wovon er Hohenlohe mehrfach Meldung that. Dann wurde von den Avantgarden der Hauptarmee gemeldet, bei Bamberg versammelten sich 75.000 Mann Franzosen. Ein auf Erkundung ausgesandter Officier brachte sichere Kunde von dem Abmarsch der ganzen französischen Armee nach deren rechten Flügel, so dass er sich nicht enthalten konnte, seiner Meldung den Vorschlag hinzuzufügen, es möge irgend etwas gegen die geradezu einen Flankenmarsch am Fuß der eigenen Stellung vollführenden Franzosen unternommen werden. Zum Greifen deutlich konnte man Napoleons Tendenz, am rechten Saaleufer vorzugehen, jetzt erkennen, und hat sie auch, zum Theile wenigstens, erkannt. Allein keineswegs wird der Abmarsch an die Saale, der ja für diesen Fall in Aussicht genommen war, unverweilt befohlen. Man entschloss sich nur dazu, die Armee nahe am linken Saaleufer bereitzustellen, jedoch erst für den 10. und unternahm gleichzeitig durch Rüchel einen Versuch, dem Gegner „Jalousie“ für seine rückwärtigen Verbindungen zu geben, indem man ein Corps, welches für diesen Zweck entweder viel zu stark oder viel zu schwach bemessen war, gegen den Main vorsandte. Es liegt in dieser Strategie eine Behutsamkeit, die militärisch unerklärlich scheint, deren Ursachen jedoch ziemlich klar zutage treten, wenn man sich erinnert, dass Friedrich Wilhelm III. noch immer, immer an die Möglichkeit friedlicher Lösung gedacht haben muss, wie aus seinem gewissenhaften Abwarten der Antwort auf das Ultimatum Knobelsdorffs zweifellos hervorgeht.

Sie traf, wie wir wissen, am 8. im Hauptquartier nicht ein; und so musste der König tags darauf, ob er nun noch wollte oder nicht, den Krieg erklären lassen.

III.

# DIE ENTSCHEIDUNG.

---

Am 8. October hatten französische Truppen bei Ebersdorf, wenige Kilometer vor Saalburg, zuerst mit den Preußen Fühlung genommen. Es stand in Saalburg ein Detachement von der Abtheilung Tauentziens, und zog sich dasselbe, als Murat, der die Franzosen commandierte, zu umgehen Miene machte, zurück und ab auf Schleiz. Saalburg wird von den Franzosen besetzt und nimmt Bernadotte eine Infanteriedivision des I. Corps an's rechte Ufer hinüber. Fächerförmig breitet sich die Cavallerie südlich der Saale nach beiden Seiten aus, während von der linken Colonne das V. Corps Coburg, das VII. Bamberg, von der rechten das IV. Münchberg, das VI. Bayreuth und von der mittleren das III. Kronach erreicht.

Wir kennen den Mangel an Entschiedenheit, der in den Beschlüssen des preußischen Kriegsrathes vom 8. vorgeherrscht. Die ganze Armee sollte zu eventuellem Uebergang über die Saale in Napoleons linke Flanke in der Linie Gotha-Erfurt-Magdala-Rudolstadt vereinigt, Tauentzien herangezogen, der Herzog von Weimar und Rüchel zu Operationen auf die rückwärtigen Verbindungen der Franzosen veranlasst, der Herzog von Württemberg mit dem Reservecorps auf Halle dirigiert werden. Durch die Detachements, die man auf Napoleons Rücken vorsandte, und die, wie hier im voraus bemerkt sein soll, nicht das Mindeste erreichten, entzog man der versammelten Macht ca. 12.000 Mann, die in der Linie Hünfeld-Schweinfurt mehr oder weniger unthätig standen. Aber auch im Hauptquartier kam man zu keinem Entschluss, ob und was zu thun sei. Man glaubte an zwei mögliche Fälle: Entweder Napoleon „honorierte“ die Stellung der preußischen Armee hinter der Saale, das heißt er griff sie an; dann

wollte man die Schlacht annehmen. Oder Napoleon sollte, während er am rechten Ufer vormarschierte, durch Vorstoßen der preußischen Armee in seine linke Flanke zur Schlacht unter ungünstigen Verhältnissen genöthigt werden. Allein weit war man jetzt, am 8. entfernt davon, wenn auch nur im Principe die Frage „Offensive-Defensive“ entschieden zu haben. Vorerst wollte man sehen, was der Gegner that.

## Der 9. October.

Wahrhaftig, wie nach dem uns bekannten Programm, rückt die französische Armee an diesem Tage vor.

Auf dem rechten Flügel erreicht Soult abends die Gegend zwischen Hof und der Elster, schiebt eine Avantgarde bis gegen Plauen vor, erfährt, dass der Gegner sich mit circa 1000 Pferden und einem Artillerietrain auf Gera abgezogen hat, eine Armee von 50.000 Mann zum Schutze von Dresden bei Freiberg stehe und meldet all dies um 6 Uhr dem Kaiser.

In der Mitte war das kaiserliche Hauptquartier während der Nacht nach Nordhalben vorgerückt; von dort aus ergehen die Befehle an Murat, Schleiz hinwegzunehmen und wird ihm zu diesem Zweck eine Infanterie-Brigade des I. Corps gegeben. Mit dieser Kraft führt er bei Oschitz ein mehrstündiges Gefecht mit den Vortruppen Tauentziens, der, zuerst entschlossen, bei Schleiz stehen zu bleiben, wovon er Hohenlohe Meldung thut, dann auf Neustadt abzuziehen sich entschließt, jedoch hiezu den Umweg über Auma wählt. Er überlässt die Führung seiner Arieregarde, bei der ja doch sein Platz gewesen wäre, einem Untergeneral, der, als Napoleon selbst erscheinend, Murat die sofortige Wegnahme des Ortes Schleiz befiehlt, durch taktisches Ungeschick eine Panik einreißen macht, die zu einem übereilten Abmarsch führt. 12 Officiere, 554 Mann hatte dieses Nachhutgefecht eines Detachements dem preußisch-sächsischen Heere gekostet, und berichtet wird, die moralische Einbuße sei sehr erheblich gewesen.*) Sofort nimmt das I. Corps Stellung vorwärts Schleiz, während die übrigen Staffel der mittleren Colonne entsprechend

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 215.

folgen; III. Corps Lobenstein, ein Theil der Garde Steinwiesen, Hauptquartier Ebersdorf, die Cavallerie überschreitet die Saale und klärt von Mühltruff bis gegen Pösneck auf.

Auf dem linken Flügel ist das V. Corps bis Gräfenthal, das VII. bis Coburg gekommen und ergeht vom großen Hauptquartier die Weisung an Lannes, Saalfeld womöglich zu nehmen, sollten jedoch dort überlegene Kräfte stehen, so würden dieselben von der mittleren Colonne in die Flanke genommen werden.

Bei den Preußen - Sachsen war indessen folgendes geschehen: Hohenlohe betheuerte zunächst in einem Schreiben an den Herzog, dass er gewillt sei, die Conferenzbeschlüsse auszuführen, das heißt, seine Armee nahe der Saale auf deren linkem Ufer bereitzustellen. Kaum war dieses Schreiben abgefertigt, so bewog Massenbach einen Wandel der Anschauungen beim Fürsten, indem er darthat, es sei bei Kahla-Rudolstadt kein Raum, das Corps zu versammeln, und der Fürst dürfe in seiner selbständigen Lage als Armeecommandant empfangene Weisungen und Befehle nicht zu wörtlich nehmen; er bewies die Nothwendigkeit, an's rechte Ufer zu gehen und bestimmte Anstalten zu treffen, um auf Mittelpöllnitz, wenn auch sonst aus keinem Grunde, so doch zur Aufnahme Tauentziens vorzumarschieren. Hohenlohe pflichtet diesen Anschauungen bei, und um 5 Uhr morgens des 9. meldet er seine Willensmeinung in das Hauptquartier. Aus demselben erhält der Fürst um 3 Uhr nachmittags einen Brief von Braunschweig, in welchem derselbe ganz bestimmt verlangt, Tauentzien habe zur Deckung von Dresden über Gera-Altenburg dahin abzugehen. Nun will dies Hohenlohe nicht, vielmehr gedenkt er den General an sich zu ziehen, und nicht wagend, dem empfangenen Befehl geradezu entgegenzuhandeln, sendet er Tauentzien einen Brief, in welchem er ihm die Wahl, ob er zu ihm, dem Fürsten, oder nach Dresden gehen wolle, unbedenklich überlässt. . . . . schlechterdings kann ich Ihnen nicht befehlen, dazubleiben, und bitte daher Ew. Hochgeboren, nachdem Sie das herzogliche Schreiben und meine Antwort *) darauf werden gelesen und reiflich erwogen haben, Ihren Entschluss fassen zu wollen. . . . Wahrhaftig, selbst in unseren Tagen der zum System erhobenen Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung bedarf dieses

*) Konnte bisher in den Akten nicht aufgefunden werden.

Verhalten des Armeecommandanten einem Detachementsführer gegenüber irgendwelchen Commentars.

Nun war, wie wir wissen, der Fürst entschlossen, an's rechte Saaleufer zu gehen; jedoch er hält die betreffenden Befehle den ganzen Tag zurück bis abends ein Brief von Braunschweig und Tauentziens Bericht über das Gefecht von Schleiz einlangen. Der erstere ist plötzlich kein Befehl mehr, ja nicht einmal eine Directive, indem es „der Einsicht des Fürsten anheimgestellt wird," ob er die auf dem rechten Saaleufer stehenden Sachsen an sich ziehen wolle oder nicht; nur wird die Bestimmung Tauentziens auf Dresden erneuert entschieden betont. Der zweite relationiert in höchst günstiger Weise über das gehabte, wie wir wissen ungünstige Rückzugsgefecht und stellt das Eintreffen von Tauentzien bei Hohenlohe für den nächsten Tag in Aussicht. Hohenlohe entschließt sich nun, die Motive sind nicht überliefert, seine preußischen Divisionen links der Saale und die Sachsen rechts derselben stehen zu lassen, und in beweglichen Tönen ist das Schreiben gehalten, in welchem Braunschweig gemeldet wird, er entsage seinem Plane, über die Saale zu gehen, der, wenn zustande gekommen, wahrscheinlich zu großen Resultaten geführt haben würde.

Und so steht denn der preußische linke Flügel am Abend dieses Tages wie folgt: Die Sachsen zwischen Roda-Mittelpöllnitz, bei Triptis Tauentzien, bei Neustadt-Pösneck ein schwaches Detachement aller Waffen; die Division der Avantgarde unter Prinz Louis Ferdinand zwischen Saalfeld-Rudolstadt, die Division Grawert bei Orlamünde-Spahl, der Rest des Corps bei Jena-Magdala. Den Divisionscommandanten wohnt keine bestimmte Tendenz inne; der Fürst kündigt an, er werde am nächsten Tage seine Entschlüsse fassen.

Die Hauptarmee stand bei Erfurt; der König erließ an diesem Tage das übliche Manifest und eine Proclamation an die Armee. Ein Entschluss, ob Offensive oder Defensive, auch nur in den allerallgemeinsten Zügen, im Princip gleichsam, ist noch nicht gefasst; zwischen dem 10. und 11. gedenkt man zu einem solchen zu gelangen.

Wenn man nun einen Blick auf die beiderseitige Lage an diesem Tage thut, so erkennt man leichtlich folgendes: Das

Mechanische betreffend, so scheint uns ein Gegensatz der alten und neuen Strategie vorhanden zu sein, der in der größeren Versammlung der französischen Armee zum Ausdrucke gelangt; ein Blick auf die Karte hilft über lange Gemeinplätze hinweg, die man an das Verhältnis knüpfen könnte. Das Psychologische betreffend, so erhellt aus dem historischen Material, dass die Truppen von Schleiz arg erschüttert waren; dass bei der Armee Hohenlohes, die Sachsen inbegriffen, an diesem Tage zum erstenmal gehungert ward; dies Factum gehört wohl eher in's Psychologische als in's Mechanische des Krieges. Wir nehmen wahr, wie, scheinbar accidentiell, die Kampfmittel auf verbündeter Seite von der Thätigkeit des Krieges bereits angegriffen zu werden beginnen. Die Führung ist, wie wir wissen, bei den Franzosen ihrem Programme treu geblieben, sie geht unentwegt nach demselben vor, von Zweifeln in den höchsten Stellen ist die Rede nicht; wie es bei den Gegnern damit bestellt war, haben wir gesehen; noch heute weiß man nicht, was man will, und der am Feinde befindliche Armeecommandant disponiert völlig nach eigenem Ermessen.

## Der 10. October.

Die französische Armee setzt im großen Ganzen ihren Marsch gerade fort; mit dem linken Flügel trifft sie den Gegner und erfolgt daselbst ein Gefecht.

Lannes setzte nämlich seinen Marsch auf Saalfeld fort mit der offenbaren Absicht, sich rasch dieses Überganges zu bemächtigen. In seinem Eifer unterlässt er es, Augereau, der hinter ihm marschiert und schon zurückgeblieben war, hievon in Kenntnis zu setzen. Indess gewinnt der Marschall, vor Saalfeld angekommen, den Eindruck eigener Überlegenheit und ohne Zögern entschließt er sich zum Angriff.

Am 8. October hatte Prinz Louis Ferdinand von Preußen, eine von Thatendrang und kühnem Muth überschäumende Natur, der es jedoch an scharfem und kritischem Verstande zweifellos gefehlt hat, das Commando der Avantgardedivision Hohenlohes übernommen. Am 9. stand er bei Rudolstadt und hier erhielt er durch einen Officier des Generalstabes Nachrichten von Hohen-

lohe dahin, derselbe gedenke über die Saale und in der Gegend von Mittelpöllnitz offensiv vorzugehen. Der Prinz erblickt nun seine Aufgabe darin, diese Bewegung durch eine Stellung, etwa bei Neustadt, gegen etwaige Störung von Schleiz her, wo der Feind hauptsächlich sich befinden soll, zu verschleiern und zu sichern. Dem König und dem Fürsten theilt er diese seine Absicht vom 9. mit und bittet zugleich um Sicherung des Saalfelder Überganges durch Truppen der Hauptarmee, sobald er selbst auf Neustadt abgezogen. Als nun die Recognoscirungen ergaben, dass der directe Weg von Rudolstadt nach Pösneck nicht praktikabel sei, erkennt der Prinz, er müsse den Umweg über Saalfeld nehmen, und so disponiert er noch während der Nacht eine Bereitstellung seiner Truppen für den nächsten Morgen auf der Straße dahin. Indessen erwartete Prinz Louis Bescheid und etwaige Befehle und als diese nicht kamen, geht er, annehmend, der Offensivgedanke Hohenlohes bestehe weiter fort, am Morgen des 10. auf Saalfeld vor, mit der Absicht, dort an's rechte Ufer und von da auf Pösneck-Neustadt zu gehen.

Auf dem Wege erhielt der Prinz die Meldung, das zum Schutz des Saalfelder Überganges aufgestellte Detachement werde stark gedrängt, es sei bis an die Stadt zurückgegangen und bedrohe der Gegner die Straße. Nun ist über die Motive, die den Prinzen zu dem bald erfolgenden Angriff bestimmten, nichts mit Sicherheit bekannt. Hohenlohe hatte ihm einen Officier zugesandt, der ihn zu verständigen hatte, die Offensive sei aufgegeben, und möge der Prinz auf keinen Fall angreifend vorgehen; man weiß nun nicht, ob und wann, und wenn ja, ob in ihrem vollen Umfang Prinz Louis Ferdinand diese Nachricht erhielt; von Lettow-Vorbeck nimmt an, der Prinz habe sie erhalten, dies gehe aus der Richtung seines Rückzuges — Rudolstadt — hervor, den er antrat, als sich das Blatt bei Saalfeld zu wenden begann. Allein wer weiß, ob nicht die taktische Lage vor der Stadt an sich schon eine solche war, dass Prinz Louis einen Übergang durch dieselbe für unmöglich, oder wenigstens als gewagt ansah und dass sein Rückzug zunächst eben ein rein taktischer, vielleicht gegen seine bessere strategische Überzeugung war? Es kommt so häufig, man möchte fast sagen, meistentheils vor, dass der Führer im Augenblicke, wo er erkennt, er müsse weichen, oder

seine Truppen wichen schon, den strategischen Gedanken halb unfreiwillig zurücktreten lässt gegen den taktischen Wunsch, durch gerades Zurückgehen möglichst bald aus der Sphäre des Gegners zu kommen. Die Erhaltung gefährdeter Truppen scheint das Nächste zu sein; ihre Verwendung weiterhin gedenkt man später zu bestimmen; und dies ist nichts als natürlich. Indessen muss man gestehen, dass für Saalfeld die Lage, wie sie war, nicht mehr völlig bekannt ist.

Der Marschall Lannes hatte gegen den Ort immer mehr Kräfte entwickelt, und die, so durch das Defilé nachfolgten, zog er meist links heraus, sich stets verlängernd. Vor der Stadt standen die preußischen Bataillone in ungleichem Kampf den Schützen der Franzosen gegenüber und alles deutete darauf, der Rückzug werde unvermeidlich sein. Da unternahm es denn der preußische Alcibiades, durch einen offensiven Vorstoß den Abzug seiner Truppen zu ermöglichen. Mit Echelons und bataillonsweise wurde gegen die im coupirten Terrain befindlichen zahlreichen Tirailleurs avanciert, und kein Wunder ist, dass die preußischen Truppen erschüttert zu werden begannen. Sofort werfen sich zwei französische Husarenregimenter auf die feindliche Artillerie; es entwickelt sich ein Reiterkampf, in welchem die deutschen Schwadronen geworfen und der ritterliche Führer selbst getödtet wird. Nun entsteht eine unglaubliche Panik unter den Preußen, die, heftig verfolgt, nach allen Richtungen fliehen; bald existirte die Avantgardedivision nicht mehr; 29 Officiere, 17—1800 Mann, 34 Geschütze von den 40, die am Gefechte theilgenommen, sind ein schrecklicher Verlust, wenn man bedenkt, dass zur Offensive eigentlich nicht mehr als $3^1/_2$ Bataillons und 10 Escadrons verwendet worden sind. Auffallender wird diese Thatsache durch das Nichtvorhandensein irgend einer Zahlüberlegenheit auf Seite der Franzosen. Alles, was Lannes zur Verfügung hatte, die Division Suchet nebst zwei Reiterregimentern betrug ca. 12.000 Mann, wovon kaum mehr als die Hälfte am Gefechte theilgenommen hat. Wenn man nun nach den Ursachen für diese Katastrophe frägt, so sind bis vor kurzem die französischen Tirailleurs als solche angesehen worden, während Oberst von Lettow-Vorbeck, auf Quellen ersten Ranges gestützt, beweist, die Entscheidung sei durch einen Angriff geschlossener französischer

Massen erfolgt, mithin sei nicht die neue Taktik die Ursache gewesen. Ersichtlich ist, dass beide Meinungen in Einseitigkeit befangen sind. Der Geist der napoleonischen Taktik scheint nicht stets völlig aufgefasst zu werden und nachdem decennienlang nach dem Abgang des größten Generals der neuen Zeit die Schützen seiner Schule kritiklos als das Arcanum der Erfolge hingenommen worden sind, erfolgt jetzt gemach die Reaction, die, auf stets neu zutage tretende Quellen gestützt, uns glauben machen will, die *ultima ratio* napoleonischer Taktik sei doch stets das Ansetzen geschlossener Körper gewesen. Wir behalten uns vor, später über diese Dinge zu reden und in umfassender Art; denn so wie bei Saalfeld, ebenso haben auch bei Jena die Franzosen gefochten.

Auf den Lärm des Kampfes von Saalfeld war von allen Seiten und aufmerksamen Ohrs gehört worden. Napoleon vernahm denselben, als er im Laufe des Tages mit seinem Hauptquartier von Ebersdorf auf Schleiz vorging. Um 8 Uhr morgens spricht er in einem Briefe an Soult seine Gedanken über die Lage aus . . . er könne so rasch nicht vor, als er es gerne wollte; indessen sei bei Schleiz ein gutes Schlachtfeld für 100.000 Mann vorhanden; bald hoffe er mit Lannes, der die Saale demnächst überschreiten soll, in Verbindung zu sein. Als Soult den Abmarsch des Gegners auf Plauen und vom Vorhandensein einer Dresden deckenden Armee berichtet, glaubt der Kaiser mit aller Sicherheit in Gera den Versammlungspunkt des Gegners zu sehen. Demgemäß ergehen die Detailbefehle, welche die Hauptmasse der Corps in der Erwartung, das bei Saalfeld gehörte Gefecht sei glücklich abgelaufen, das heißt Lannes am rechten Saaleufer angekommen, auf verschiedenen Wegen gegen Gera in Bewegung setzten. Die französische Cavallerie leistet an diesem Tage nicht das, was die Theorie heute von einer solchen verlangt und hat thatsächlich nicht genug gethan, um die strategische Lage zu klären. Doch hatte dies zum Theil in marschtechnischen Schwierigkeiten seinen Grund.

Am Abend haben die Truppen folgende Punkte erreicht: linker Flügel V. Corps Saalfeld; VII. Neustadt;*) Mitte I. Corps Auma; III. Schleiz; ein Theil der Garde Bamberg; rechter Flügel

*) An der Haide.

IV. Corps (wegen Ausbleiben von Befehlen aus dem Hauptquartier) erst Plauen; VI. Tanna; Bayern Culmbach; die Cavallerie steht von Pösneck bis Mittelpöllnitz.

Hohenlohe hatte, wie wir wissen, seine Entscheidungen für den 10. in Aussicht gestellt. Zunächst verlegte er sein Hauptquartier von Jena nach Kahla, und äußerst bedächtig setzte er sich sodann auf Neustadt*) in Bewegung, wo die sächsischen Generale ihn zu erwarten hatten; um Mittag etwa trifft er in der Nähe des Ortes ein und erfährt Thatsächliches über die Niederlage Tauentziens von gestern und kann gleichzeitig aus dem Kanonendonner von Saalfeld auf ein Gefecht des Prinzen Louis schließen. Plötzlich entschließt sich der Fürst, alle seine Truppen, auch die Sachsen, an's linke Saaleufer zu nehmen, und nachdem er an General von Zetzschwitz die bezüglichen Befehle gegeben, kehrt er nach Kahla zurück. Während er bei der Tafel sitzt, erhält er Nachricht von der Affaire zu Saalfeld und dem Tode des Prinzen Louis. Nachdem der Fürst für Aufnahme der zersprengten Truppenreste gesorgt und eine möglichst dichte Vereinigung seiner Armee in's Auge gefasst, ordnet er den Obersten von Massenbach mit der Hiobspost in's Hauptquartier ab.

Daselbst hatte man, da ein Vorgehen der Franzosen rechts der Saale unzweifelhaft erschien, sich endlich entschlossen, die Bewegung an den Fluss zu beginnen; im Laufe des Tages rückt die Armee von Erfurt nach Blankenhayn ab; recht unkriegerisch ist es, so hören wir, auf diesem Marsche zugegangen. Als nun die Nachricht von der Saalfelder Katastrophe eintrifft, wirkt sie wie ein Donnerschlag auf das Hauptquartier. Jeder gab, auch ungefragt, seine Meinung selbst dem Könige gegenüber ab . . . . . es ist unglaublich, wie schnell dabei für diesen Moment die Schranken der bisher bestandenen Militärhierarchie schwankten; die Sache war wahrhaft trostlos . . . erzählt ein Augenzeuge. Folgendes ist nun in dürren Worten das Resultat der Erwägung. Offensiv auf's rechte Saaleufer zu gehen, daran wird nicht mehr gedacht, erstens weil es zur Bereitstellung der Kraft hiezu zu spät ist, und zweitens das Uebergehen über die Saale an sich örtliche Schwierigkeiten besitzt, die durch die Anwesenheit des Gegners am rechten Ufer zu militärischen Unmöglichkeiten werden können;

*) An der Orla.

so wird wohl eine Flankenstellung hinter dem Flusse das beste sein, und rückt die Hauptarmee nach Weimar, Hohenlohe nach Jena, Rüchel und Blücher zwischen Erfurt und Weimar, und der Herzog von Weimar geht mit seiner Avantgarde nach Gotha zurück. Es macht dieser Plan sehr den Eindruck, als ob man denselben mangels eines bessern, als Nothbehelf gewissermaßen, gefasst haben würde; denn in der That konnte er nur ein Provisorium sein.

In Wirklichkeit hatten am Abend des 10. die Truppen folgende Stellungen inne: Hohenlohe stand zwischen Spahl—Orlamünde—Kahla; die Hauptarmee bei Blankenhayn, Reservedivisionen Weimar; Rüchel in Erfurt, Blücher jenseits Gotha, Winnig bei Vach und der Herzog von Weimar bei Meiningen; letzterer wollte eine Demonstration auf Coburg thun. Berichtet wird, dass an diesem Tage bereits in allen Theilen der Armee eine lebhafte Missstimmung platzzugreifen begann infolge des resultatlosen Hin- und Hermarschierens, sowie der Unglücksbotschaft von Saalfeld; das Zutrauen zu den Führern begann sichtlich zu schwinden und einzelne Generale verloren völlig den Kopf.

Versuchen wir es, mit allgemeinem Blick auf die Gesammtsachlage zu schauen. Feststeht, dass einer der aller-, aber schon allerwichtigsten, vielleicht einer der wenigen wahrhaft „unveränderlichen“ Grundsätze der Feldherrnkunst von der verbündeten Heeresleitung verletzt worden war, indem der Krieg mit einem erheblichen Echec, für den jene voll die Verantwortung trägt, begann. *Nothwendig ist es für eine Armee, die nicht sehr kriegsgewohnt und durch eigene Erfahrung von ihrem Werte völlig überzeugt ist, dass sie für den Krieg geradezu trainiert werde*, indem der Feldherr um jeden Preis kleine Erfolge im Anfange sucht, Erfolge, welche er durch Anwendung mechanischer Mittel erreicht und vorurtheilslos verwertet. Nicht vom mechanischen Standpunkte leuchtet dieser gewaltige Grundsatz ein, wohl aber von dem des Kriegspsychologen. Wenn man sieht, wie der Führer des von Siegeszuversicht erfüllten französischen Heeres seinen Marschällen stets und stets wiederholt, sie hätten die taktische Entscheidung dann nur anzunehmen, wenn es unzweifelhaft sei, sie werde eine günstige sein; wenn man sich jener unsterblichen Apriltage des Jahres

1796 erinnert, in denen der junge Revolutionsgeneral sein zum Kriege völlig ungeeignetes Heer im Kriege bildet, indem er zweckbewusst die Zahlübermacht dorthin führt, wo sie vom örtlich unendlich schwächeren Gegner ganz einfach nicht geschlagen werden kann, sondern ihn, **ohne tapferer, kriegsgeschickter zu sein,** durch ihre Stärke einfach schlagen muss; und, dies wiederholend, sein Heer, ohne dass dasselbe recht klar darüber wird, was mit ihm geschehe, von seinem eigenen Werte gleichsam überzeugt, wodurch die kriegerische Tugend im nachhinein hervorgerufen wird; — dafür allerdings den Spott der späteren Männer der Zunft zu tragen verurtheilt ist, die es ihm nicht verzeihen, wenn er in seinen Ansprachen und Heerbefehlen den Erfolg vergrößerte, das Missgeschick verdeckte, mithin log, um seine Armee **glauben** zu machen, als ob sie sehr tapfer sei, wodurch sie wirklich tapfer wurde; — so fällt es einem wie Schuppen von den Augen, worin in diesem Punkte die Kunst des Feldherrn liegt. Wahrhaftig, die Kriege bis nunzu hat er derartig geführt, dass er vor allem sein Heer moralisch erhob, indem er kleine, jedoch glänzende Erfolge vorwegnahm, durch welche die Qualität der Truppen beständig mächtig wuchs. Wohl klingt es paradox und doch mit vollster Ueberzeugung sagen wir: Erst nach Ulm gab's eine große Armee; das Dreifache von dem wog das Heer auf dem Wege vom Lech nach Wien, was es von Boulogne an die Donau gewogen. Hier ist das Feld, auf dem sich eine Feldherrnnatur ersten Ranges bewährt. Sie sucht bewusst und zweckessicher einleitende Erfolge auf, nicht wegen des mechanischen Gewinnes, sondern aus seelischen Gründen; während tüchtige, doch häufiger seiende Soldatennaturen die Früchte des ersten accidentiellen Erfolges befriedigt und froh überrascht erkennen, vielleicht auch zu verwerten wissen, ohne ihn jedoch bewusst und zweckessicher vorbereitet und herbeigeführt zu haben.

Es lag in der ganzen Geistesrichtung im preußischen Heer, dass man die Nothwendigkeit dieses gierigen Erhaschens einleitender Erfolge nicht erkannt, vielleicht sogar, sich selbst überschätzend, unbewusst darauf verzichtet hat.

Was nun das Mechanische betrifft, so zeigt ein Blick auf die Karte, dass die preußische Armee am Abend dieses

Tages — man sage was man wolle — mindestens so gut, wenn nicht besser versammelt war, als die Truppen der Franzosen. Endlose Kritiken hat die Lage hervorgerufen und nachmals hielt jeder dafür, es sei zu dieser Zeit die Situation auf deutscher Seite so schlecht doch nicht gewesen. Besonders die Frage, ob ein Übergang über die Saale und ein Angriff auf Napoleon wohl auszuführen war, wurde mit Zirkel und Lineal sowohl für als gegen entschieden. Vergessen wir für einen Augenblick die innere Beschaffenheit beider Armeen und den Geist, der an oberster Stelle hüben wie drüben geherrscht; fassen wir die lebendigen Kriegsmittel etwa so in's Auge, — rein materiell — wie sie die Signaturen der Karte uns zeigen; nehmen wir an, die Qualität sei auf beiden Seiten die gleiche gewesen, völlig die gleiche, und messen wir lediglich Entfernungen und Zahlstärken ab: so kann kein Zweifel bestehen, dass es physisch sehr wohl möglich war, mehr deutsche als französische Truppen zum Kampfe auf einem Punkte zu vereinen; es leuchtet aus dem mechanischen Bilde ein, dass die Aussicht für den Erfolg der Franzosen auf der Fläche des Papiers durchaus nicht zu sehen ist.

Aber ein großer Gegensatz der Tendenzen tritt anschaulich hervor.

Stellen wir diesen in den Calcul, so sehen wir auf Seite der Franzosen mit dürren Worten nichts als den Wunsch, an den Gegner zu kommen; dieser Wunsch, einfach, bescheiden, bar aller Zeichen der sogenannten Kunst, beherrscht Napoleons gesammte Strategie. Bei den Verbündeten erkennen wir, wie unter dem betäubenden Eindruck der ersten Niederlage zunächst beschlossen wird, sich hinter einen festen Abschnitt, die Saale, zu ziehen und, alle Vortheile des Terrains benutzend, die Heere soviel als möglich vereinigt aufzustellen. Napoleon sucht die taktische Entscheidung, die Verbündeten erwarten sie; auf diese Entscheidung kommt es somit an.

Die Preußen-Sachsen bleiben stehen; kann es ein angemesseneres Benehmen geben — denken wir uns in die Lage jenes Tages, indem wir, was kam, vergessen — als die Kampfmittel möglichst zusammenzuziehen, um sodann der „stärkeren Form“, der Defensive, die besten Seiten abzugewinnen?

Man sage nicht: Die Defensive war hier erzwungen und so hat sie in sich den Keim des Misserfolges gehabt; das sagen wir, die wir den Ausgang kennen, und haben im nachhinein den Angriff als die rettende That angesehen. Die Defensive ist ja fast stets aufgezwungen, das heißt, die Umstände verlangen sie und doch führt sie gar oft zum Erfolge; um der Defensive willen begibt sich niemand in die Defensive; stets glaubt man zu derselben genöthigt zu sein. War die große Defensivschlacht Austerlitz nicht Napoleon aufgezwungen? und doch gewann er sie. Wo ist der Krankheitskeim einer unfreiwilligen Defensive in dieser als solchen zu sehen? Bekennen wir es nur immer frank und frei heraus: keiner von uns hätte an Braunschweigs Stelle anders gehandelt; die Vertheidigung, als nothwendig erkannt, musste vorurtheilslos hingenommen werden.

Es ist jedoch ein großer Unterschied der Art, in der wir das Gesetz des Gegners empfangen. Thut man es mit stillen, wohldurchdachten Vorbehalten, so verliert es viel von der am Tage liegenden Gefahr; nimmt man es wohlberechnet, provisorisch gleichsam, auf sich, so kann es recht eigentlich die Handhabe zum Enderfolge sein. Bedenklich jedoch ist, wenn man sich willenlos, absichtslos, unbewusst, mangels eines bessern, ohne jeden Hintergedanken in die Vertheidigung begibt.

Auch dies war bei der preußischen Armee keineswegs der Fall; weitgehende Pläne tauchten mehrfach auf, man nahm die Lage nur als Übergang zu neuem, entscheidendem Thun.

Auch wenn man das Bild mit allen seinen Tönen auf beiden Seiten erfasst, muss sich die Aufrichtigkeit des Nachgeborenen gestehen, dass er jetzt, am 10. October abends, den Ausgang keineswegs vorhersehen, kaum vorausahnen kann.

Der einzige Lichtstrahl in dem Chaos, welches den aufrichtig und vorurtheilslos nach der Wahrheit Forschenden annoch umfängt, ist der in Napoleons Brief an Marschall Soult fast leidenschaftlich ausgesprochene Wunsch nach einer Schlacht, möge sie ihm nun aufgenöthigt werden oder er selbst der Angreifer sein.

## Der 11. October.

Der Glaube Napoleons, als stünde die feindliche Hauptmacht bei Gera, war in seinem Reiterführer Murat, eben weil dieser Glaube der des Kaisers war, zur vollsten Überzeugung geworden und blieb er derselben treu, als die von allen Seiten, besonders von Roda her, den Abmarsch der Sachsen nach Westen meldenden Nachrichten der Reiterei bereits errathen ließen, dass dem nicht so sei. Um sich Klarheit über die Lage zu verschaffen, eilt Napoleon selbst auf Gera vor und nach einer sofort befohlenen scharfen Recognoscierung gegen eine eben abrückende feindliche Colonne erkennt er bis zur Evidenz, dass er sich getäuscht und der Gegner höchstwahrscheinlich jenseits der Saale stehe; nachdem der Kaiser anbefohlen hatte, alles aufzubieten, um zu erfahren, wo der Gegner sei, begibt er sich gegen Abend nach Auma zurück, wo sich heute das Hauptquartier befindet.

Indessen waren die französischen Corps gemäß den früheren Befehlen auf Gera vormarschiert und standen sie am Abende des Tages wie folgt vertheilt: Murat und Bernadotte in Gera, Soult vor Weida, Ney in Schleiz, Davout in Mittelpöllnitz, Lannes in Neustadt, Augereau bei Saalfeld, die Baiern in Kronach, die Garde bei Lichtenfels.

Nachdem nun während des Abends Nachrichten im Hauptquartier eingegangen sind, erlässt der Kaiser um die Mitternacht seine Dispositionen für den folgenden Tag; dieselben werden in den ersten Morgenstunden des 12. — auf welche Nachrichten hin, ist nicht ganz klar — theilweise wieder abgeändert; sie bezwecken im allgemeinen eine Linksschwenkung der ganzen Armee gegen die Saale, hinter der der Gegner stehen soll, und gewinnt die Idee des Kaisers, denselben nördlich zu umgehen, beziehungsweise von seinen Staaten abzuschneiden, dadurch greifbare Gestalt, dass er eine förmliche selbstständige Armee bildet und auf Naumburg ausholen lässt. Befohlen wird, dass Davout direct, Murat und Bernadotte über Zeiz auf Naumburg gehen sollen, wobei sie alles aufzubieten haben, festzustellen, ob der Gegner wirklich bei Erfurt steht; Lannes geht auf Jena, Augereau auf Kahla, Ney nach Mittelpöllnitz, Soult nach Gera, wohin das Hauptquartier verlegt wird und alle noch rückwärts befindlichen Truppen sowie Parks zu dirigieren sind.

In Briefen an die Marschälle spricht sich des Kaisers Auffassung von seiner Lage aus. Mit einem Wort, er hofft sehr bald den Feind zu fassen und zweifelt keinen Augenblick am glücklichen Erfolg. Wie wohl er von den Vorgängen im Hauptquartiere des Gegners unterrichtet ist, zeigt eine Stelle seines Briefes an Lannes vom 12. 4 Uhr morgens: . . . *toutes les lettres interceptées font voir que l'ennemi a perdu la tête. Ils tiennent conseil jour et nuit et ne savent quel parti prendre* . . . Die bisherigen Erfolge hält er seinen Unterführern, dieselben zweckmäßig übertreibend und aufbauschend, als Aussichten zu neuen Erfolgen vor, wenngleich sich Mahnungen finden, vorsichtig zu sein, um nicht etwa einzeln im Marsch geschlagen zu werden.

Traurig und augenscheinlich immer unglückdrohender verlief der Tag bei der preußisch-sächsischen Armee.

Die Truppentheile führten die Befehle des Vortages, die Versammlung betreffend, aus; in niedergeschlagener Stimmung, denn Saalfeld war allenthalben bekannt geworden und es begann offen und ungescheut die Kritik der Unfähigkeit der obersten Führer. Verpflegungsschwierigkeiten führten dahin, dass viele Truppen hungerten, und so fielen bei der Hauptarmee, nach Beziehen der Biwaks, gröbliche Excesse vor.

Braunschweig begann den Kopf zu verlieren; sehr zur Unzeit, wie es scheint, trat Scharnhorst mit allerlei Plänen hervor, die der Greis natürlich ohneweiters anzunehmen sich nicht entschließen konnte, und die Folge davon waren Auseinandersetzungen heftiger Natur zwischen dem Feldherrn und seinem Generalstabschef. Wohl regte sich das Bedürfnis, Nachrichten über den Feind zu gewinnen; der König selbst griff, wie anzunehmen ist, in diesem Punkte ein; indessen war das positive Resultat der Recognoscierungen, weil zu spät am kurzen Octobertage befohlen, gleich null.

Hohenlohe verlegte sein Quartier von Kahla nach Jena zurück und suchte sich unterwegs über die augenblickliche Lage Aufklärung zu verschaffen; er empfing die Truppenreste der Avantgarde-Division und gab ihnen seine Zufriedenheit mit ihrem Verhalten bei Saalfeld zu erkennen. In Jena angekommen, setzte er sich eben zur Tafel, als ihm der Anmarsch Tauentziens gemeldet ward. Kaum hatte er sich erhoben, um die Tapferen

von Schleiz zu begrüßen, als in den Straßen der Stadt sich urplötzlich ein gewaltiger Tumult erhob; die Franzosen sollten vor den Thoren angekommen sein, und so entsetzend wirkte diese Nachricht auf die Truppen, dass sogleich die heilloseste Unordnung entstand; alles floh; Geschütze wurden im Stiche gelassen; die Waffen warf man weg; kurz es war eine Panik, die in der ganzen Kriegsgeschichte kaum ihresgleichen hat.*)

Als die Ordnung nothdürftig wieder hergestellt war, war an ein geordnetes Lagern nicht mehr zu denken und bunt biwakirte alles dort durcheinander, wo es gerade stand; dazu hungerten die Truppen in empfindlicher Weise.

Verschiedene Nachrichten hatte Hohenlohe erhalten, die auf eine bereits begonnene, vielleicht sogar schon ausgeführte Umgehung gegen Naumburg wiesen; jedoch nichts geschah, um sich Klarheit hierüber zu verschaffen, und wahrscheinlich ist sogar, dass die vom König selbst auf Recognoscierung ausgesandten Officiere, in den Jenaer Allarm hineingerissen, auf ihre Bestimmung völlig vergaßen.

Am Abend standen die Truppen etwa wie folgt: Hohenlohe mit Tauentzien und den Sachsen um Jena, linkes Saaleufer, die Übergänge zwischen Kahla-Dornburg werden besetzt; die Hauptarmee steht bei Umpferstädt; Rüchel und Blücher vereinigt östlich von Weimar; Winnig noch immer bei Vach; der Herzog von Weimar, den man zuerst angewiesen hatte, sich zur Hauptarmee zu ziehen und dann, er solle eine Demonstration in des Gegners linke Flanke thun, stand zersplittert zwischen Vessra-Römhild-Hildburghausen.

Wieder fällt uns an diesem Tage, wenn wir den Blick zur allgemeinen Lage erheben, die größere Versammlung der deutschen Heerestheile auf. Allein nicht erhellt, wozu man dieselbe zu benützen gedenkt; an einen Angriff denkt man nicht; den Abzug will man nicht ohne entscheidenden Kampf beginnen; mit ungläubigem Hochmuth und abweisend nimmt Hohenlohe die Nachricht von einer feindlichen Umgehung hin. Ersichtlich fühlt man, dass sich etwas vorbereitet; man ahnt, die Entscheidung stehe vor der Thür. Allein, nicht in der Lage, wie man zu sein glaubt, zwecks einer energischen Offensive über die

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 274.

Saale, die man eben zwischen sich und den Gegner gebracht, zu gehen, wartet man in fatalistischer Ruhe die Entwicklung der Dinge ab. Man war, wie historisch erwiesen ist, an diesem Tage bereits rathlos geworden und wusste nicht, was anzufangen sei. Eine Passivität, der man sich willenlos überlässt, lässt sicherlich nichts Gutes ahnen.

Mächtig hatte der Zersetzungsprocess, den die kriegerische Friction in jedem Heereskörper erregt, an diesem Tage Fortschritte gemacht. Schwerer noch als die Ermüdung der Truppen, als der Mangel und die Noth wog die Nervosität des Soldatenmaterials, die am Nachmittag in Jena so traurig zur Darlegung gekommen war. Ohne mit der menschlichen Unvollkommenheit allzu hart in's Gericht zu gehen, muss festgestellt werden, dass Paniken dieser Art im Biwak oder Quartier fast unverzeihlich sind, indem sie den gänzlichen Mangel an Einfluss beweisen, den der Officier auf seine Leute, in so übersichtlichen und leichten Verhältnissen schon, hat.

Napoleon sehen wir weiter auf der Suche nach dem Gegner. Die Wissenschaft hat nicht gezögert, ihm daraus, dass er ihn nicht dort fand, wo er ihn suchte, einen Vorwurf zu machen. Den Schleier über eine solche Wissenschaft, die, von den Erfolgen einer unerhörten kriegerischen Gestalt blind und verwirrt gemacht, nicht weiß, wie mühevoll und ungewiss gar oft der Weg sein kann, den der Meister zum Erfolge gieng. Wohl bleibt die Thätigkeit der Cavallerie in diesem Kriege erheblich hinter dem strategischen Aufklärungsphantom der Wissenschaft unserer Tage zurück; Napoleon kann manches vorgeworfen werden; warum hat er das strategische Reiterideal, das wir heute noch lange nicht so erreicht haben, wie die Wissenschaft es wünscht, nicht damals schon erreicht? Stets vergisst man bei solcher Kritik, dass die Reiterei des ersten Kaiserreiches vor allem eine Schlachtenwaffe war, die für die Schlacht möglichst zu erhalten, dem Feldherrn am Herzen lag und am Herzen liegen musste; mag sie immerhin nicht genug gehört und gesehen, erspäht und erschnüffelt haben. Aber gibt es wohl einen imposanteren Beweis von Napoleons Fähigkeit, die Wahrheit herauszuahnen, als die Thatsache, wie er, in Gera angelangt, sofort den wahren Sachverhalt erräth? und von seinem zweckbewussten Können, indem

er, die neue Lage blitzschnell erfassend, dieselbe durch eine rasche Umgehung soweit als möglich auszubeuten sucht?

Der Geist des 11. October auf napoleonischer Seite ist: Hier habe ich den Gegner nicht gefunden; dort wird er stehen; sofort und auf den kürzesten Wegen an ihn; denn ich erinnere mich, dass ich um jeden Preis eine Entscheidungsschlacht suche.

Nicht in den Truppensignaturen sieht man heute abermals den Schatten, den das Kommende vorauswirft. Doch in dem bereits mächtig hervortretenden Contrast der siegessicheren Offensivtendenz mit der rath- und thatlosen matten Defensive vermag ein nüchterner Geist auch bereits die Conturen des Ausganges zu sehen; nicht wir allein thun dies und jetzt: wir haben gesehen, wie auf Seite der Preußen der Glaube an den Misserfolg bereits allgemein zu werden begann.

## Der 12. October.

Es vollzieht sich im Laufe des Tages die durch die Befehle der Nacht angeordnete Linksschwenkung der französischen Armee, die, trotzdem Corps der Mitte nunmehr auf den rechten Flügel und die des frühern rechten Flügels in die Mitte gelangen, ohne erhebliche Friction geschieht. Trotzdem der Kaiser überzeugt ist, die Preußen links der Saale zu finden, ordnet er eine weitreichende Aufklärung der Cavallerie auf Leipzig an, um ganz sicher zu gehen. Ebenso will er durch die Meldungen der Reiterei einen von ihm gefürchteten etwaigen Abzug des Gegners nach Norden baldigst festgestellt haben.

Die leichten Reiter Davouts, die ihrem Corps weit vorausgeeilt, Naumburg bereits in der dritten Nachmittagsstunde erreichten, nehmen 24 Stück Pontons vom Armeetrain Hohenlohes, während den übrigen nach Freiburg zu entfliehen gelingt; Lannes auf dem linken Flügel geht bei Kahla an's linke Saaleufer, von Augereau gefolgt und vertreibt in einem geringfügigen Gefecht bei Winzerle Vortruppen des Fürsten Hohenlohe.

Am Abend haben die Truppen folgende Stellungen erreicht: Murat steht mit seinen Reitern im Raume Pegau-Naumburg-Weißen-

fels; Bernadotte bei Meinweh, Davout mit einer Division bei Naumburg, während die beiden anderen südlich zurückgeblieben sind; Soult und die Garde stehen in Gera, wo sich das Hauptquartier befindet; Ney vorwärts Auma, Lannes südlich Lobeda, Augereau bei Kahla am linken Ufer der Saale.

Der Kaiser genießt an diesem Tage einer relativen Ruhe und correspondiert dementsprechend viel; das 2. Bulletin der großen Armee, übrigens sehr würdig gehalten, besonders was das tragische Ende des Prinzen Louis betrifft, athmet volle Siegeszuversicht. An Talleyrand schreibt Napoleon in der bekannten, für die Pariser berechneten Manier, fügt jedoch die Mahnung hinzu, die Bulletins seien nicht sogleich zu drucken, aus militärpolitischen Rücksichten; im Auslande könnte man sonst zu rasch von seinen Maßregeln Wind bekommen. Wegwerfend spricht er von der preußischen Armee und ist des Sieges völlig sicher. Höhnend wirft ihm der Kriegshistoriker vor, er lüge und übertreibe nach gewohnter Art, wenn er sage: . . . *les affaires vont ici tout à fait comme je les avais calculées, il y a deux mois, à Paris, marche par marche, presque évenement par évenement; je ne me suis trompé en rien . . ;* soeben habe er ja bei Gera einen Luftstoß gemacht. Wir werden diesen Hohn und die Basis, auf welcher er ruht, später erwägen.

An den König von Preußen richtet Napoleon gleichfalls einen Brief, als Antwort auf Friedrich Wilhems III. lange Vorwurfs-Epistel. Dieser Brief ist, wie es scheint, oft missverstanden worden. Indess, da der König denselben weder an diesem, noch am folgenden Tage, sondern erst unter dem Kanonendonner von Auerstädt erhielt, so soll er erst später mitgetheilt sein.

Die preußisch-sächsische Armee war, wie wir wissen, endlich am linken Saaleufer concentriert; zur Schlacht, die bald erwartet ward, gedachte man sich an diesem Tage vorzubereiten, allein die Vorbereitung des Soldatenmateriales ließ sehr zu wünschen übrig; methodisch und langsam wurden Lager für die Truppen abgesteckt, die man zur Beziehung derselben zu beordern mehrfach vergaß; die Verpflegung blieb an vielen Stellen gänzlich aus und so wuchs der Kleinmuth und die Verzagtheit unter den Soldaten immer mehr; dazu waren die taktischen Verbände bereits erheblich gelockert.

Der Vormarsch von Lannes am linken Saaleufer, der zum Gefecht von Winzerle — auf preußischer Seite unglaublicher taktischer Fehler voll — führte, brachte die Ansicht, die man im deutschen Hauptquartier vorgefasst und in der man sich gefiel: Napoleon werde über die Saale gehen und dann angreifen, völlig zur Reife. Man nahm an, er werde von Süden, aus der Gegend von Saalfeld kommen, und bezog somit eine Front, die, so ziemlich nach Süden gerichtet von Weimar bis Jena stand. Der König, trotzdem er vom Kriege nichts zu verstehen selbst überzeugt war, nahm nun, nach Unterredungen mit Braunschweig und Hohenlohe, von deren Inhalt der Generalstabschef des ersteren diesmal nichts erfuhr, die Initiative, um festzustellen, ob es dem Gegner denn nicht doch eingefallen sei, rechts der Saale und nordwärts zur Umgehung vorzugehen und befahl Erkundungsritte. Es hatten mittlerweile — am Nachmittag — die zur Deckung der Saaleübergänge nördlich Jena aufgestellten Truppen bereits den Marsch Davouts nach Norden entdeckt, doch waren die Meldungen hievon nicht zeitgerecht an Hohenlohe weitergegeben worden. Als sich der Fürst in Jena zur Tafel setzen wollte, veranlasste das Erscheinen einzelner französischer Reiter am rechten Saaleufer einen neuerlichen Allarm in der Stadt, der jedoch, wenngleich nicht ohne persönliches Eingreifen des Fürsten, ungleich rascher als der vom Vortage beschwichtigt ward. Als Hohenlohe um 8 Uhr abends in seinem neuen Hauptquartier Capellendorf eingetroffen war, wusste er noch nicht die Resultate von den befohlenen Erkundungsritten. Am Nachmittage schon waren bei der Hauptarmee dunkle Gerüchte im Umlauf gewesen, die Franzosen seien in Naumburg eingerückt; jetzt brachte ein Trainofficier, der aus diesem Orte kam, sichere Kunde, dem sei so, und sogleich befahl der König ein Detachement zur Aufklärung des Sachverhaltes dahin abzusenden. Als nun ein von Naumburg kommender Kaufmann die Meldung des Officiers dementierte, unterblieb die eben befohlene Recognoscierung. Um 11 Uhr abends jedoch lief im Hauptquartier endlich die positive Nachricht von der Besetzung Naumburgs durch den Gegner ein.

Wie ein Donnerschlag wirkte die Nachricht, dass man umgangen sei. Allein das schnelle Handeln, das nun am Platze war, erfolgte keineswegs; es ergingen vielmehr Einladungen zu einer

Conferenz für den nächsten Morgen an die uns zum Theile bekannten Personen, auch Rüchel wird herangerufen und Hohenlohe soll „den Obersten von Massenbach fördersamst anhersenden, um das nöthige mit ihm communicieren zu können.“

Am Abend des 12. October hatten die Truppen folgende Stellungen inne: Hohenlohe bei Capellendorf, Vortruppen an den Saaleübergängen von Dornburg bis Jena; Hauptarmee bei Umpferstädt; Rüchel halbwegs Erfurt-Weimar; Winnig nördlich Vach; der Herzog von Weimar, der die Operationen in die Flanke des Gegners auf falsche Nachrichten hin aufgegeben und sich nun an die Armee heranzog, bei Frauenwald.

Hohenlohe hatte am späten Abend nach Eingang der Meldung über die Affaire von Winzerle, ganz unter dem Bann der Idee, der Gegner komme von Süden, Tauentzien, der die bei Jena an der Saale stehenden Truppen commandierte, dahin instruiert, er habe in dem Falle, als Jena aufgegeben werden müsse, bei Lützeroda - Closwitz eine Stellung zu nehmen, um Angriffe von Dornburg auf des Fürsten linke Flanke abzuwehren. Während nun im Hauptquartier über die zu fassenden Entschlüsse berathen wurde — also in der Nacht — vollzogen sich auf dem äußersten, an der Saale stehenden Flügel der Armee — also den Vorposten — Dinge, deren Einzelheiten sowohl als Motive nicht völlig klargestellt sind. Genug, auf Meldungen des Majors v. Kolin, der bei Dornburg den Übergang besetzt hielt, er werde sich daselbst nicht halten können, gab Tauentzien in den ersten Morgenstunden des 13. October das Saalethal auf und zog sich und die Truppen, die geringen Kräfte überdies zersplitternd, von Dornburg in die ihm angewiesene Stellung nordwestlich Jena zurück. Doch von alledem konnte man in den entscheidenden Conferenzen nichts wissen. Es ist nun sehr richtig, wenn die Kritik sagt, dieses Aufgeben des Saalethales, von dem allein man den Anmarsch des Gegners beobachten und eventuell auch hindern konnte, sei ein schwerer militärischer Fehler gewesen. Indessen erhellt aus den Quellen, dass Tauentzien die Saale aufgab, weil er starke feindliche Kräfte anrücken sah, oder zu sehen glaubte;

sich gegen dieselben zu halten zu schwach glaubte;

im Sinne seiner Instruction verfuhr, wenn er sich an Hohenlohe heranzog. Also nicht er, sondern der Fürst hat den Fehler

begangen; aber der Fürst selbst empfing, wie wir wissen, von der Heeresleitung die strategische Idee

der Gegner komme von Süden;

und die Absicht,

ihm die Schlacht, falls er angriffe, anzubieten. Somit verfuhr auch er im Sinne des allgemeinen Plans, wenn er beschloss, seine Vortruppen vor dem Gegner langsam zurückzuziehen, um sie zur Schlacht, die erwartet wurde, bei der Hand zu haben. Erinnern wir uns: nicht das **Verwehren** des Saaleüberganges plante man im Hauptquartier; nichts weniger als das; man wollte schließlich doch eine Schlacht und, um die zu schlagen, musste die preußische Taktik eine offene Gegend suchen; an den Brückendefiléen der Saale hätte die preußische Armee eine regelrechte Schlacht gar nicht zu schlagen vermocht; sie dachte gar nicht daran, es zu versuchen, sondern wählte seitab des Flusses ein anderes geeignetes Terrain, wie es ein Heer des XVIII. Jahrhunderts zur „Bataille“ gebrauchte. Vom Standpunkte der preußischen Heeresleitung vor dem 13. October war ein Halten der Saaledefiléen um jeden Preis keineswegs geplant; um den Gegner zu schlagen, musste man ihm erlauben, an's eigene Ufer herüberzugehen, da man auf das andere zu gehen sich nicht entschließen konnte. Im Sinne der obersten Heeresleitung handelte Tauentzien, disponierte Hohenlohe, als sie die Vortruppen vor der Übermacht des Gegners langsam zurückzogen; denn ihren Zweck des Sehens und Meldens hatten sie erfüllt. Zum Schlagen an den Defiléen waren sie keineswegs bestimmt, und auch ihre Zahlenstärken befähigten sie nicht dazu.

Bis zum 12. October abends, beziehungsweise in der Nacht des 12./13, wollte man dem Gegner die Saaleübergänge nicht streitig machen, da man ihn zur Schlacht erwartete; dieser Gedanke war entsprechend der inneren Beschaffenheit der Kriegsmittel, über die man gebot, und leuchtet auch uns vollinhaltlich ein. Am 13. jedoch werden wir sehen, ist dem allem nicht mehr so.

Wieder zeigt uns an diesem Tage das mechanische Bild der Kräftevertheilung den Vortheil scheinbar auf Seite der massierten Deutschen, den augenfälligen Nachtheil der weit zerstreuten

Franzosen. Eine mühsam nur unterdrückte Lust, mit den preußischen Truppen zu schlagen, erfasst den Beschauer, wenn er die zwei Corps der linken französischen Colonne, weit von jeder Unterstützung getrennt, auf die versammelten eigenen Kräfte losmarschieren sieht. Allein man nahm, wie wir wissen, auf preußischer Seite an, die Hauptkraft komme von Süden, und rüstete sich demgemäß gläubig zur Abwehr. Ist dieser Glaube ein Verschulden? Soeben hat sich, wie wir sehen, Napoleon selbst gröblich getäuscht; die Kriegsgeschichte, ihres richtenden Amtes bewusst, wirft dem Kaiser der Franzosen sowohl als Hohenlohe und Braunschweig, dass sie sich täuschen ließen, vor.

Was ist Täuschung und von wo kommt dieselbe her? Sie kann entstehen durch die Unvollkommenheit der den Eindruck der Dinge empfangenden Mittel und die ungenügende Art, wie man solche gebraucht. Sie kann entstehen aus dem Unvermögen, aus den richtigen Meldungen der den Eindruck der Dinge gebenden Mittel das Bild der Dinge zu ziehen. Oder aus beiden zugleich.

Was die den Eindruck der Dinge gebenden Mittel betrifft — in einem Kriegsheer der gesammte Aufklärungs- und Nachrichtenapparat — so kann der Feldherr für desselben Functionierung nicht stets und voll verantwortlich gemacht werden. Dass die preußische Reiterei den strategischen Aufklärungsdienst nicht verstand, daran tragen Hohenlohe und Braunschweig wohl sicher nicht die Schuld; ebensowenig wie ruhiges Nachdenken Napoleon daraus einen Vorwurf machen wird, dass seine Reiterdivisionen in diesem Stücke nicht so ausgebildet waren, wie es die gegenwärtige Wissenschaft verlangt. Die preußischen Führer empfingen das Instrument zur strategischen Erkundung erst im Beginne des Kampfes; hat sie dasselbe ungenügend bedient, so wissen wir, woher das kam; es hatte sie niemand die von Napoleon eben erst entdeckte neue Verwendung desselben vorweg gelehrt. Der Kaiser hatte das Instrument sich selbst herangebildet; schon früher wiesen wir darauf, wie es, den neuen strategischen Dienst erst beginnend, nicht auf der Höhe des Ideals stehen gekonnt. Es empfingen somit die preußischen Führer infolge der von ihnen keineswegs verschuldeten Inferiorität des Aufklärungsapparates weniger und weniger richtige Vorstellungen über den Gegner, als Napoleon durch seinen Aufklärungsapparat empfing. Wenn sich die Kriegs-

geschichte auf das Amt des Richters verlegt: kann sie hier wohl schuldig sprechen?

Und nun die Unfähigkeit, aus richtigen Nachrichten die Wahrheit herauszufühlen, mehr als das, mit Sicherheit hervorzuziehen! Was ist das, was man Unfähigkeit eines besiegten Feldherrn im nachhinein zu nennen pflegt? Mangel an Erkenntnis; Mangel an Willen trotz der Erkenntnis. Der erstere bildet einen Entschuldigungsgrund für viele Fehler in Dingen des socialen Verkehrs; denn über seine Gaben kann das Individuum niemals hinaus. Wenn beispielsweise Hohenlohe aus den allerrichtigsten Meldungen seiner Aufklärungstruppen die Züge des strategischen Bildes nicht erfasst haben würde, so lagen die Gründe hievon in den Grenzen seiner militärischen Fähigkeit und nicht in seinem üblen Willen; zudem wissen wir, dass er nur unzulängliche und theilweise falsche Nachrichten erhielt. Können — wir fragen es nochmals — Mängel des Intellects dem Träger dieses Intellects als Verschulden angerechnet werden? Führt der eiserne Wille, man wolle erkennen, dann, wenn die Fähigkeit versagt, auch nur um eine Linie an die Erkenntnis heran? Mancher besiegte Feldherr hat vor der Entscheidung über die Lage sicherlich eifriger, verzweiflungsvoller, angestrengter nachgedacht, als sein glücklicher Gegner, der, die Wege die zum Erfolge führen spielend und ohne Selbstzwang erkennend, jenen, als ob sich das von selbst verstünde, schlägt. Über eine gewisse Grenze des Erkennens vermag der gute Wille nicht viel; und wenn der Nachgeborene dem besiegten Feldherrn Mängel des Intellects vorwirft, so zeigt er nur damit, dass er nicht die leiseste Ahnung hat von dem, was man billigerweise und mit Aussicht auf Erreichung von Menschen fordern kann.

Wir wollen diese Erwägung nicht weiter ausspinnen und uns nicht erinnern, dass das Bemühen, zu erkennen, mit einem Worte Denkfleiß oft weiter führt, als es gemeiniglich erwartet wird; denn anzunehmen ist, dass in 99 Fällen von 100 der vor dem Feinde stehende Feldherr von selbst das Menschenmögliche thut, um auf Grund des Datenmaterials zu erkennen; dass geistige Indolenz eines Armeecommandanten eine äußerst seltene Sache ist, obwohl die Geschichte auch hievon Beispiele kennt.

Unmerklich führt uns dies auf die zweite und wichtigere Sache: Mangel an Willen trotz der Erkenntnis es müsse dies und das geschehen. Mangel an Willen, den kann die Geschichte, falls er zweifellos nachgewiesen ist, einem Feldherrn gewissermaßen zum Vorwurf machen; gewissermaßen, sagen wir, nicht stets und immer. Wie steht es nun damit in unserem Fall? Wir sahen den Kaiser der Franzosen, als er von seiner Reiterei nicht genügend aufgeklärt wird, am Morgen des 11. October unbekümmert vorwärts eilen, um selbst an Ort und Stelle zu sehen. Die höchste Thätigkeit entwickelt er, um neue Anhaltspunkte zu gewinnen, da ihm die alten nicht genügend sind. Er ist bereit, ganz unerwartete Dinge zu hören, unangenehme Dinge; die widrigen Nachrichten sucht er geradezu auf. Diese Bereitwilligkeit, den Ereignissen entgegen zu kommen; dieser feste Entschluss, sich der Thatsache fügsam anzuschmiegen, um sie im nächsten Augenblick kraftvoll zu beherrschen; dieses unausgesetzte Streben, den Abwandlungen der Thatsachen geschickt zu folgen, um dieselben alsbald in die Hand zu bekommen: zeichnen sämmtlich den seines Zweckes bewussten Mann des menschlichen Verkehrs, insonderheit den Feldherrn aus, der, wissend, alles Thun sei lediglich ein Compromiss, ein solches vorurtheilslos und vorübergehend schließt, um sich zur Höhe des Führens und Bestimmens dadurch zu erheben.

Obgleich nicht unbedingt, so doch schwer genug lastet der Beweis, dass sie dies nicht verstanden, auf den Führern des preußischen Heeres. Dies mag ihnen als Schuld angerechnet werden: denn es ist noch mehr ein Fehler des menschlichen Charakters, denn ein specifisch militärischer Mangel; obgleich zugegeben werden muss, dass er durch das ganze Wesen der preußischen Heereseinrichtungen und besonders durch die Tradition sehr erklärlich ist; man war sozusagen intransigeant mit dem Gegner und wich seiner Berührung — solange er sich nicht zur rangierten Schlacht gestellt — oder doch den Nachrichten von ihm, geflissentlich aus. Man wollte sich von ihm das Gesetz nicht geben lassen! Man nahm an, Napoleon werde von Süden kommen und wollte nicht, als man vom

Gegentheil vernahm, und wieder nicht dran glauben. Das Streben, sich der Nachricht des Unangenehmen, der Kunde von der Widerwärtigkeit, dem Eindrucke der Gefahr zu verschließen, ist eine Eigenschaft, die stets auf Schwäche des Charakters weist. In den Nachmittagsstunden des 12. October wies man im deutschen Hauptquartier die unbequeme Nachricht von der Besetzung Naumburgs wieder und wieder von sich. Wohl muss man wieder billig sein und glauben, es sei den leitenden Männern die gemeldete Thatsache höchst unwahrscheinlich erschienen und sie hätten, des Principes eingedenk, nicht jede Nachricht im Kriege dürfe sofort in die Beine der Soldaten fahren, dieselbe im guten Glauben an ihre Fälschlichkeit bei Seite gelegt. Allein sie thaten, wie wir sahen, nichts, um der Widerwärtigkeit entgegenzukommen; wichen derselben aus; zogen sich vor ihr auf die zu Recht bestehende genehmere Meinung zurück. Indessen wieder, jeder Charakter darf nur mit den Maßen seiner Zeit und seiner Umgebung gemessen werden, soll das Urtheil, so man über ihn fällt, nicht unbillig sein; wer weiß, wie viel höfische Rücksichten, wie viel Scheu vor der Rolle des Trägers einer Hiobspost, Braunschweig sowohl als Hohenlohe davon abgehalten haben, ernstlich Beweise des Unheils von Naumburg zu suchen und damit als unbequemer Gast im Hauptquartier zu erscheinen.

Man versetze sich in jene Zeit! Man lebe das Leben dieses Hauptquartiers; man fühle mit einem hochgebornen Herrn, wie Braunschweig oder Hohenlohe war; die Rücksichtnahme des einen auf den andern — äußerlich wenigstens — war ja in dieser illustren Gesellschaft oberstes Gesetz, das das Thun jedes einzelnen der Glieder so lange völlig beherrschte. Es war nicht Mangel an absoluter Energie, weshalb die Erkundung unterblieb; nicht sträfliche, weil ungewöhnliche Unterlassung. Sie war von niemandem kategorisch anbefohlen; niemand wünschte sie und mit ihr das Gespenst der Verantwortung, das hinter ihr drohend erschien; nichts ist natürlicher, als dass sie unterblieb; und ist diese Unterlassungssünde auch rein militärisch zu verdammen, so ist sie kriegshistorisch mehr als genügend erklärt.

Denn nicht damit, dass die Kriegshistorie sagt: Dies und das geschah, dieses und jenes wurde unterlassen; der Misserfolg

war da; und somit ist es schlecht gewesen — hat sie genug gethan. Damit schafft sie nichts, als eine Reihe dürrer, schematischer, farbenleerer Warnungstafeln, die, aus ihrer Umgebung gerissen und auf den Boden seither veränderter Anschauung vom Kriege gestellt, unverstanden bleiben müssen und, was wohl mehr nebensächlich ist, doch immerhin bedenklich bleibt, historisch ungerecht erscheinen.

Berufen kann der sein, der Kriegsgeschichte liest, einstmals ein Heer oder doch Heerestheile zu führen. Man macht ihm durch unerbittliche, rein militärische Kritik von vornherein die Sache schwer. Stets muss die Kritik historisch bleiben und ihre Local- und Zeitfarbe behalte sie bei. So wird der Nachgeborene erkennen, dass jede Zeit besondere und neue Kriegsgesetze, veränderte Postulate hat, wenn auch alle Zeiten gewisse Züge gemeinsam tragen. Und die heilige Scheu vor dem, was die Zunft „ewige, unveränderliche" Grundgesetze der Feldherrnkunst nennt, oft in Wahrheit nichts als die Nutzanwendung der letzten Kriegsepoche oder gar nur des letzten Krieges, wird freierer, umfassenderer, natürlicherer Auffassung auch des zeitgenössischen Krieges weichen.

Leise beginnt uns nun nach und nach klar zu werden, wie die preußischen Feldherren mit der thatsächlich vorhandenen Vereinigung der Kraft den getrennten Heersäulen Napoleons gegenüber voraussichtlich nichts erreichen werden. Es fehlt ihnen eben die Erkenntnis der Lage, und begreiflich ist, dass ihnen dieselbe gefehlt: sie wissen ja von des Gegners Stellungen und Bewegungen nichts. Die Idee allein, ihn getrennt und einzeln zu schlagen, bestand in den leitenden Köpfen nicht; dieselbe gehörte nicht zur Geistesrichtung der Zeit. Und hätte sie akademisch bestanden, die Kühnheit, derselben Ausdruck zu geben, lebte in keinem der Höflinge, die unter den prüfenden Augen des Königs das Heer zu führen bestimmt waren.

. . . *toutes les lettres interceptées disent que la consternation est à Erfurt, ou se trouvent encore le Roi, la Reine, le duc de Brunswick, et qu'on discute sur le parti à prendre sans pouvoir s'accorder* . . . verkündet in seinem 3. Bulletin Napoleon an diesem Tage der großen Armee. Er weiß: wohl haben Eugen und Marlborough vor ihren größten Siegen Kriegsrath abgehalten; erinnert sich, dass er selbst ehedem zu solchen seine Zuflucht

nehmen musste, um wenige Stunden darauf von Erfolg zu Erfolg zu eilen. Warum erblickt er nun in seines Gegners Conferenzen die Bahn, die zum Verderben führen muss?*)

Es ist dies ein der eigenthümlichsten Probleme der Kriegspsychologie. Er **weiß** eben, dass seine Gegner Kriegsrath halten, er kennt oder wenigstens ahnt, was ihre Beschlüsse sind; nach diesen kann er seine Entschließungen thun. Das bloße Bewusstsein, dem Gegner in die Karten zu sehen, die Kunde allein, er schwanke und bestimme seine Entschlüsse auf jenem Wege der Mehrheit, von dem man sagt, dass er zum Unsinn führt, verzehnfacht die Stärke dessen, der sich als Stärkerer fühlt.

Indessen ist diese Potenz auf den Kriegsplänen bildlich darzustellen nicht wohl möglich.

## Der 13. October.

Wir haben das deutsche Hauptquartier verlassen, als es, die niederschlagende Kunde von der Umgehung vernehmend, sich zu Conferenzen rüstete. Die Mitglieder dieser Conferenz traten nun mit scharf einander entgegenstehenden Meinungen hervor. Besonders Scharnhorst vertrat heftig seine Meinung, die dahin ging, man solle nur ruhig links der Saale bleiben, um Napoleons Angriff auf sich zu ziehen und sollte er diesen nicht thun, ihm in die Flanke fallen. Indessen überwog die Meinung des Herzogs diesesmal, und es kam, allerdings nach langen Pourparlers, um 10 Uhr morgens des 13. October zu folgenden Entschließungen:

Man wolle sich an die Elbe ziehen und nach Vereinigung mit dem Reservecorps des Herzog Eugen von Württemberg in einer Stellung mit senkrechter Rückzugslinie die Entscheidungsschlacht erwarten. Daher marschiert die Hauptarmee am 13. links ab nach Auerstädt; am 14., nachdem der Pass von Kösen gesichert wurde, marschiert sie weiter nach Freiburg ab, passiert hier die Unstrut und bezieht auf den Höhen des nördlichen

*) Wir wissen sehr wohl, dass viele Stellen in Napoleons Bulletins nicht ernst genommen werden dürfen; hier jedoch lassen die Quellen erkennen, dass der Kaiser thatsächlich solche Nachrichten empfangen hat.

Ufers eine Stellung, Front nach Süden; Graf Kalkreuth mit den Reservedivisionen passiert die Unstrut bei Laucha, worauf er gleichfalls Stellung nimmt; Rüchel rückt in die von der Hauptarmee verlassene Position ostwärts Weimar; der Herzog von Weimar wird Stellung nehmen und Verbindung herstellen zwischen Rüchel und Hohenlohe, welch letzterer bis auf weiteres bei Jena bleibt und die Saaleübergänge bis Naumburg abwärts deckt; sobald Hohenlohe und Weimar vereinigt sind, zieht sich dieser Heerestheil — vorausgesetzt, dass die Hauptarmee bereits gesichert vor einem Anfall während des Marsches ist — ihr nach und nördlich ab.

Wir sehen somit: Die Deutschen glauben einen parallelen Rückzug anzutreten, und in Wahrheit begannen sie einen Flankenmarsch. Urplötzlich war die oberste Heeresleitung von der Anschauung durchdrungen, die Saale, die man selbst zu überschreiten sich vorher die Fähigkeit nicht zuerkannt, von der man bis nunzu erwartete, Napoleon werde über dieselbe gehen oder habe dies bereits zum Theile schon gethan, werde infolge der örtlichen Schwierigkeiten, die jeder ihrer Übergänge bot, mit geringer Truppenkraft und lediglich defensiv verfahrend, leicht zu vertheidigen sein.

Infolge der Schwerfälligkeit des deutschen Befehlsmechanismus begann der Abmarsch erst kurz vor der Mittagsstunde.

Dem Fürsten zu Hohenlohe ward am Morgen dieses Tages, als er noch im Bette lag, eine ganz eigene Überraschung zutheil; General von Zetzschwitz, Commandant der Sachsen, ließ, erbost über die Zurücksetzung der kurfürstlichen Truppen in Dingen der Verpflegung, seinen Entschluss erklären, falls seine Truppen nicht noch an diesem Tage Brot erhielten, auf Dresden zurückgehen, mithin sich von den bisherigen Alliierten trennen zu wollen. Mit Mühe nur beschwor Hohenlohe diesen Schritt, der von unberechenbaren Folgen, wie er sich eingestand, sein hätte können.

Wir erinnern uns, dass Tauentzien die Saaleübergänge aufgegeben und sich in eine Stellung nördlich und westlich Jena zurückgezogen hatte; ein Bataillon von ihm stand auf dem Landgrafenberg. Vortruppen von Lannes, welche inzwischen Jena passiert und deren Führer sogleich die Nothwendigkeit erkannt hatte, die

jenseitigen Höhen zu gewinnen, griffen Tauentzien auf diesem Berge an. Wenngleich dies mit geringen Kräften und lau geschah, sah sich der General doch veranlasst, Hohenlohe um Unterstützung zu bitten; und solche gewährte der Fürst. Mit zum Theil sich freiwillig meldenden Leuten kam er heran und rüstete sich eben zum Angriff auf die schwache französische Macht, als sein Generalstabschef, der, wie wir wissen, in's Hauptquartier beschieden worden war, mit den Conferenzbeschlüssen zurückerschien. Sogleich nahm der Oberst v. Massenbach Hohenlohe bei Seite, sprach eindringlich mit ihm und die Folge hievon war, dass die eben in's Auge gefasste Offensive unterblieb. Aus der Summe alles dessen, was über die Instructionen, deren Träger Massenbach gewesen, behauptet und gestritten worden ist, geht als Thatsache hervor: Braunschweig weist den Fürsten an, die Saaleübergänge nördlich Jena um jeden Preis zu halten, doch solle er sich, so wird ihm eingeschärft, in keinen ernsten Kampf verwickeln lassen. Anzunehmen ist, dass der Fürst durch Massenbach genau von der eingebildeten strategischen Lage und der Tendenz des Hauptquartiers unterrichtet worden ist, deren große Züge in dem obigen Befehl erkennbar sind. Es lag dem Fürsten ob, den Abmarsch der Hauptarmee zu decken, ohne ein erhebliches Gefecht zu engagieren. Überraschend wirkt es, nach der vor wenig Tagen noch bethätigten Selbstthätigkeitsmanie des Fürsten, dass er jetzt auf einmal dem Buchstaben des Befehles kritiklos folgt; um ein ernsthaftes Gefecht zu vermeiden, zieht er seine Truppen vom Landgrafenberge zurück, und begibt sich somit völlig der Aussicht in's Thal und der Controle, was in demselben geschieht. Dagegen, seiner Mission, den Abzug der Hauptarmee zu decken, sich entsinnend, marschiert er jetzt mit einem verhältnismäßig schwachen Detachement nach Dornburg zur Sicherung der Übergänge; es hieß 12.000 Mann Franzosen hätten für diesen Tag dortselbst Essen bestellt, mithin stand zu erwarten, sie würden kommen, dasselbe zu verzehren. Nachdem nun der Fürst bei Dornburg und Umgebung nichts vom Feinde gefunden, zieht er die Truppen des Detachements zum größten Theile wieder vom Flusse zurück und versplittert sie in 12 verschiedene Cantonnements, trotz der Bedenken des Führers, Generals von Holzendorff; Hohenlohe hatte die Überzeugung gewonnen, das

Detachement stehe in den Cantonnements, die er ihm aus Rücksichten der Bequemlichkeit gewährte, vollkommen sicher.*) Die näheren Details der Dislocation sind nicht bekannt; auch über die Instructionen des Detachementsführers liegt nichts eigentlich Positives vor. Indessen steht fest, dass die Franzosen am nächsten Tage die Saaleübergänge thatsächlich unbesetzt gefunden haben, worüber sie selbst sehr erstaunt gewesen zu sein später bekannten. Es scheint somit außer allem Zweifel zu sein, dass der Fürst zu Hohenlohe diesmal einen gemessenen Befehl der Heeresleitung, dessen Tragweite er vollkommen erkennen musste, nicht befolgt hat. Indessen, es steht fest, dass er an Ort und Stelle die Anschauung gewann, das Detachement werde, wenn auch zum größten Theile abseits des Flusses stehend, nichts zu befürchten haben; er glaubte annehmen zu können, die Anschauung, welche die Heeresleitung aus der Entfernung gewonnen, die Franzosen marschierten über Dornburg vor, sei falsch; und gewährte so — es werden auch noch andere, nicht überlieferte Gründe mitgesprochen haben — eine Bequemlichkeit, deren Unschädlichkeit für den Zweck der Detachements ihm erwiesen schien. Sodann begab sich der Fürst in's Hauptquartier Capellendorf. Dort fertigte er einen französischen Kammerherrn ab, der mit dem bereits erwähnten Briefe Napoleons auf der Suche nach dem König war. Rüchel meldet das Eintreffen seiner Truppen im Lager ostwärts Weimar; am Abend läuft ein Brief von Braunschweig beim Fürsten ein, in welchem erneuert auf die ungemeine Wichtigkeit der Übergänge zwischen Jena-Naumburg hingewiesen und die Vermuthung ausgesprochen wird, der Fürst könne nur ein Corps, das Augereaus sich gegenüber haben; indessen wusste Hohenlohe schon seit nachmittag, dass Lannes und Augereau ihm gegenüber standen.

Die Hauptarmee brach gegen Mittag auf, um nach Auerstädt zu gehen; die Division des Generallieutenants Graf Schmettau bildete die Tête und sollte dieselbe, der Armee voraufgehend, das Brückendefilé von Kösen an diesem Tage noch besetzen, hinter welchem dann am nächsten Morgen weiter nach Norden abmarschiert werden sollte. In unzweckmäßiger Weise wurden die Divisionen der Hauptarmee auf einer Straße in Marsch gesetzt,

*) Reinländer, 96.

was zu vielen Reibungen Anlass gegeben hat. In der Nähe von Apolda erfuhr Schmettau, französische Truppen — vom Corps Davouts — hätten den Pass von Kösen bereits besetzt; und meldet dies dem Herzog. Derselbe sah nun ein Zusammentreffen mit dem Gegner am nächsten Tage voraus und die Königin, welche die Mühsalen der Campagne bisher mit ihrem erlauchten Gemahl getheilt, wurde schleunigst nach Weimar zurückgesandt, um von da auf Umwegen nach Berlin zu gehen. Unterdessen wurde weitermarschiert; als Schmettau über Auerstädt glücklich hinausgekommen war, dachte er nicht mehr, auf Kösen vorzugehen, wie ihm dies doch stricte befohlen worden war, sondern lagerte nördlich der Stadt mit Vorposten bei Gernstädt.

Die Stimmung der Armee war an diesem Tage im großen Ganzen gut. Als aber wiederum die Verpflegung auf sich warten ließ, geschahen abends im Hauptquartier des Königs, in Auerstädt, und unter dessen Augen gröbliche Excesse.

Die Stellung der Truppen war wie folgt: Die Masse der Hauptarmee stand südlich Auerstädt, die Division Schmettau nördlich der Stadt; Hohenlohe steht nördlich der Straße Jena-Weimar von Jena (Landgrafenberg) bis Capellendorf vertheilt; das Detachement Holtzendorf westlich Camburg-Dornburg mit schwachen Cavalleriepikets an den Übergängen. Rüchel hat die frühere Stellung der Hauptarmee Weimar - Umpferstädt inne und ist bereit, sich Hohenlohe anzuschließen; General von Winning stand vorwärts Eisenach, der Herzog von Weimar ist an diesem Tage, trotz der Befehle, die ihn zur Eile mahnten, erst bis Ilmenau gekommen.

Wir kennen die Tendenz der obersten Heeresleitung; sie stand darauf, sich der drohenden Umgehung durch den Abmarsch nach Norden zu entziehen. Wie weit die Umgehung und mit welcher Macht dieselbe vorgeschritten sei, wusste man nicht annähernd genau; allein es ergibt sich als gewiss, dass man die größte Furcht vor einem Durchbrechen Napoleons bei Camburg-Dornburg hegte, während man bei Kösen sowohl als Jena nur secundäre Kräfte des Gegners annahm.

Wenden wir uns nun zu Napoleon, um zu sehen, inwieweit die Auffassung der deutschen Heeresleitung von ihrer Lage der Wirklichkeit entsprach.

Der Kaiser hatte die Hauptmacht des Feindes als bei Erfurt stehend angenommen; aus welchen Nachrichten er diese Ansicht zog, ist nicht mehr festzustellen; genug, er nahm ein solches an. Was gedachte er zu thun? . . . *mon intention est de marcher droit à l'ennemi* . . . schreibt er um 7 Uhr morgens des 13. October an den Großherzog von Berg. Dies bedingt — wie ersichtlich — in Verfolg der schon begonnenen Linksschwenkung der Armee einen Übergang über die Saale. Da nun die Corps seit sechs Tagen mindestens und ununterbrochen im Marsche sind, da manches noch für die Entscheidungsschlacht vorzubereiten sein mag, so bestimmt der Kaiser den 13. October als allgemeinen Ruhetag, indem er am 16. jenseits Weimar anzugreifen gedenkt. Doch sendet er eine Anzahl von Ordonnanzofficieren an die der Saale zunächst stehenden Marschälle, um Nachrichten zurückzubringen, und er selbst gedenkt in den ersten Nachmittagsstunden in Jena zu sein, um mit eigenen Augen zu sehen.

Da erhält der Kaiser zu Gera um 9 Uhr vormittags Nachrichten, die seine Auffassung von der Lage plötzlich völlig verändern; welcher Art diese Nachrichten waren, ist gleichfalls nicht mehr bekannt; wichtig und zutreffend genug müssen sie indess gewesen sein: . . . *enfin le voile est déchiré; l'ennemi commence sa retraite sur Magdeburg* . . . . schreibt er unverzüglich an Murat, welchen er anweist, sofort auf Dornburg mit der Reservereiterei und dem I. Corps zur eventuellen Unterstützung von Lannes vorzugehen. Die noch südlich Auma befindlichen Reiterdivisionen werden auf Roda dirigiert; ebendahin soll sofort die Garde und ein Theil des Soult'schen Corps von Gera aus aufbrechen. Eine Stunde, nachdem der Kaiser die neue Wendung der Dinge überschaut, gibt er im 4. Bulletin seiner Gewissheit des Sieges ohne Rückhalt sehr beredten Ausdruck: *l'anniversaire des affaires d'Ulm sera célèbre dans l'histoire de France.*

Interessant ist bei alledem, dass Napoleon den Feind bereits im Rückzug glaubt, während er es doch noch gar nicht ist; um 9 Uhr morgens war man mit den Conferenzen im deutschen Hauptquartier noch kaum zu Ende und Truppenbewegungen waren noch keine erfolgt. Man kann, wie es geschehen ist, Napoleons Ausdrucksweise für unbewusst übertrieben halten; er habe nur sagen wollen, der Feind wolle oder werde auf Magde-

burg gehen. Gut denn! Aber wie hatte der Kaiser auch nur von der Absicht des Rückzugs erfahren? Erst in den frühen Morgenstunden des 13. gedieh man zu derselben; und Zeit und Raum in's Auge gefasst, so kann man durchaus nicht glauben, eine Nachricht davon hätte Napoleon schon vor 9 Uhr erreichen können. Nochmals, das Material an Nachrichten, das der Kaiser empfing, ist uns hier nicht erhalten; möge man daher immerhin annehmen, er habe die Nachricht vom Abzuge des Gegners schon früher empfangen, als jener die Absicht zu demselben überhaupt gefasst. Aber alles dies sind nur vage Conjecturen; wie und welche Aufschlüsse der Kaiser erhielt, weiß man nicht mehr; es scheint physisch unmöglich, dass er richtige Nachrichten zu dieser Zeit — 9 Uhr — erhalten haben kann. So bleibt nichts übrig als zu glauben, das Geschick habe ihn, indem es ihn täuschte, auf die richtige Fährte geführt; oder er sei allwissend gewesen. Beides ist nicht recht ernst genug. Begnügen wir uns mit dem Factum.

„Wie ein Tiger stürzt er auf die Beute, welche sich ihm zu entziehen droht.“ *) Sogleich eilt er nach Jena voraus, um sich Klarheit zu verschaffen. Auf dem Wege dahin sendet er Befehl auf Befehl an seine Marschälle zur Beschleunigung des Marsches an die Saale. Gegen vier Uhr nachmittags erreicht der Kaiser Jena und nun erkennt er, wie uns berichtet wird, die exponierte Lage des V. Corps, als er von der Höhe des Landgrafenberges, den er sofort ersteigt, das Hohenlohe'sche Lager über den Kirchthurm von Cospeda hinweg erblickt. Sofort ergeht der Befehl: das ganze Corps Lannes habe die Höhe zu besetzen. Persönlich hebt der Kaiser durch sein Eingreifen die Schwierigkeit, Artillerie heraufzubringen, und als er die Position für haltbar erkennt, beschließt er, es für den nächsten Tag auf eine Entscheidung ankommen zu lassen. Auf der Höhe schlägt er sein Zelt unter den Grenadieren des 40. Regiments auf, um die Nacht zu verbringen, in der er, von Schlaflosigkeit gequält, ein paarmal sich erhebt, um durch das Lager und die Vorpostenlinie zu gehen.

An Davout ergeht der Befehl, über Apolda in den Rücken des Feindes am nächsten Tage zu marschieren, während Napoleon

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 305.

Murat und Bernadotte, den ihnen gesandten Befehlen gemäß, bei Dornburg befindlich glaubt.

Lannes war, wie wir aus dem Gefecht am Landgrafenberge bereits gesehen haben, an diesem Tage auf Jena vorgegangen; jetzt, in der Nacht, hat er mit seinen Truppen die Höhe im Besitz; Augereau ist dem V. Corps gefolgt und steht nun zwischen Jena-Lichtenhayn, Vortruppen bis Magdala: Ney hatte sich infolge eines Umweges verspätet und verbrachte die Nacht bei Roda; die von Gera abmarschierten Truppen waren nicht gleichzeitig aufgebrochen und so traf in der Nacht die Garde noch am Landgrafenberg, die Division St. Hilaire vom IV. Corps bei Wenigenjena ein, während der Rest des Corps beim Kloster Lausnitz blieb. Auf dem rechten Flügel stand Davout zwischen Naumburg-Kösen, Murat marschierte während der Nacht des 13./14. mit seinen Reiterdivisionen auf Dornburg-Camburg vor, und Bernadotte hatte sich nach einigem Schwanken, ob er sich nicht Davout anschließen solle, um 4 Uhr morgens des 14. October gleichfalls auf die Saaleübergänge in Marsch gesetzt.

Wir kennen die leitende Idee des Kaisers; vom Landgrafenberge aus glaubt er vor sich die Hauptmacht des Gegners — wenn auch nicht unmittelbar und versammelt — zu haben; und beschließt, dieselbe anzugreifen, indem er alle Truppen, die auf einem weiten Bogen zerstreut sind, concentrisch und so rasch als möglich auf die Wahlstatt ruft; und die Marschälle theilen seine Idee; selbst Davout, der am Abend des 13. schon — allerdings ohne es zu wissen — der ganzen preußischen Hauptarmee gegenübersteht, gedenkt am nächsten Tage in des Feindes Rücken vorzugehen.

Außerordentlich ist das militärische Bild, welches dieser Tag uns zeigt, und höchst auffallend die Lage, zu der die Bewegungen hüben wie drüben geführt.

Napoleon vernimmt davon, dass die preußische Armee aus der Stellung von Erfurt, wie er wähnt, nach Norden abzuziehen im Begriffe sei; sofort beherrscht ihn nur mehr der Gedanke, ihr gerade auf den Leib zu gehen; unbedenklich setzt er alle seine Corps auf die Saaleübergänge in Marsch, um vor allem diese Schranke hinwegzuräumen, die zwischen ihm und dem Gegner liegt; er schlägt die Entfernung seines rechten Flügels, die

Schwierigkeit des Überganges, für nicht viel an, und an eine „Parallelverfolgung", um sich dem Gegner weiter nördlich vorzulegen, denkt er keinen Augenblick. Was jenseits der Saale vorgeht, weiß er annoch nicht und so eilt er persönlich hinüber, um es zu sehen. Als er den Gegner — dessen Stärke ihm zu erkennen nicht möglich ist — gewahr geworden ist, beschließt er, trotz der materiellen Schwierigkeit der Lage (seine Kräfte sind ja noch weit zurück und zerstreut, das Terrain für den Kampf selbst muss erst erobert werden, Defilé im Rücken) unbedenklich zum Entscheidungskampf. Alles, was er an Truppen verfügbar hat, soll zu demselben herangezogen werden.

Lebhaft und unerwartet ist die Bewegung, die sich auf deutscher Seite vollzieht. Die Armee, kaum versammelt, wird erneuert getheilt und soll der ansehnlichere Theil vorläufig von dannen ziehen, während der geringere Rest diesen Abzug deckt, um sodann zu folgen. Eine Masse von Papier und Tinte ist verwendet worden, um die Frage zu entscheiden, ob es nicht besser für das Heer gewesen wäre, ruhig stehen zu bleiben, um, durch die Vortheile des Terrains geschützt, den Angriff Napoleons festen Blickes zu erwarten. Man muss zugestehen: Ja; wenn man erwägt, dass es auch in diesem Falle kaum übler ausgehen hätte können, als dies thatsächlich geschah; aber müßig erscheint dieser Streit aus folgenden einfachen Gründen: Als die Besetzung Naumburgs im preußischen Hauptquartier bekannt geworden war, bedeutete dies nichts geringeres als die Überzeugung, Napoleon habe die Flankenstellung, die einzunehmen man sich so gewünscht, einfach nicht „honoriert". Man denke sich, was das für Friedrich Wilhelm III. bedeuten musste, wenn er vernahm, der Gegner lasse ihn und sein Heer, geringschätzig sozusagen, bei Seite liegen, um mit der rohen Masse seine Kräfte auf jene ehrwürdigen Provinzen selber loszugehen, denen eben das Heer den Krieg ersparen sollte. Noch kannte man damals und zumal in Preußen die Rücksichtslosigkeit nicht, die ein Souverän mit dem ersten Tage der Campagne auch dem eigenen Land entgegen bringen muss. Wie ein durch die Tradition geheiligtes Ding erschien der Staat Friedrichs des Großen, und dass er das Object von Kriegsoperationen würde, erschien unerhört. Wahrlich, es genügt ein

geringes Maß an historischem Instinkt, um das verzweiflungsvolle Nachjagen der preußischen Armee, als sie erfuhr, der Gegner sei an ihr vorbeigegangen, völlig zu erklären. Man hat im nachhinein gleichfalls die Frage aufgeworfen, warum denn die preußische Macht, sobald sie sich umgangen sah, nicht schnurgerade über die Saale in des Gegners Rücken vorgegangen ist, um ihn so selber zu umgehen? Viel Scharfsinn wurde aufgeboten, um darzuthun, dass dies materiell und physisch thatsächlich möglich war. Allein die Quellen zeigen zur Genüge, dass man es im deutschen Hauptquartier materiell und physisch nicht für möglich **hielt.** Dieselben Übergänge, die Napoleon anstandslos benützt, glaubten die preußischen Führer nicht benützen zu können. Wieder schwelgt die rein militärische Kritik allhier in jenem Selbstgefühl, welches die Kenntnis der Thatsachen, der Zeiten und der Räume, man möchte sagen, der Statistik des Krieges erzeugt. Nun denke man aber ein wenig an jene Zeit zurück. Braunschweig beherrschte, man sage was man wolle, der Wunsch vereint zu stehen; Hohenlohe war, erschreckend vor der Größe der Verantwortung, auf den Wunsch des Herzogs vom rechten an's linke Ufer gegangen, indem er selbst widerstrebte und dazu noch die widerstrebenden Sachsen nach sich zog. Nun sollte man, im Drange der Gefahr, neuerdings über die Saale gehen? Wahrhaftig, man musste fühlen, die Truppen hätten den Führern in's Gesicht gelacht; schon tagelang vorher hatten sie nicht übel Lust gehabt, solches zu thun. Doch weiter: man kannte nicht die Stellungen und Marschlinien des Gegners, man ahnte nicht wie stark er sei; sobald die Gefahr erscheint, ist man geneigt, den Gegner zu überschätzen; und kommt der Drang der Zeit hinzu, so wird und muss ein Greis, der der taktischen Verlässlichkeit seiner Kriegsmittel nicht allzusehr und der Größe der Verantwortung nur allzusehr sich bewusst ist, den Weg der Vorsicht wählen. Selbst heute, stellen wir uns den jüngsten, kühnsten Führer vor, wird derselbe, wenn er vor die Wahl gestellt wird zwecks entscheidenden Schlagens Defiléen, von denen er hört, sie seien zum Theile bereits vom Gegner besetzt oder könnten es auf ja und nein sein, mit stürmender Hand zu nehmen, um sodann in's Unbekannte zu debouchieren, in's Ungewisse sich zu entwickeln,

in's Undurchforschte aufzumarschieren, sich leichtlich zu diesem entschließen? Denn dies war und nichts anderes die Lage. Militärische Kritik wird meistens so gemacht: der Autor, das mechanische rein physisch betrachtend, sucht die glänzendste, die schönste, die kühnste Combination, die er nur immer zu finden weiß, hervor, und voll des Glaubens, er hätte die Stärke des Charakters, sie auch zur That zu machen, vollauf gehabt, stellt er sie hin als das, was zu thun war; der Leser, bestochen von der zweifellosen Richtigkeit der mechanischen Combination, mitfühlend und sich selbst natürlich zuerkennend die Charakterstärke, deren die Ausführung bedurfte, stimmt fast stets geschmeichelt und befriedigt zu. Dies verwirrt das Urtheil desjenigen, der den Krieg studiert, er wird ihn an der Hand rein militärischer Kritik niemals verstehen; denn diese gibt uns Ideale, die erwiesenermaßen nicht und nie erreicht worden sind; während sie vielmehr das zeigen und erklären soll, was die handelnden Personen jeder Epoche mit bestem Willen und ihren Fähigkeiten zustande gebracht und das, was sie nicht vermocht haben. Zweifellos ist, dass die preußische Armee am 13. noch übergehen konnte; dahingestellt möge bleiben, wohin diese Maßregel geführt. Aber man frage sich, ob die preußischen Führer als Charaktere, ob sie auf Grund ihrer Anschauung vom Kriege, vornehmlich ihrer Kenntnis der strategischen Figur des Gegners wie sie eben war, ihrer Beziehungen zum Monarchen und untereinander, endlich, und dies keineswegs in letzter Linie wohl überhaupt imstande waren, jenen Entschluss zu fassen? Die Antwort scheint zu lauten: Nein. Als Charaktere muss man sie zum Durchschnitt rechnen, der zu jeder Epoche gerade soviel und keinen Deut mehr Kraft und Kenntnis bewährt, als die harmlose Vergangenheit begehrte. Die Anschauung vom Kriege verbot die ganze Operation allein schon aus technischen Gründen — Schwierigkeit des Ueberganges —; die Kenntnis von der Lage des Gegners lud zu einer so gewagten Maßregel keineswegs ein; denn im Grunde wusste man gar nicht recht, wo die französische Hauptkraft sei; und will man einen Fluss überschreiten, so ist die Nachricht von der Kraftvertheilung

des Gegners am andern Ufer wohl in der Regel *conditio sine qua non*. Der Geist der alten Monarchie erlaubte es nicht, den Monarchen hinter dem Feinde in seine Staaten zurückzuführen; mit heißer Sehnsucht musste des Königs Auge auf Berlin gerichtet sein, indem er ahnen konnte, bald werde er in seiner Hauptstadt nöthig sein!

Dies scheint, wenn man versucht, sich auf den Boden jener Zeit zu stellen, das Resultat zu sein. Rein militärisch war das Thun des 13. October ganz zweifellos ein großer Fehler; denn die Theilung der Kraft, wo man erwarten konnte — wollte man nicht allzu optimistisch sein und glauben, Napoleons Umgehung sei lediglich Manöver und schlagen wolle er nicht — angegriffen zu werden; die ganze Idee des parallelen Rückzuges, der an den Verzögerungen durch Hohenlohes Aufnahmsstellung und der offenbaren Inferiorität der preußisch-sächsischen Truppen in der Technik des Marschierens allein schon scheitern musste, mithin bereits an Raum und Zeitverhältnissen fehlschlug: können an der Hand unserer heutigen Anschauung vom Kriege beliebig zerfasert und verurtheilt werden. Kriegshistorisch verstehen wir dieses Thun jedoch bis zu dem Grade, dass wir davon durchdrungen sind, es konnte nicht anders sein; unter den vorhandenen Verhältnissen, werde hinzugefügt; diese also sind die wahren, eigentlichen Fehler und die schlechte Beschaffenheit des militärischen Entschlusses ging nothwendig aus ihnen hervor. So muss die Kriegsgeschichte, wenn sie belehren will, den Dingen auf den Grund beständig gehen; nicht richtig ist, wenn man uns Braunschweigs Thun mit überlegener Miene als Aberwitz und Thorheit malt; denn dass es solche war, beweist man einzig durch den Misserfolg, der jenem folgte. Wer, kriegshistorischer Erfahrung und Erkenntnis voll, nachmals im Kriege Entschlüsse fassen soll, kennt ja den zukünftigen Ausgang nicht, auf welchem stets und immerdar das Urtheil der Geschichte fußt.

Betrachten wir nun die beiden strategischen Figuren am Abend dieses Tages, so ist — erstaunlich scheint es wohl zu sein — der Ausgang in Ziffern und Zahlen noch keineswegs vorauszusehen; nur die Contraste der Tendenz auf beiden Seiten laden uns ein, für die Verbündeten den Misserfolg zu wittern;

denn der Rückzug ist doch schon an sich der Keim des Misserfolges, wenn, wie es hier geschieht, er *mangels eines Bessern* angetreten wird; doch das erste sind die Macht-, Zeit- und Raumverhältnisse im Kriege; halten wir uns concret an die. Hohenlohe sehen wir bei Jena in einer Position und Stärke, die es ihm — rein militärisch genommen — wahrlich erlaubt, seinen Zweck, Deckung des Abzuges der Hauptarmee, Punkt für Punkt zu erfüllen. Bei Kösen sehen wir, wie Davout der nahezu doppelten Überlegenheit des Herzogs gegenübersteht, mit dem er — sowie wir seine Weisungen für morgen kennen — unfehlbar zusammenstoßen muss. Befremdlich ist und bleibt uns Nachgeborenen, trotz allen Bemühens, uns in Hohenlohes Lage hineinzudenken, wie er die Saaleübergänge, die ausgiebig zu besetzen er angewiesen war, ganz unzulänglich mit Truppen versah. Abgesehen von der früher berichteten falschen Anschauung des Fürsten über die strategische Lage erinnere man sich, dass die preußischen Führer einen Saaleübergang für *schwierig und bedenklich hielten*; dasselbe, erwartete plötzlich Hohenlohe, werde der Gegner thun, da man ja eben erfahren hatte, dass er zu umgehen begann! Es erfordert in der That viel Vorurtheilslosigkeit, dem Gegner eben das zuzutrauen, was wir zu unternehmen nicht in der Lage sind, oder vielmehr *nicht imstande zu sein glauben*; diese Vorurtheilslosigkeit scheint der Fürst — ein Soldat des XVIII. Jahrhunderts — nicht besessen zu haben. Dass überhaupt von Vorurtheilslosigkeit nicht allzuviel in ihm lebte, bewies sein williges und blindes Folgen jenem Befehl, der ihm ein ernsthaftes Gefecht zu vermeiden vorschrieb, eben als er ein solches mit Aussicht auf's Gelingen begann. Allein, wer weiß, welche Spuren unangenehmer Erinnerung die Emancipationsversuche Hohenlohes vom Beginne des Krieges in seiner Seele zurückgelassen hatten? Man entsinne sich, dass er Plane gehegt, die von der Heeresleitung nicht gutgeheißen worden waren und *auf die er bedauernd Verzicht geleistet hat. Sehr bald kommt, zumal für eine einigermaßen selbstbewusste Natur, der Moment, wo sie, der Reprimanden überdrüssig, sich aus persönlicher Berechnung an den Wortlaut des Befehles hält*, um gedeckt in jedem Fall zu sein. Es scheint, ein ähnlicher Wandel

sei in Hohenlohe damals erfolgt. Denn wie reimt sich sonst der nur zu selbstthätige Führer von neulich mit dem willenlosen Werkzeuge von jetzt zusammen? Accidentiell sind entscheidende Entschließungen der Feldherren fast nie; widersprechen sie sich, so liegt der Grund verborgen, **doch da muss er sein**; und wo Contraste entstehen, muss eine Brücke vorhanden sein, die uns von einem Extrem erklärend zum anderen führt. Es mag somit sein, dass Hohenlohe jetzt, da er eine ganz bestimmte Weisung kategorisch erhält, in dem Gehorsam sich selbst übertreffen zu müssen glaubte, da er durch die frühere Selbstthätigkeit zu keinem Erfolge gedieh. Spuren von Überdrüssigkeit und Indifferentismus mögen in jenem Augenblicke in der Seele des Feldherrn wachgeworden sein; ganz gut verstehen wir es, wie er das Gefecht, dessen Früchte er auch bei glücklichem Erfolge nicht nahe und verlockend genug absah, willig vermied.

Aber eine gewisse leise Scheu, an den Gegner heranzugehen, ist gleichwohl auf deutscher Seite nicht zu verkennen. Handelte Hohenlohe noch zum Theil im Sinne seiner Instruction, so that dies Schmettau bei Auerstädt nicht, sondern vielmehr das Gegentheil; und es ist kein Beweis zu finden, dass dies nothwendig gewesen, ja auch nur nothwendig oder nur angemessen erschienen sei. Übler Wille kann bei Schmettau füglich nicht angenommen werden; Mangel an Energie mag die Ursache seiner Unterlassung gewesen sein. Allein man handelt einem gemessenen Befehle nicht entgegen, ohne einen Scheingrund mindestens. Einen solchen bietet gar oft Mangel an Erkenntnis dar. Nicht zu leugnen ist, dass, wie Hohenlohe dort, Schmettau hier den Wert der Uebergänge nicht erkannte. Jedoch — nochmals — für Preußens Heer nahm man sie als „unpraktikabel“ an; und dasselbe glaubte man, werde der Gegner thun. Der Glaube an die Stärke des Locals an sich und die Meinung von seiner Wirkungsfähigkeit auf die Kriegsoperation sind stets und immerdar Zeichen einer verderbten Anschauung vom Kriege; haben doch gerade die Meister im Ueberwinden der größten materiellen Schwierigkeiten uns gezeigt, wie unabhängig von der Örtlichkeit der Krieg zu machen sei. Noch hervorzuheben ist, dass die Taktik der preußischen Truppen zum Festhalten von Defiléen, zum Stehen

in coupiertem und schwierigem Terrain ganz offenbar nicht taugte. Stets finden wir, wie die Generale die Ebene, den freien Raum aufsuchen, um einen unzugänglichen Ort mittelbar zu decken. Es hat dieser Umstand auf Schmettau am 13. abends offenbar mit eingewirkt. Der offenbare Ungehorsam von seiten eines Generals — wenn wir füglich einen solchen trotzdem gelten lassen wollen — würde darauf schließen lassen, die Disciplin der Führer habe dazumal nach oben beständig abgenommen; wenn dies nicht schon an anderen Orten genügend überliefert wäre.

Gleichwohl — aus der strategischen Figur, wie uns die Kriegskarte solche fixiert, aus der Stellung, Zahl und sogar der Bestimmung der beiderseitigen Heerestheile kann ein mit sich aufrichtiger Geist jetzt, am Abend des 13. October — wenn er von dem Contraste „Offensive-Defensive", dessen Prüfstein erst die taktische Entscheidung sein kann, absieht — nicht entfernt erkennen, wie sich wohl der Ausgang gestalte; sowie er es beispielsweise aus der Kriegskarte von Ulm, oder aus der von Montenotte-Millesimo-Dego auf den ersten Blick vermag.

Die Ueberlegenheit *) Napoleons ist am Abend vor der Schlacht mit dem allerbesten Willen graphisch nicht zum Ausdrucke zu bringen; und am Morgen dieses Tages hatte er siegesbewusst und siegessicher sich derselben gerühmt. Wir erinnern uns einer Stelle seiner Correspondenz, wo er die Absicht äußert, den Gegner seinerseits mit doppelten Kräften anzufallen, er stelle sich ihm, wo er wolle, zur Schlacht. Was ist von dieser Zahlüberlegenheit vorläufig zu sehen? Wo sind die Vortheile, die dem Kaiser das Terrain, das er selbst zum Schlagen gewählt, gewährt, wo die doch geradezu typische Napoleon'sche Versammlung der

*) Nach den maßgebenden Berechnungen von v. Lettow-Vorbeck stehen am Abend des 13. October: bei Jena auf annähernd gleichen Räumen von dieser Stadt 55.000 Preußen, die lediglich defensiv agieren sollen, gegen 65.000 Franzosen, die heranmarschieren, soweit sie nicht schon an Ort und Stelle sind. (Lannes und Augereau ca. 37.000 Mann); bei Auerstädt 50.000 Preußen gegen höchstens 50.000 Franzosen (Davout, Bernadotte, Murat) bei Naumburg, von denen 2 Heerestheile, Bernadotte und Murat, auf Dornburg-Camburg gehen sollen, mithin wegen Raum und Zeit zur Schlacht bei Jena stets verspätet ankommen müssen, so dass hier nur Davout mit ca. 27.000 verbleibt. Zu einer Schlacht kann daher Preußen am Vormittage ca. 100.000 Mann gegen etwa 90.000 im besten Fall des Gegners stellen. Sehr verschiebt sich das Verhältnis, wenn man erwägt, was von den übrigen Truppen Napoleons nachmittags herangekommen sein kann.

Kraft? Sie kann in jedem Falle erst im Laufe des morgenden Tages zustande kommen, und angegriffen soll in der Frühe werden.

Man sieht: der, welchen man den Mechaniker des Sieges, den Mathematiker des Erfolges genannt hat, ist, mechanisch und mathematisch, jetzt, am Abend des 13. October, keineswegs, und wird morgen in der Frühe ebensowenig seinem Gegner überlegen sein.

Falls er am 14. morgens angreift, so muss er offenbar seine Stärke zunächst nicht in der Zahl, nicht im Terrain, denn dies ist bei Jena entschieden ungünstig für ihn, erblicken.

Jedoch vergessen wir nicht, dass dem Kaiser die Daten, die wir heute kennen, unbekannt gewesen sind, er hat einfach geglaubt, bei Jena die Hauptmacht des Gegners vor sich zu sehen, und gedenkt sie, die er sich ganz ohne allen Zweifel stärker vorgestellt haben muss, als sich später erwies, mit dem, was er zur Stelle hat, vorläufig anzugreifen.

* * *

Wenn man nun einen Blick auf den Charakter der Strategie thut, wie sie in diesem Kriege bis nunzu erscheint, und sich bemüht, diesen Blick vorurtheilslos zu thun, so leuchtet folgendes ein:

Napoleon greift seinen Gegner an und dieser lässt solches geschehen. Wohl nehmen wir auf beiden Seiten die leisen Schwankungen wahr, welche die Unklarheit und Verwirrung eines beginnenden Krieges in den Tendenzen hüben wie drüben erregt. Napoleon hält eine Offensive der Preußen für möglich, und auch diese nehmen gelegentlich an, er werde sich angreifen lassen. Ein himmelhoher Unterschied jedoch ist in der Art, wie das Ungewisse des Krieges auf jeden Gegner wirkt. Napoleon zieht die Möglichkeit, ja selbst die verschiedenen Formen, wie er angegriffen werde könne, ruhig und kühl in Erwägung; so lang er es nicht wird, gedenkt er offensiv zu bleiben. Das preußische Hauptquartier, des preußischen Heeres Vergangenheit gedenkend, beginnt mit dem Plane des Angriffs. Innere Schwierigkeiten in dem Mechanismus des Wehrsystems, des Heeres, der Heeresbewegung hindern und hemmen denselben; abräth von ihm eine

wahrhaft naive Staatspolitik, die lediglich als das Resultat persönlicher Stimmungen und Gefühle betrachtet werden muss; er unterbleibt: von mehr als einer Seite rathen Untergebene des leitenden Feldherrn stets wieder zu ihm; der Gedanke an die Offensive bleibt gleichsam latent in der thatsächlichen Inaction; denn als solche muss die Defensive der verbündeten Armee ganz und gar bezeichnet werden. Doch gelangt die Führung endlich soweit, die Mehrzahl der verfügbaren Kräfte hinter einem Abschnitt zu vereinen, der alle Vortheile für die Defensive, aber auch nur für diese hat.

Dies bleibt also von dem wissenschaftlichen Fluche, den man auf Preußens schwankende, unentschlossene Strategie lädt. Wenn man die Marschverluste in Abrechnung bringt, die bei einer Offensive der Verbündeten größer ausgefallen wären, und über die moralische Schädigung, die aus der Katastrophe von Saalfeld hervorging, — welche keineswegs in das Programm der Defensive passte und von derselben auch nicht veranlasst ward — hinwegsieht, so reduciert sich das Ergebnis der verpönten schwankenden Strategie trotz des Mangels an Einheit im Befehl, trotz der unzulänglichen Art, wie räumlich getrennte Führer über die leitenden Ideen belehrt worden sind schließlich darauf, dass die Armee versammelt in der Flanke eines relativ zerstreuten Gegners und hinter einem starken Fronthindernis steht.

Die Führer nehmen an, man werde angegriffen werden: sie wünschen es gewissermaßen und rüsten sich zur Gegenwehr. Als die Nachricht eintrifft, der Gegner gehe an der Armee vorbei, schneide ihr die Verbindungen ab und bedrohe direct einen Staatskörper, den man durch mancherlei Missgriffe gegen den Krieg äußerst empfindlich gemacht, beginnt man unter dem Drange der Umstände den Abmarsch nach Norden, um sich dem Gegner erneuert vorzulegen. Warum man nur an dies Manöver dachte und nicht daran, den Knoten zu durchhauen, das heißt über die Saale offensiv zu gehen, haben wir gezeigt; man glaubte dazu nicht imstande zu sein. Es begibt sich somit das Heer im Augenblicke, da es zu schlagen gedachte, aller Vortheile, die es bisher aus der Versammlung und der Defensive zog, um eine neue Stellung aufzusuchen. Aufgibt die Führung, um den Ab-

marsch zu maskieren, die Versammlung der materiellen Macht, sie glaubt eben, hiezu gezwungen zu sein; mangelhaft wird der Führer belehrt, der den Abzug des größeren Theiles der Armee zu decken bestimmt ist, und infolge der ihm von erster Stelle aus nahegelegten strategischen Meinung von der Lage des Augenblicks unterlässt er die Sperrung des Jenadefilés, um gleich darauf trotz der Weisungen, die er erhielt, ein gleiches bei Dornburg zu thun. Gefragt muss man sich im deutschen Hauptquartier denn doch wohl haben, ob die Marschfähigkeit und Marschübung des Heeres dasselbe zu einem parallelen Rückzug Napoleon gegenüber überhaupt befähigte. Die Marschleistungen der großen Armee konnte man füglich vom Vorjahre kennen; Zahlen und Daten galt es zu Rathe zu ziehen, und da diese concret und allgemein verständlich sind, so scheint es, als ob man den Sinn, der sich hinter ihnen barg, denn doch auffassen hätte können. Gleichwohl — wir wissen zum Theile warum — bleibt's beim parallelen Rückzug, und stellt sich derselbe somit als das geringere Übel dar, welches die verbündete Heeresleitung in ihrer Lage wählen zu sollen geglaubt. Es ist bekannt, wie die Anregungen zu Offensivoperationen in des Feindes Flanke und Rücken zeitweilig zu wirklichen Versuchen geworden sind, wie Truppen infolgedem entsendet worden waren, die, nicht imstande ihrer Bestimmung zu entsprechen, noch nicht herangekommen sind und sich als Bleigewichte dem abziehenden Heere anhängen werden; zu deren Aufnahme ein ganzes Heer stehen bleiben muss. Stellt uns der Geist des Thuns vom 13. October somit einen Act der Rathlosigkeit, den einzigen möglichen Ausweg aus widriger Lage dar, so zeigt uns das Materielle, wie die Kräfte getrennt und die zum Schutze der abziehenden Hauptmacht aufgestellten Kräfte ihrer Bestimmung nicht nachgekommen sind.

Wir haben uns bemüht zu zeigen, wie der Entschluss des verbündeten Hauptquartiers — auf die Nachrichten, die man vom Gegner hatte, gefasst und gemäß dem virtuellen Bilde der Lage im Auge der Heeresleitung — dieser sachlich wohl angebracht, das heißt, als der wenigst nachtheilige erschien; trotzdem man auch — rein militärisch — den Angriff über die Saale als das bessere Theil akademisch in Erwägung zog. Voll würdigen die Gründe wir, die für den Abmarsch sprachen; und

die Billigkeit des Urtheils legt uns nahe, auch Hohenlohe zum allergrößten Theil von dem Vorwurf freizusprechen, den man wegen der Unterlassungssünde des 13. October wider ihn erhoben hat und noch immer erhebt.

Und wirft man nun einen Blick auf die Vertheilung der Kräfte, wie sie am 13. Abends bestand, so ist nicht zu verkennen, wie schon erwähnt, dass die deutsche Sache nichts weniger als verderbendrohend zu stehen scheint; wirklich stand, wie wir's heute wissen; der verbündeten Führung zu stehen schien, wie aus den Quellen hervorgeht.

Es hat also die nach rein militärischen Begriffen geradezu erbärmlich schlechte Strategie zu einer nichts weniger als schlechten strategischen Lage am Abend des 13. October geführt, zu einer Lage, aus der ein mit sich aufrichtiger Geist den Misserfolg durchaus nicht nothwendig erkennt; und die deutsche Führung hielt sich auch nicht für unmittelbar in Gefahr.

Was hat Napoleon gethan? Mit einem Wort: Er **sucht** ganz einfach seinen Gegner; in den Formen, die er vornehmlich der Mechanik des Krieges gegeben, geht er, soweit es die Bewegungsfreiheit erlaubt, möglichst vereint, beiläufig in jene Gegend vor, wo der Gegner stehen soll, um festzustellen, wo er in Wahrheit sei. Die Richtung seines Marsches scheint ihm dafür zu bürgen, dass, wenn die preußische Armee sich nicht auf seinem Wege finde, die Drohung auf das Herz der Monarchie dieselbe auf ihn ziehen müsse; und unverzüglich soll in jedem Fall der Gegner, wo immer er sich zum Kampfe stelle, mit überlegenen Kräften angegriffen werden.

Die Abwandlungen, welche die Auffassung des Kaisers und durch sie sein Thun in diesen Tagen unter dem Eindruck der verschiedenen Nachrichten erfuhr, haben einen reichen Stoff geliefert, an dem die Kritik ihre Kraft erprobte. Dass er sich täuschen ließ, wurde dem Kaiser vorgeworfen, dass er auf Dresden oder Berlin statt senkrecht auf den Gegner — von welchem er, wie wir wissen, bis zuletzt nichts positives wusste — ging, hat zu wissenschaftlichen Ausfällen Anlass genug gegeben. Es wäre zwecklos, solchen Vorwurf, den die Wissenschaft — lediglich

um nicht vor Bewunderung verstummen zu müssen — leichtfertig erhebt, langathmig zu entkräften. Man lese aufmerksamen Sinnes die Details des Krieges und da findet man, wie vom Anfang bis nunzu der Kaiser nichts gethan, als in der ursprünglichen Richtung Berlin auf jene nahe derselben liegenden Punkte, wo ihm die Nachrichten des Krieges den Gegner stehend melden, rasch und geschlossen vorzugehen. Indess, man stutzt, wenn man in der Correspondenz die Note liest, die umdatiert, von des Kaisers eigner Hand geschrieben, durch die mit der Herausgabe des imposanten Werkes betraute Commission auf den 10. October nachträglich verlegt wurde. Dieselbe stellt ein Marschschema dar für die Corps, welches überzeugend deutlich eine Versammlung der Armee für den 16. vor Weimar zum Gegenstande hat; und stellt die Details des Saaleüberganges mit bemerkenswerter Klarheit und Präcision fest; der Kaiser glaubt, wie dies aus seinem Briefe an Soult von diesem Tage ersichtlich ist, den Gegner auf der linken Seite der Saale. Nun steht fest, dass an eben diesem 10. October Napoleon Nachrichten erhielt, die ihn bewogen, plötzlich Gera am rechten Saaleufer als Vereinigungspunkt der preußisch-sächsischen Armee anzusehen und dass er erst 24 Stunden später zur ersten, richtigen Auffassung zurückgekehrt ist, worauf dann die entsprechenden Befehle für die Linksschwenkung der Armee erfolgten. Oberst von Lettow-Vorbeck kann nicht glauben, dass der Kaiser schon am 10. October über eine eventuelle Schlacht am 16. schlüssig geworden sei und datiert somit eigenmächtig und gewaltsam den zweiten Theil der Note auf den 12./13., wo sie natürlicher erscheint. Warum dies, fragen wir? Schon vor dem 10. October zeigen Stellen aus Napoleons Correspondenz, dass sein umfassender Blick einen eventuellen Saaleübergang, wenn der Gegner links derselben steht, in's Auge fasst, allerdings jedoch nicht souverain und dictatorisch; warum soll er nicht auch am 10. October diesen Gedanken gepflegt und seine Maßregeln gewissermaßen unpräjudicirlich zu Papier gebracht haben? Erst um die 9. Morgenstunde etwa läuft der Bericht von Soult ein, der darauf schließen lässt, Gera sei der Versammlungspunkt der feindlichen Armee; und sogleich wird die Armee dahin in Marsch gesetzt. In diesem Thun nun erkennen wir ihn ganz und voll; mit der Note sei es, wie dem sei; er hat keine

Absicht bindend vorgefasst, als bis zu einem gewissen Grade die, auf den Gegner loszugehen, um ihn zur Schlacht zu zwingen: willig und geschmeidig folgt er dem Wechsel der Lage, wie ihm solche die Nachrichten geben und stets wendet er sich dahin, wo, wie er auf Grund derselben glaubt, der Gegner sich befindet. Viel muthet er allerdings den Truppen in Hinsicht des Marschierens zu; sie gehen rasch und stets in Fühlung untereinander vor: immer beherrscht den Kaiser die Sorge, für die Entscheidungsschlacht, die nicht mehr lange auf sich warten lassen kann, alle Kräfte zur Hand zu haben.

Als der Kaiser in Gera erkennt, dass er übel berichtet ist und die verbündete Armee nicht hier, sondern jenseits der Saale steht, erinnert er sich sofort seiner ursprünglichen strategischen Idee, und da er dieselbe fortwährend im Auge behalten, überrascht sie ihn nicht und kehrt er zu ihr als einer alten Bekannten zurück; er erlebt die Genugthuung, sein Herausahnen des Wahren bestätigt zu sehen und die materielle Lage der Dinge — möglich werdende Umgehung, die feindliche Armee schlägt mit verwandter Front — sowohl als der Sinn, der im Stehenbleiben — wie er glauben muss — des verbündeten Heeres liegt, eröffnet ihm die Aussicht auf neue große Erfolge. Dreimal im Rechte ist Napoleon, wenn er Talleyrand am 12. schreibt, er habe alles vorhergesehen, in nichts habe er sich getäuscht. Nicht dass wir eine Ehrenrettung des politisch zweckbewussten Lügners hier versuchen wollen: denn für den Mann von Geist wäre sie abgeschmackt. Aber um den ganz eigenthümlichen Charakter dieses Krieges plastisch sichtbar zu machen, sei constatiert, dass hier Napoleon sachlich aufrichtig gesprochen haben kann; denn nicht auf die — allerdings von der Wissenschaft über alles wertgeschätzte — Thatsache kam es hier an, ob die Preußen bei Gera oder Weimar angetroffen werden würden, um sofort angegriffen zu sein, sondern auf den ganzen Eindruck, den Napoleon von der Lage empfing und der ihm darthat, wie der Gegner rath- und thatlos, bösen Gewissens voll, nicht mit Hintergedanken, sondern aus bitterm Mangel etwas Besseren, irgendwo den Angriff des Kaisers erwartet.

Und die mechanische Seite des Napoleon'schen Krieges bewundern wir in der Art, wie er rasch und sicher seine Armeefront verändert, um nun endlich an den Gegner heranzugehen, den er zugleich strategisch umgeht, um ihn dann taktisch zu umfassen. Die bis auf heute unerreichte, vorbildlich gebliebene Lebendigkeit der Mittel spricht aus diesem Thun; und gehen dieselben geradenwegs auf die Barrière der Saale und unbekümmert vor, welche jener Krieg, der sich in des Gegners Thun welthistorisch carikiert, unüberschreitbar wähnt. Weit ausholt Napoleon, um getrennt heranzumarschieren, weniger aus strategischen Gründen der Umgehung, wie es scheint, sondern einfach, um rascher zur taktischen Entscheidung zu marschieren. Unbändig wächst der Glaube an den Sieg in seiner Seele zur Gewissheit an.

Und als er am 13. October nachmittags den Gegner endlich erblickt und stehend erblickt, entschließt er trotz aller Schwierigkeit der Gegend, trotz der eigenen zur Stelle befindlichen geringen Kraft, trotz der infolge der Annahme des Gegners bei Weimar-Erfurt geschehenen Trennung der Kräfte, sich unbedenklich zum Entscheidungskampf. Er weiß nicht, was vor ihm steht,*) bis zu dem Grade, dass er es mit der Hauptmacht des Gegners zu thun zu haben glaubt, und gleichwohl gedenkt er, seine entfernten Kräfte heranrufend, am nächsten Morgen mit dem, was er zur Hand hat, den Angriff zu thun. Nicht ein Anhaltspunkt bietet sich ihm, ob er der seinerzeit in Aussicht genommenen doppelten Zahlüberlegenheit für morgen sicher ist. Und trotz alledem, diese Gewissheit des Sieges!

Wir werden sehen, woher sie kam.

Zurückbleibt der Eindruck des Ungewissen über den Gegner und der prekären eigenen Situation, den Napoleon empfangen musste, weit hinter der Wirklichkeit. Am nächsten Morgen wird er 50.000 Mann gegen zunächst 40.000 Hohenlohes bei Jena allerdings zu setzen haben, welcher sich, wie uns bekannt, ledig-

*) v. Lettow-Vorbeck hat nachgewiesen, dass der Brief des Major-Generals an Ney, der aus dem Biwak von Jena datirt ist und den Gegner auf 40.000 Mann taxiert, nicht von da aus, sondern am frühen Nachmittag abgesandt sein muss, als der Kaiser noch nichts gesehen und nur Meldungen empfangen hatte. Es ist sicher, dass Napoleon am Abend des 13. October wenigstens gefasst war, am nächsten Tag die ganze preußische Armee vor sich zu haben: daher das Heranziehen aller Corps ausnahmslos.

lich abwehrend verhalten soll. Bei Kösen aber steht Davout der fast doppelten Übermacht der Hauptarmee entgegen, der er den nächsten Tag unfehlbar begegnen muss. Was Napoleon bei Jena noch in's Gefecht bringen kann, wird erst im Laufe des Tages und allmählich zu erscheinen in der Lage sein. Ob Davout kommen kann, ist wegen des Gegners fraglich, ob Murat und Bernadotte, nicht als sicher anzusehen.

Allerdings weiß der Kaiser von den Hindernissen nicht, die seiner Unterführer warten, und glaubt vorerst ihrer Mitwirkung an der morgenden Schlacht vollkommen sicher zu sein.

Wir erkennen somit, wie Napoleon, der bisher mit wahrer Meisterschaft den Gegner strategisch gesucht, nun taktisch einem Theile nur von ihm Auge im Auge gegenübersteht und keine Kenntnis hat von dem, dass die preußische Hauptarmee sich ihm bereits entzogen hat und im Begriffe steht, eines seiner vereinzelten Corps auf dem Marsche nach Norden, so nebenher, mit erdrückender Übermacht anzufallen.

Genug ist, dass er nicht recht weiß, mit wem er morgen zu thun haben wird. Und doch das felsenfeste Vertrauen endlichen Erfolges. Ist dasselbe nichts als die vor der Armee aus wahrhaft sublimer Kenntnis der menschlichen Natur und zweckbewusst angelegte Maske?

## Jena und Auerstädt.

Am Morgen stand die Armee Hohenlohes folgendermaßen vertheilt:

Das Detachement des Generals Graf Tauentzien zwischen Lützeroda-Closwitz, rechts und links bis gegen Isserstädt und das Rauhthal ausgedehnt, also Front nach Süden, leichte Truppen vor der Front; das Zwätzenholz durch Jäger besetzt; die sächsische Brigade Cerrini hinter der Mitte gegen den Dornberg zu mit 5 Bataillons. Das Detachement war aus Truppen der verschiedensten Verbände (Reserve, Sachsen, Trümmer der Avantgardedivision) bunt zusammengewürfelt, zählte 12½ Bat., 2 Jägercompagnien, 7 Esc., 1½ Batt. und war nicht über 8000 Mann stark.

Das Detachement des Generals von Holtzendorf stand, wie uns bekannt, in der Nacht sehr verzettelt, und waren der Infanterie Rödigen und der Cavallerie Stiebritz als eventuelle Allarmplätze zugewiesen; es zählte $4^1/_2$ Bat., 21 Esc., eine 12pfdge. und $1^1/_2$ reitende Batterien; ca. 6000 Mann.

Hohenlohes Gros — Division Grawert, Brigade Dyherrn und eine Anzahl einzelner Bataillone — stand im Lager bei Capellendorf; es zählt etwa 20 Bat., 34 Esc., 3 Fuß- und 2 reitende Batterien; in Summe ca. 15.000 Mann.

Die Sachsen unter General von Zetzschwitz (Division Niesemeuschel) standen auf der Schnecke vorwärts Kötschau-Isserstädt; mit vier ehemals zu Tauentzien gehörigen Bataillonen betrug dies Corps 15 Bat., 16 Esc., 2 fahrende und 2 reitende Batterien; in Summe ca. 10.000 Mann.

Ein schwaches Detachement unter Oberst von Boguslawski stand südlich der großen Straße nach Weimar vorwärts Schwabhausen.

Rüchel stand im Lager am Webicht mit 18 Bat., 18 Esc., $3^1/_2$ Batt., ca. 15.000 Mann.

Die sorgfältigen Berechnungen der jüngsten Zeit ergeben, dass Hohenlohe zunächst über etwa 40.000 Mann, und nach der Vereinigung mit Rüchel über deren 55.000 verfügen konnte. An Reiterei hatte er in ca. 90 Escadrons 10.500 Säbel, an Artillerie 104 Stücke Batteriegeschütz und 71 Stücke der Infanterie zur Stelle.

Napoleon verfügte am Morgen über folgende Truppen, welche zum Theile die Nacht hindurch marschiert waren:

Das V. Corps auf der Höhe des Landgrafenberges; 20 Bat., 9 Esc., in Summe etwas über 20.000 Mann.

Das VII. Corps, welches am Galgenberg biwakiert hat, steht im Mühlthal bereit mit 17 Bat., 6 Esc., etwas über 16.000 Mann.

Von der Garde waren in der Nacht 5000 Mann herangekommen und befanden sich hinter Lannes am Landgrafenberg.

Vom IV. Corps ist die Cavallerie und die Division St. Hilaire heran, welche um Wenigjena lagern; 8 Bat., 9 Esc., 9000 Mann.

Vom VI. Corps, das, wie wir wissen, am Vortage irre gegangen war, treffen 5 Bat., 6 Esc., 4500 Mann in der Frühe ein.

Nach Oberst von Lettow-Vorbeck gelangten rund 50.000 Mann Franzosen in's Gefecht. Weit überwog in dieser Zahl die Infanterie, da nur 30 Escadrons vorhanden waren. Wie viel an Artillerie am Morgen zur Verfügung stand, ist in den Einzelheiten nicht bekannt; es ist jedoch anzunehmen, dass nicht mehr als höchstens 50 Piècen feuerbereit gestanden haben; zählte doch die ganze französische Artillerie, die im Laufe des Tages auf's Schlachtfeld kam, im besten Fall 108 Geschütze.

Hohenlohe hat außer Rüchel keine Unterstützung zu erwarten. Napoleon weiß folgende eigene Truppen im Anmarsch auf Jena:

2. und 3. Division des IV. Corps,

2. und 3. Division des VI. Corps,

die Dragonerdivisionen Klein, Hautpoul und Nansouty;

und glaubt Murat, Davout und Bernadotte über Dornburg und Apolda in des Gegners Flanke und Rücken vorgehend.

Der Fürst von Hohenlohe hatte um 6 Uhr morgens dem Könige geschrieben, er erwarte heute in seiner linken Flanke angegriffen zu werden, trage jedoch keine Sorge, da ihm Rüchel nahe sei. Um jene Zeit hatte Napoleon schon längst seine Schlachtdisposition dictiert; folgendes besagt dieselbe dem Sinne nach:

„Der Marschall Augereau stellt sich im Mühlthal derart auf, dass er sein Corps, sobald Lannes oben durch sein Vorgehen Luft macht, auf die Höhen*) hinaufführen kann, um den linken Flügel der Armee zu bilden;

Der Marschall Lannes formiert sein Corps auf eben jenem Flecke, wo er die Nacht gelagert hat;

Die Garde stellt sich hinter dem V. Corps, die Artillerie derselben auf der Höhe**) auf.

Die Artillerie der Division Suchet (V. Corps) beschießt Closwitz, welches sodann auf das Zeichen des Kaisers angegriffen und genommen wird;

Der Marschall Ney ersteigt, sobald seine Truppen heran sind, gleichfalls die Höhen und geht rechts von Lannes vor, so-

*) Südwestlich Cospeda.

**) Der Windknollen.

bald durch Wegnahme von Closwitz Raum zur Entwicklung gewonnen wurde.

Der Marschall Soult geht durch das Rauhthal vor, sucht die Verbindung mit der Mitte und bildet so den rechten Flügel der Armee.

Die Verwendung der leichten Cavallerie bleibt den Corpsführern überlassen; die schwere hingegen stellt sich, sowie sie ankommt, hinter der Garde als Reserve auf.

Vor allem handelt es sich darum, Raum zur Entfaltung der Armee in der Ebene zu gewinnen; die bezüglichen Anordnungen werden sodann nach der sich ergebenden Lage erlassen werden."

Was nehmen wir, die wir die verschiedenen wissenschaftlichen Kritiken dieser Schlachtdisposition nicht gelesen haben, ohne viel zu grübeln, einfach und natürlich an derselben wahr? In Hinsicht der Vertheilung der Kräfte wahrhaftig nichts als den Eindruck, wie der Kaiser, unter dem Gedanken, möglichst versammelt zu sein, dieselben der Plastik des Terrains und der schon bestehenden Gruppierung ganz natürlich anpasst; ein Armecorps stellt sich, soweit es der Raum erlaubt, einfach und ohne Künstelei neben dem andern auf. In Hinsicht der Bestimmung der Kraft lässt des Kaisers Disposition vorerst nichts erkennen, als das Streben, den nächsten naheliegenden Zweck, Raumgewinn für den Aufmarsch, zu erreichen. Das Wie, Wo und Wann des Angriffs behält sich der Feldherr persönlich vor.

Um 6 Uhr etwa gibt er das Zeichen zu demselben; ein dichter Herbstnebel lag auf der Gegend; derselbe verdeckte die beiderseitigen Truppen und so entspann sich ein anhaltendes Feuergefecht ohne besondere Resultate zwischen den Divisionen Suchet und Gazan des V. Corps und den Truppen Tauentziens; die Division St. Hilaire des IV. Corps nahm vom Rauhthal her an diesem Kampfe einigen Antheil; elf französische Bataillone kamen effectiv in's Gefecht, und nach drei Stunden sah sich Tauentzien auf der ganzen Linie zum Rückzuge gezwungen. Auf Hohenlohes inzwischen eingetroffenen Befehl gedachte er denselben auf Klein-Romstädt zu nehmen; jedoch die Truppen hatten denselben zum Theile bereits unfreiwillig angetreten; sie

waren sehr arg mitgenommen worden. Die sächsische Brigade, die gegen Isserstädt zurückgewichen war, war völlig zersprengt, die Batterie derselben genommen; einzelne Compagnien waren vollkommen abgedrängt und nahmen ihren Rückzug auf Punkte, die sie vom eigentlichen Orte des Kampfes mehr oder weniger entfernten.

Napoleon hatte um die neunte Morgenstunde seinen ersten Gefechtszweck völlig erreicht; offen lag vor ihm die Ebene. Aber er konnte zunächst doch nicht so rasch vorgehen, wie er es wohl wünschte; General von Holtzendorf war, nachdem er sein Detachement, wenn auch infolge von Fehlmärschen einzelner zum Rendezvous kommender Truppentheile nicht vollzählig, so doch ziemlich vereinigt hatte, auf den Kanonendonner von Closwitz losmarschiert und traf etwa um 9 Uhr oder kurz darauf auf die Flanke der Tauentzien verfolgenden Division St. Hilaire. Dieselbe war gezwungen, sich gegen ihn zu wenden, um diesen Feind in ihrem Rücken vorerst abzuthun. An Infanterie schwächer, an Reiterei und besonders Artillerie dem Gegner weit überlegen, wurde der General gerade durch einen raschen Angriff der französischen Cavallerie — die mit allem, was vorhanden war, zwei Regimentern im ersten, einem im zweiten Treffen, die schwadronweise attakierende preußische Reiterei nacheinander schlug — übel zugerichtet; nachdem sie geworfen worden, war die deutsche Reiterei nicht mehr zu halten und ritt im Zurückgehen eigene Infanterie nieder. Mit bedeutendem Verlust zog sich Holtzendorf zunächst auf Stobra, weiter auf Apolda, also direct hinweg vom Orte der Entscheidung, zurück und die Truppen Soults gewannen sogleich wieder nach links vorwärts freie Hand.

Um 7 Uhr hatte General von Grawert, den Lärm des Gefechtes vernehmend, seine Division unter das Gewehr treten und die Reiterei auf Klein-Romstädt vorausgehen lassen. Da erschien der Fürst im Lager und war im ersten Augenblick über das Beginnen des Generals sehr aufgebracht; aber sehr bald hatte ihn derselbe umgestimmt und jetzt willigte Hohenlohe darein, dass sich die Truppen Grawerts auf Klein-Romstädt in Bewegung setzten. Es mag etwa 8 Uhr gewesen sein, als er, dem jetzt die Ahnung aufzudämmern beginnt, er könne trotz seiner Instruction, die ihn auf Vermeidung des Gefechtes wies, denn doch gegen seinen

Willen zu einem solchen gezwungen werden, die Bewegung zur Unterstützung Tauentziens begann. Gleichzeitig wendet sich der Fürst schriftlich an Rüchel mit der Bitte um Unterstützung, da er eben heftig angegriffen werde.

Sodann, erfahren wir, verlor der Fürst die allgemeine Lage völlig aus den Augen und machte sich fortwährend bei der Division Grawert allein zu thun. Er unterließ das Bilden und Bereitstellen einer Reserve und sandte keinen Befehl an die Sachsen, die mittlerweile gleichfalls aus dem Lager gerückt waren und mit der Infanterie auf der Schnecke, der Cavallerie hinter Isserstädt aufgestellt waren. Die Frage stand ganz einfach darauf, ob der Fürst ein Gefecht annehmen oder sich zurückziehen solle, doch ist aus dem überlieferten Materiale durchaus nicht zu erkennen, ob sich der Fürst diese Frage überhaupt gestellt hat. Und da muss man nun wohl erwägen, ob dies möglich, und wenn das ja, ob es wahrscheinlich ist und damals naheliegend war. Hohenlohe wusste nicht, wer und was ihm gegenüberstand, mit wie viel Truppen des Gegners er zu thun bekommen könne. Er vernahm den Lärm des Gefechtes vom Dornberge her, und da kann, so scheint es, der Entschluss füglich nicht getadelt werden, mit einer entsprechenden Macht persönlich vorzugehen und Aufklärung zu gewinnen. Nochmals, erinnern wir uns wohl, die Heeresleitung selbst hatte dem Fürsten mitgetheilt, es stehe nicht zu erwarten, dass er von überlegenen Kräften angegriffen werde; der Fürst gedachte daher mit eigenen Augen zu sehen, um schlüssig zu werden, was zu thun sei, und dass er sich dabei in Person nach vorwärts begab, zumal bei dem auch jetzt noch die Landschaft beherrschenden Nebel, verdient Anerkennung und nicht den bisher gedankenlos ausgesprochenen Tadel. Er commandierte ja nicht, jetzt, um 9 Uhr morgens, eine Bataille rangée, in welcher man des Gegners Stärke, Stellung, Plan, sowie die eigene Lage im allgemeinen übersehen kann, sondern einen Heerestheil, der zunächst als Arrièregarde zu dienen die Bestimmung hatte; ersichtlich gehört der Führer in solch relativ kleinen Verhältnissen zu dem am Feinde befindlichen Theil. Wohl mag eine gewisse Nervosität Hohenlohes mit im Spiele gewesen sein, die ihn sich zu sehr mit den Truppen

beschäftigen, an ihnen kleben ließ; jedoch man bedenke stets, dass es ein Heer des XVIII. Jahrhunderts war, das unter seinen Befehlen stand. Napoleon hat niemand daraus einen Vorwurf gemacht, dass er die Nacht des 13./14. October auf der Höhe des Landgrafenberges sehr exponiert zugebracht hat; nehmen wir als ausgemacht an, dass der Kaiser der Franzosen sich — wenn auch wohl materiell, zahlen- und stellungsmäßig — doch kriegspsychologisch nicht gefährdet glaubte, dass er davon durchdrungen war, der Gegner werde nicht die Erkenntnis und nicht die Energie, auch wenn er stärker sei, ihn anzufallen haben; gut, nehmen wir an, dass Napoleon — materiell exponiert — so doch psychologisch nicht exponiert gewesen ist, und dies voll erkannte; so loben wir sein Thun, denn er war dann trotz des äußeren Scheines, in Wahrheit nicht exponiert. Aber gleichwohl lässt sich nicht verkennen, dass Hohenlohe, als er sich am nächsten Tage in die gefährdete Zone begab, auch seinerseits mancherlei und gute Gründe dafür gehabt haben mag; Gründe, die bei seiner Mission: den Rückzug der Armee zu decken, und seiner mangelhaften Kenntnis über den Gegner wohl klar am Tage liegen. Und dann ist der Vorwurf: ein Feldherr sei, um zu sehen, zu weit persönlich vorgegangen ein Vorwurf, der erst auf dem in neuerer Zeit gebotenen Schauspiel fußt, wie der Führer der Armee fern derselben bleiben muss, wenn er sie ersprießlich führen soll; dieses Schauspiel war **dazumal noch unbekannt** und hatte man, besonders im preußischen Heer, eine sozusagen naivere Meinung von den Pflichten des Führers. Wahrhaftig, **alles** Thun der besiegten Feldherren jener Zeit hat die Kritik der Epigonen rein, das heißt actuell militärisch prüfend, zum Sündenbock des Misserfolges gemacht; und verurtheilt sie **hier** ihren Mangel an Energie und die egoistischen Motive, so bricht sie **dort**, wo Thatkraft und Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst erscheinen, ebenfalls den Stab.

Nun denn, der Fürst setzte sich an die Spitze der Reiterei und ging mit ihr auf Vierzehnheiligen vor. Die 10 Bataillone

der Grawert'schen Division folgten in ausgedehnter Linie auf dem Raume Isserstädt-Vierzehnheiligen. Bei diesem Orte angekommen, machte der Fürst, da der Nebel noch immer über die Gegend zog, mit seinen Truppen Halt, um abzuwarten. Eben traf Tauentzien mit den Resten seines Detachements beim Orte ein und wurde alsbald nach Klein-Romstädt zurückgenommen, worauf einige Ordnung in die Truppen der preußischen zweiten Linie zu bringen versucht ward, indem einige Bataillone unter Befehl des Generals Cerrini gestellt wurden. Hohenlohe erfuhr von Tauentzien das Nachdrängen feindlicher Truppen und übersandte Holtzendorf den Befehl, denselben in die Flanke zu fallen; es ist uns bekannt, dass Holtzendorf, bereits in einen Sonderkampf verwickelt und bald geschlagen, diesen Befehl auszuführen nicht in der Lage sein wird. Inzwischen waren bei Vierzehnheiligen die Gegner aufeinandergetroffen, das heißt, mitten im Nebel, der noch immer nicht gewichen war, entwickelte sich eine lärmende Kanonade, während die beiderseitigen Truppen zunächst ziemlich unbeweglich standen. Tirailleurschwärme der Franzosen gingen mit ihren Batterien vor und begannen auf die preußischen Truppen zu feuern. Die Franzosen entwickelten um diese Zeit, gegen 10 Uhr, in dem Raume Krippendorf-Vierzehnheiligen-Isserstädter Forst das Corps von Lannes und links von diesem die eben eingetroffenen fünf Bataillone der Avantgarde Neys. Eine starke Artilleriemasse, 25*) Geschütze, stand gegen Isserstädt. St. Hilaire war eben mit Holtzendorf beschäftigt; Augereau mit einer Division im Isserstädter Forst, mit der anderen noch im Mühlthale zurück. Da gab nun ein Angriff Neys mit seiner Avantgarde auf eine preußische reitende Batterie Anlass zu einem Reiterkampf bei Vierzehnheiligen, der trotz der Zahlüberlegenheit auf deutscher Seite infolge des Nacheinanderauftretens der Regimenter, die eines nach dem andern vom 10. Chasseurregiment geworfen wurden, zunächst unglücklich für die Preußen ausfiel, welche, wie dies in solchen Fällen wohl häufig vorzukommen pflegt, die eigene Infanterie niederritten. Jedoch bald wandte sich das Blatt, da die preußische Reiterei der französischen dreimal überlegen war. Die genommenen Geschütze wurden nach Hinwegführung der Protzen wieder im Stiche gelassen und zogen sich die Ney'schen Chasseure

*) Davon 14 von der Garde-Artillerie.

auf ihre Infanterie zurück. Hohenlohe hatte einen üblen Eindruck von der Haltung seiner Reiterei gewonnen und nahm dieselbe hinter Vierzehnheiligen zurück. Sogleich wurde nun dieser Ort von den Voltigeuren Neys besetzt.

Der Fürst war, wie bekannt, mit der Division Grawert vorgegangen; 10 Bataillone zählte diese; ebensoviel etwa waren zwischen Groß-Romstädt und Kötschau zurückgeblieben, die, verschiedenen Verbänden angehörend, unter ein einheitliches Commando noch immer nicht gestellt waren. Es mag 10 Uhr vorbei gewesen sein, als der Nebel wie eine Wandeldecoration urplötzlich in die Höhe ging und Hohenlohe gestattete, die Lage der Dinge zu sehen. Nicht historisch überliefert ist, was er gesehen hat; jedoch wir können ziemlich genau berechnen, was er von der Kraft des Gegners *nicht* gesehen haben kann: die Garde, St. Hilaire, Augereau; es bleiben somit im besten Falle Lannes, von dessen höchstens 20 Bataillonen 6 noch in Reserve standen, und die 5 Bataillone von Ney, also in Summe 19 Bataillone zurück. Bedenkt man nun, *dass ein wesentlicher Theil dieser Truppen in Tirailleurs aufgelöst* und die geschlossenen Verbände über einen weiten Raum zerstreut gewesen sind, der schließlich auch nicht wie ein Tisch glatt und eben war, so muss man zu dem Schlusse kommen, dass Hohenlohe den Eindruck der *absoluten Uebermacht nicht empfangen haben kann.* Den Blick für dieselbe besaß der kriegserfahrene Fürst sicherlich; sie muss daher wohl nicht recht sichtbar gewesen sein, denn nunmehr gab er den Befehl, gegen die Stellung von Vierzehnheiligen zum Angriff vorzugehen. In Echelons mit zwei Bataillonen vom linken Flügel wurde derselbe wie auf dem Exercierplatz von den Truppen des ersten Treffens ausgeführt, während rückwärts circa 7 Bataillone verschiedener Verbände dem Impuls nach vorne folgten. Sogleich gingen nun die geschlossenen französischen Truppen zurück, während sich die Tirailleurs in Vierzehnheiligen und dem Wäldchen südlich davon erfolgreich zu behaupten wussten. Die Sachsen, das Vorgehen Hohenlohes bemerkend, gingen zum Theile von der Schnecke gegen Isserstädt vor, ohne jedoch den Ort zu besetzen. Wir nehmen also wahr: *Die Franzosen, local nicht in der Uebermacht, gehen mit ihren geschlossenen Truppen zurück, während die Tirailleurs an jenen*

Punkten des Terrains, die Schutz gewähren, zähe hängen bleiben. Noch nirgends ist diese Lage wahrhaft präcisiert worden; **Hohenlohe sah ganz einfach nichts nahe vor sich,** was er mit seinen starren und geschlossenen Linien im Chargierschritt angreifen hätte können. Nichts stand zunächst vor ihm, als Tirailleurs, in Orten, die ein geschlossener Verband nicht wohl betreten kann; das ist die Lage gewesen und sie zwang zu dem Entschluss des Fürsten, den die Kritik als einen **freiwilligen** ansieht und demgemäß für **unbegreiflich** hält; denn im Angriffe mit dem Bajonnett gipfelte doch die alte Form. Hohenlohe stellte ganz einfach die Vorbewegung ein, er sah eben nichts, was anzugreifen sei.

Man hat nach Gründen für dieses Stoppen in der allgemeinen Lage geforscht*) doch wird zugegeben, dass es nur eine Vermuthung sein kann, Hohenlohe habe vom Vorrücken Augereaus, St. Hilaires u. s. w. Kenntnis gehabt. Es scheint, dass, wären um diese Zeit Nachrichten über das Nahen feindlicher Verstärkungen beim Fürsten eingelangt, diese Thatsache doch da oder dort überliefert hätte werden müssen; es ist bisher keineswegs geschehen; und so spricht die Wahrscheinlichkeit — die wir jedoch weit entfernt sind, als Thatsache behandeln zu wollen — dafür, dass Hohenlohe ganz naturgemäß aus dem Grunde stutzte, da er sich plötzlich nur Tirailleuren zunächst gegenüber sah, welche in ihren Stellungen anzugreifen seine Truppen, wie erwiesen ist, durchaus nicht geeignet waren; geschlossene Massen standen ihm augenblicklich nicht *à portée* gegenüber; denn uns wird erzählt, sie wichen dem Stoße aus. Dieses Stutzen Hohenlohes ist daher in Wahrheit nichts, als das Stutzen des Bedenkens und der Überlegung, was angesichts einer taktisch scheinbar unmöglichen Lage zu beginnen sei; diese Art des Stutzens ist dem Feldherrn wohl erlaubt; doch ist es sein Beruf, dasselbe rasch zu überwinden. Indessen hatten Bataillone, die Grawerts rechtem Flügel folgten, im Verein mit der sächsischen Artillerie den Ort Isserstädt genommen. Napoleon hatte die retrograde Bewegung seiner Truppen wohl wahr-

*) Reinländer, 123.

genommen und warf zunächst die leichte Cavallerie-Brigade des V. Corps in den rechten Flügel der feindlichen Infanterie, doch wurde diese Truppe durch preußische und sächsische Reiter völlig geworfen. So war der preußische rechte Flügel bis an den Isserstädter Forst vorgezogen, die Mitte stand im stehenden Feuergefecht vor Vierzehnheiligen und der linke Flügel dehnte sich nördlich des Ortes umfassend aus.

Äußerst günstig war die Meinung des Fürsten von seiner Situation, wie aus der Thatsache erhellt, dass er eben jetzt die Beglückwünschungen des Generals von Grawert entgegennahm. Gleichzeitig traf der an Rüchel gesandte Officier mit der Versicherung des Generals ein, er sei bereit, aus Kräften und als Freund gern zu helfen. Der Fürst antwortet, indem er, des Dankes voll, Rüchel einen „braven Freund und rechtschaffenen Mann" nennt, zugleich sich jedoch verleiten lässt, jenem die Eroberung von Geschützen, die durchaus nicht stattgefunden hat, zu melden.*) Aus alledem geht hervor, dass Hohenlohe in diesem Augenblick aufrichtig und ehrlich an den Erfolg geglaubt haben muss, er kann fast nichts von dem Herannahen überlegener feindlicher Kräfte vernommen gehabt haben. Ein scharfes Licht wirft der Ton, in welchem Hohenlohe und Rüchel miteinander verkehren, auf das Verhältnis der Führer im preußischen Heer . . . jeder darf, den bestehenden Anschauungen gemäß, so ziemlich thun, was er will und der General der Infanterie hat nicht das Recht, den nahe hinter ihm stehenden Generallieutenant einfach zum Gefechte heranzubefehlen, sondern er muss ihn um seine Hilfe bitten und dankbar sein, wenn jener sie gewährt. So war es Brauch in der preußischen Armee; bekannt genug ist, dass das, was lange genug geübt worden ist, unter dem Donner der Kanonen nicht plötzlich abgelegt zu werden pflegt, besonders was die Führung betrifft; denn mit dem Thun der Truppen im Gefechte ist's oft ein anderes Ding. Die Führer werden durch den Kampf nicht in dem Maße seelisch hergenommen, wie das Truppenmaterial, und so bleibt in ihnen die Gewohnheit länger, lebendiger wirksam. Hohenlohe hatte kein Recht, Rüchel Befehle zu geben; er hatte nicht die Macht dazu, da im hierarchischen Verkehre, solange derselbe besteht, Macht und Recht sich so ziemlich decken.

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 357.

Niemand, der verständig denkt, kann es somit dem Fürsten zum Vorwurfe machen, wenn er zur Entscheidung, von der er gar nicht wissen konnte, wie nahe sie war, das Detachement von Rüchel nicht unmittelbar zur Verfügung hatte. Was er thun konnte — eine *entente cordiale* — hat er vollkommen gethan.

Lannes führte nun auf Napoleons Befehl mit seiner Corpsreserve einen Stoß gegen den preußischen linken Flügel, der jedoch, da sich ihm einzelne Truppentheile von rückwärts allmählich angeschlossen hatten, abgewiesen wurde. Grawert nahm auf seinem rechten Flügel Truppen der zweiten Linie, besonders die Brigade Dyherrn, in die erste vor und verlängerte sich immer mehr nach rechts und vorwärts. Die beiden Flügel Hohenlohes waren nun nicht unerheblich vorgerückt und die Stellung gegen Vierzehnheiligen zu einer umfassenden geworden. Hier hielt Hohenlohe und erörterte mit Officieren seines Stabes, wie der Ort hinwegzunehmen sei. Immer klarer liest man aus den Gefechtsberichten die Thatsache heraus, wie der preußische Feldherr nicht vorgehen zu können glaubte, bevor der Ort genommen sei; diesen zu erobern gebrach es ihm an der taktischen Fähigkeit. Ersichtlich wird dies, wenn man hört, er habe dem Vorschlage nicht zugestimmt, das Dorf mit Infanterie hinwegzunehmen, vielmehr sollte der Artillerie die Aufgabe zu Theil werden, durch ihr Feuer das zuwege zu bringen, wozu die Infanterie die Eignung nicht besaß. Fast stets kann man es für ein Krankheitssymptom der großen Taktik halten, wenn die Artillerie als Lückenbüßer herangezogen wird. Nicht heute nur, sondern dazumal schon und vielleicht noch mehr als heute, selbst in der preußischen Armee, wies die Bestimmung des Geschützes auf Unterstützung des Fußvolkskampfes und nicht auf Ersatz desselben. Gerade der Zweck, den Gegner aus einem Dorfe, Walde, zu vertreiben, war zu jener Zeit mit den unvollkommenen Geschossen schwierig zu lösen. Und so kann diese Maßregel wohl billig als Ausflucht betrachtet werden, die man rathlos ergriff, während man, wie es scheint, ungeduldig das Herrannahen Rüchels erwartete.

Er kam noch immer nicht. Inzwischen litten die geschlossenen preußischen Linien sehr durch das Feuer der französischen Tirailleure, denen mit Bataillonssalven nicht beizukommen war.

Man denke sich in die Lage. Verächtlich sah man in der preußischen Armee das Tiraillieren an; auszog man in den Kampf mit dem beharrlich festgehaltenen Glauben, die Kriegsdisciplin der preußischen Bataillone werde, wenn auch die Leute materiell, durch ihre taktische Form, dem Gegner vis-à-vis im Nachtheil waren, mittelst ihres Überschusses an Kriegsmoral, die eben mit der alten Form innig verwachsen war, endlich zum Erfolge führen. Es muss hervorgehoben werden: Nicht verschloss man sich der Einsicht, dass der Tirailleur dem im geschlossenen Verbande fechtenden Soldaten **mechanisch** überlegen war; indem er ein geringeres Ziel bot als jener. Mit Blindheit war man keineswegs geschlagen und diese Thatsache sah man völlig ein. Aber man hielt die kriegerischen Eigenschaften des preußischen Soldaten für so hoch, dass er, trotzdem er in mechanisch schlechten Formen focht, sich bewähren und den materiellen Nachtheil reichlich wettmachen werde. Die alte Form behielt man wegen der Macht der Tradition bei; man rechnete mit dem deutschen Volkscharakter, der zum Einzelkampfe nicht tauge: alles Ewägungen eminent militärischer Natur, die man heute, da in der Form alles zu liegen scheint, kaum mehr in ihrem ganzen und eigenthümlichen Gewichte von dazumal pflegt; indem man es heutzutage, sehr gewitzigt, vorzieht, sich um jeden Preis und vor allen Dingen auf der Höhe der modernen Kriegsform zu erhalten. Aber damals dachte man nicht so. Obwohl man die Mängel der alten Form zweifellos erkannte, hielt man sich doch immer noch für stärker durch den Geist, der in der alten Kriegsform lag und von ihr nicht wohl zu trennen schien. Gewissermaßen hielt man in Preußen die überkommene Kampfesweise für eine historisch „berechtigte Eigenthümlichkeit", die auch noch in der Gegenwart ihre Schuldigkeit erfüllen werde. Und viel Wahrheit lag fürwahr in dieser Erwägung während der vorjena'schen Zeit; sie rechnete nicht mit militärischen Motiven allein, sondern zugleich mit der socialen und politischen, ja selbst der wirtschaftlichen Lage der eigenen Nation. Jedoch man täuschte sich über den Wert der Imponderabilien im Mann, die nicht hoch genug sein konnten, wollte man einen Kampf mit der alten gegen die

neue Form ehrenvoll bestehen. Diese Imponderabilien bewährten sich jetzt, bei der blutigen Probe, nicht mehr in dem Grade, wie dies nothwendig gewesen war; dahingestellt möge bleiben, ob der Geist irgend einer Truppe zu irgend einer Zeit trotz der Mängel der Kampfesform sich länger und besser bewährte; denn noch immer standen die preußischen Bataillone und empfingen ohne Wanken das Blei, das sie nicht, oder unvollkommen nur, erwidern konnten. Inzwischen vollzogen sich auf der Seite der Franzosen Abwandlungen der großen taktischen Lage, die bald fühlbar oder wenigstens sichtbar werden mussten. St. Hilaire hatte, nachdem er Holtzendorf abgethan, sich gegen den linken preußischen Flügel gewandt; Napoleon hatte, vielleicht nicht ohne innere Sorge, doch erfolgreich mit den geringen vorhandenen Truppen und vornehmlich durch ihre Kampfesart — das Schützengefecht — das Terrain vor Vierzehnheiligen gehalten. Nun kamen allmählich seine Verstärkungen heran. Es waren dies: Augereau, dessen eine Division bisher, ziemlich ohne etwas besonderes zu leisten, im Isserstädter Forst gesteckt, entwickelte seine zweite endlich gegen die Schnecke; beiläufig um 11 Uhr trafen die 2. und 3. Division von Ney — 15.000 Mann — am Schlachtfelde ein; die Reiterdivisionen Klein, Nansouty, Hautpoul kamen eben heran; gegen Mittag erschienen die zwei letzten Divisionen von Soult, die den Weg St. Hilaires genommen, auf dem rechten Flügel der Armee; in Summe etwa 33.000 Mann nebst 7000 Pferden. Allein diese Macht war noch lange nicht eingesetzt; zum Theil war sie über das Schlachtfeld im Vorrücken begriffen, zum Theil formierte sie sich zum Kampf; sie war noch keineswegs gefechtsbereit; und nichts weniger als am Orte des Gefechtes, wo jetzt — ca. 1 Uhr — die Entscheidung zu fallen begann. Drei Stunden hatten die preußischen Bataillone im stehenden Feuergefecht, trotz der Nachtheile der eigenen Form, gegen die Schützen von Lannes und Ney gestanden; kurz nach Mittag, so wird berichtet, begannen die Verluste unerträglich zu werden. Hohenlohe zögerte, den Befehl zum Rückzuge zu geben, und wer militärisch fühlt, begreift, dass er gezögert hat; auch wenn uns nicht bekannt wäre, dass er auf Verstärkungen — Rüchel — wartete. Allein der Überschuss an Kriegsmoral, der in seinen Bataillonen stak, war

durch die Ungleichheit der kriegerischen Formen bereits mehr als ausgeglichen worden, und wider seinen Willen, trotz seiner Einsprache, wandte sich nun ein Bataillon nach dem andern, um zurückzugehen. Was das bedeutet, leuchtet ein; schwer schädigt es den Geist der Truppe, wenn sie sieht, der Führer habe sich in seinen Berechnungen getäuscht und halte sich gezwungen, den Rückzug zu befehlen; Flucht nennt man es, wenn die Truppe gegen den Willen des Führers den Rückzug anzutreten beginnt.

Und eine solche begann nun mit allen Schrecken im Hohenlohe'schen Heer. Der Fürst, in seiner Verzweiflung bemüht, durch sein persönliches Beispiel die Truppen zum Stehen zu bringen, vergaß und unterließ fast ganz Dispositionen für den Rückzug, den er nun endlich befahl, zu erlassen; widerstandslos wälzten sich die aufgelösten preußischen Truppen, zu deren Aufnahme nichts von Gehalt vorhanden war, der Straße von Weimar zu. Unmöglich, physisch unmöglich war es, der Flucht, die eben begonnen, die strategisch naheliegende Richtung Apolda zu geben. General von Zetzschwitz mit den Sachsen blieb, obwohl er das Zurückgehen Hohenlohes sah, auf der Schnecke stehen, auch nachdem die Franzosen Isserstädt bereits genommen hatten. Er hatte keine Befehle erhalten. Einen schweren Vorwurf hat ihm die Kriegsgeschichte daraus gemacht; denn in der That bekam ihm sein Ausharren übel. Jedoch man versteht auch ihn, wenn man sich in seine Lage denkt, ganz gut. Er blieb eben als Aufnahmstruppe stehen oder glaubte als solche zu dienen, wenn er lediglich nicht vom Platze wich; hätte er in dem Augenblicke der bei Hohenlohe beginnenden Debandade auch seinerseits vor dem Gegner weichen sollen? Der moralischen Wirkung wegen that er es einmal nicht und dann der mechanischen Aussicht zu Liebe, in die Flanke der verfolgenden Franzosen später vorzugehen.

Nach 1 Uhr war endlich die Spitze des Rüchel'schen Detachements westlich Capellendorf erschienen. Dieser General war durchdrungen von der felsenfesten Überzeugung, die preußischen Truppen seien, wie jedem anderen Heer, so auch dem Napoleons unendlich überlegen; in ihm verkörperte sich jenes blinde Selbstvertrauen, das dem einfachen Kämpfer so wohl ansteht, indem es ihn ohne Ueberlegung in den Kampf

vertrauend führt, dem Führer jedoch und zwar je höher er steht, umso gefährlicher wird. In Friedenszeiten liebt man solche Führer und meist unterscheidet man nicht, ob ihr Enthusiasmus für die Sache nur geheuchelt, oder, wie hier, aufrichtig ist. Den Skepticismus, der der unweltmännischen und wenig lebensklugen Fähigkeit auf der Stirn geschrieben steht, den liebt man nicht und will von ihm nichts hören; und in mancher Hinsicht wohl auch sehr mit Recht, denn der Skepticismus, wo er vorhanden ist, werde nicht geäußert, man treibe als Soldat, und stehe man noch so hoch, nie pessimistische Kannegießerei; in der Zurückhaltung und Decenz des gesprochenen Urtheils zeigt sich ja der Mann der That, während der Denker sich durch seine Offenheit und naive Überzeugungstreue des Anspruchs auf das Feld praktischen Thuns mehr oder weniger begibt. Doch hier haben wir's mit einem Extrem zu thun, dem militärischen Chauvinisten unverfälschter Qualität; auf günstigem Boden, heimatlichem Boden, und unter der Sonne des Friedens, schießt diese Sorte üppig in das Kraut. So war es auch mit Rüchel, der ein großes Ansehen in der Armee genoss. Ersichtlich ist an diesem Mann, dass ihm das dem Feldherrn nicht ersten Ranges und selbst diesem oft unentbehrliche Misstrauen in die eigene Kraft und in den Wert der eigenen Mittel gänzlich abgegangen ist. Indem er der Wahlstatt nahte, betrachtete er sich als den Fels, an welchem die Uebermacht des Feindes unfehlbar zerschellen müsse. In der Nähe von Capellendorf traf er mit Massenbach zusammen, der ihm Aufschluss über die Lage gab und sogleich schickte er sich an, durch einen energischen Stoß die Verfolgung aufzuhalten. Nachdem er eine unverhältnismäßig starke Reserve bei Wiegendorf, also erstaunlich weit, zurückgelassen hatte, ging er durch den Ort und formierte sich auf dem jenseitigen steilen Hange zum Angriff in Echelons; 11 Bataillone waren hier vereint und hängten sich noch einzelne geschlossene Truppentheile von Hohenlohe an. Soeben erschien französische Artillerie auf dem Kamm der Höhe und feuerte sogleich Kartätschen in diese Masse hinein, die nicht zu verfehlen war; in einem Augenblick gab es den bedeutendsten Verlust; die feindliche Infanterie griff ein und als Rüchel selbst durch die Brust geschossen war, obwohl mit seltenem Heroismus bei seinen Bataillonen ver-

blieb, stutzten dieselben auf der halben Höhe des steilen Hanges, um sich unverweilt auf das Ortschaftsdefilé in ihrem Rücken aufgelöst zurückzuwerfen. Kaum eine halbe Stunde hatte das Gefecht gedauert und mit der Niederlage schwand die letzte Möglichkeit, der Verfolgung Einhalt zu gebieten.

Es war etwa 3 Uhr nachmittags; muthig hatten sich einzelne deutsche Schwadronen den französischen Cavalleriebrigaden, natürlich ohne jeden Erfolg, vereinzelt entgegengeworfen; ein sächsisches Bataillon nahm den unglücklichen Feldherrn in seine Mitte und geleitete ihn unter stetem Kampf mit den französischen Reitern aus dem Getümmel zurück. Die Infanterie aller Verbände war nicht mehr zu halten und floh regellos Weimar zu. Endlich sah auch General von Zetzschwitz ein, er müsse zurück; alles, was noch vorne stand, schloss sich den Sachsen an; aber bei Kötschau wurde die Division, nachdem sie in französisches Artilleriefeuer gerathen, von Reiterei auf allen Seiten angefallen; die Leute verloren gänzlich ihre Haltung und da die Feuerdisciplin nicht mehr herzustellen war, so wurde die ganze Division zersprengt; was nicht fiel, wurde gefangen; und nur dem Commandanten glückte es, sich mit einem Theil der Reiterei auf die Weimarer Straße zu retten.

Wir wissen, dass Napoleon im Augenblicke der Entscheidung bei Vierzehnheiligen keineswegs über weit überlegene Kräfte an Ort und Stelle gebot; so wurde, als Hohenlohe wich, die Verfolgung zunächst durch jene Truppen aufgenommen, die bisher gefochten hatten; der Kampf mit Rüchel hatte ihren Eifer etwas abgekühlt und so zogen sich die Truppen der preußisch-sächsischen Armee eine zeitlang, ohne scharf verfolgt zu werden, zurück. Ein von Rüchel zurückgelassenes Detachement stand am Webichtforst bei Weimar, und als der Fürst von Hohenlohe um 4 Uhr hier erschien, war daselbst bereits ein Theil der geschlagenen Truppen neuerdings gesammelt. Jedoch es geschah nichts, um sich hinter die Ilm zu ziehen und diesen Abschnitt zu halten. Man berieth, den Fluss im Rücken, hin und her, wohin der Rückzug anzutreten sei, und kaum katte man ihn in der Richtung auf Liebstädt begonnen, so schmetterten schon französische Artilleriegeschosse in die Truppen ein; nun ging der letzte Rest von Halt verloren und bald waren nur mehr chaotische Massen in wilder

Flucht zu sehen. Der Fürst, jenseits der Ilm angekommen, erfuhr den Ausgang der Schlacht von Auerstädt, vernahm von der tödtlichen Verwundung des Herzogs und floh nun verzweifelnd und unaufhaltsam vor der französischen Reiterei dahin, seine zersprengte Armee ihrem Schicksale überlassend.

Bis an die Ilm im großen Ganzen folgte Napoleon an diesem Tage; es standen seine Truppen abends wie folgt: Murat mit zwei Reiterdivisionen in und einer vorwärts Weimar. Ney ebendaselbst; Soult bei Ulrichshalben; bei Apolda Bernadotte; auf dem Schlachtfelde von Jena lagerten Lannes und Augereau; die Division Dupont und eine Dragonerdivision bei Dornburg; Hauptquartier in Jena. Als sich der Kaiser zur Ruhe begab, hatte er noch keine Kenntnis davon, dass er heute zwei Schlachten statt einer gewonnen hatte.

In der Schlacht traten von französischen Truppen insgesammt auf 95.000 Mann, von denen jedoch nicht mehr als 54.000 höchstens in's Gefecht gekommen sind; aus der Darstellung der Schlacht wissen wir, woher dies kam. Preußen und Sachsen nahmen etwa 54.000 Mann an der Schlacht theil, die fast ausnahmslos wirklich gefochten haben.

Die Verluste sind auf keiner Seite auch nur annähernd bekannt. Während bei den Franzosen die Verlustausweise nur für einen Theil der eingesetzten Truppen noch vorhanden sind, und dieselben Verluste zwischen 7 und 23% erkennen lassen, entzieht sich das, was die preußisch-sächsische Armee verlor, völlig jeder Controle.

Wenn man diese Schlacht rein, das heißt modern militärisch betrachtet, so ist zweifellos, dass sich eine lange Reihe der erheblichsten Fehler auf verbündeter Seite in derselben nachweisen lässt. Das Annehmen derselben überhaupt, das Nacheinandereinsetzen geringer Kräfte gegen einen vereinten Feind, der dieselben in aller Ruhe und Gemächlichkeit eine nach der andern schlägt; der Mangel an Einheit in der kriegerischen Handlung und noch vieles andere mehr, womit die verschiedenen Bearbeitungen an- und überfüllt erscheinen. Versucht man es jedoch, ehrlich und ohne Vorurtheil sich in die Lage zu versetzen, wie sie am Morgen war und auf beiden Seiten erschien, so enthüllt sich immer mehr ihr wahrer, nicht hinwegzuleugnender

Charakter: Sie weist die Merkzeichen des Verhängnisses äußerst deutlich auf; insofern man als Verhängnis die Unmöglichkeit anerkennen will, in elfter Stunde plötzlich allwissend und allmächtig zu werden.

Gehen wir noch einmal das Bild der Ereignisse durch. Der Fürst von Hohenlohe wird durch die Heeresleitung belehrt, er habe den Abmarsch der Hauptarmee zu decken, und tröstlich wird hinzugefügt, er könne nur mit geringen Kräften des Gegners zu thun bekommen; woher solche im Anmarsche sind, kann man ihm mit Sicherheit nicht sagen; jedoch müsse er auf jeden Fall einem ernsten Gefechte aus dem Wege gehen. Daneben hat der Fürst das Eintreffen des Herzogs von Weimar abzuwarten.

Diese Weisungen, besonders jene, ein ernsthaftes Gefecht zu vermeiden, erhält der Fürst, als er eben im Begriffe steht, den ihm durch scheinbar schwache Vortruppen des Feindes entrissenen Beobachtungsposten am Landgrafenberge zurückzuerobern; er gibt den Angriff auf und wendet sich, der strategischen Idee, die er soeben empfing, gemäß, nach Dornberg, wo er die Saaleübergänge sichern soll; die verschiedensten Motive — wir haben sie angedeutet — bestimmen ihn, die Festhaltung der Saaledefiléen nicht eigentlich zu bewirken.

Am nächsten Morgen beginnt das Gefecht bei Tauentzien, von dem er anfangs glaubt, es sei nicht ernsthafter Natur, von neuem und hält an. So beschließt der Fürst, mit einer, wie er glaubt, entsprechend starken Macht zur Aufklärung vorzugehen; die Witterungsverhältnisse verhindern ihn längere Zeit, etwas zu sehen. Indessen erfährt er durch Tauentzien vom Vorgehen französischer Kräfte und allsogleich leitet Hohenlohe die Cooperation mit Holtzendorf ein, der jedoch bald nicht mehr in der Lage ist, den Befehl des Fürsten auszuführen; geschlagen zieht sich dieser General an die präsumptive Rückzugslinie der Armee. Des Generals von Rüchel Mitwirkung, im Fall der Kampf ein ernster werden sollte, hatte sich der Fürst bereits versichert; als nun der Nebel schwand, erblickte er Kräfte des Gegners vor sich stehen, die, wie es schien, mit der eigenen schwachen Kraft doch immerhin zu schlagen waren; das zu versuchen, entschließt sich Hohenlohe; der Gegner weicht mit seinen vitalen Theilen

unverzüglich aus, während er Orte, die vor Hohenlohes Front liegen, mit Schützen besetzt, welche der Fürst mit seinem Truppenmaterial erfolgreich nicht bekämpfen zu können fühlt; und, man muss zugestehen, thatsächlich nicht bekämpfen konnte.

Er überlegt; während er überlegt, leiden seine Truppen; er wartet; denn Rüchel soll ja kommen. Indessen glaubt der Fürst an den Erfolg, denn noch immer vermag er überlegene feindliche Kräfte nirgends zu sehen. Ersichtlich denkt der Fürst heute, den 14., anders über das Selbstbestimmungsrecht eines Feldherrn, als er's gestern, den 13. that. Allein man müsste die menschliche Natur wahrlich schlecht verstehen, fände man diesen Contrast nicht völlig begreiflich: der gemessene Befehl kann den, der ihn empfängt, für den Augenblick erblinden machen; er fügt sich willenlos demselben unter der Wucht des „kategorischen Imperativs"; denkt er über denselben nach, hat er Muße dies zu thun, so wird der Empfänger naturgemäß, besonders unter dem Drucke der Verantwortlichkeit, zu einem Compromiss zwischen dem Buchstaben des Befehls und dem scheinbaren Bedürfnis der Lage nach und nach gelangen, auch wenn diese seit Erhalt des Befehls sich in **nichts** verändert hat. Dass der Fürst am 13. den Landgrafenberg nicht zurückeroberte, kam daher, dass er kein „großer Feldherr" war, der erhaltene Befehle, des Erfolges sicher, ungescheut verletzt; dass er am 14. angriff, kam daher, dass er ein tüchtiger Soldat und selbständig denkender Führer gewesen ist.

Und während der Fürst noch immer wartet, wohl die Erschütterung seiner Truppen zu bemerken beginnt, doch, selbst von seltener Bravour, ein gleiches Maß derselben in seinen Truppen voraussetzt, löst sich deren Wille zum Kampfe immer stärker auf; es ist nicht zu erkennen, inwieweit der bloße Anblick der heranrückenden Verstärkungen Napoleons auf die Haltung der deutschen Bataillone wirkte; es wird anzunehmen sein, sie seien durch das Bewusstsein, mit ungleichen Waffen zu kämpfen, allein schon genügend heruntergebracht worden, dass sich das Blatt von selber gleichsam wandte. Wider den Willen des Fürsten gehen die Truppen zurück und der Fluch,

der jenem Führer wird, der das Weichen seiner Truppen nachträglich sanctionieren muss, trifft den ritterlichen Fürsten. Urplötzlich erkennt er zudem die wie aus dem Boden wachsende feindliche Zahlüberlegenheit, und was jetzt erfolgt, daran den Maßstab der Kritik zu legen, verbietet wahrhaftig das Mitgefühl oder vielmehr die Kenntnis der menschlichen Seele, welche aus der Kriegsgeschichte beiläufig weiß, wann es wohl die Lage gestattet, Rückzugs-Dispositionen kalten Blutes zu erlassen. Das verbündete Heer war vor einer Stunde noch immerhin ein brauchbares Werkzeug zum Kampfe gewesen, und jetzt ein solches nicht mehr. Größere Feldherren, als Hohenlohe war, haben nach geringeren Niederlagen die Zügel der Führung verloren; und so erschiene es wahrhaft abgeschmackt, jetzt, das glatte Papier der Kriegskarte vor den Augen, anzugeben, was Hohenlohe zu thun gehabt.

Zu spät erkennt er, dass er, ohne es zu ahnen, in eine Entscheidungsschlacht hineingerathen ist; eine solche wollte er ja nicht, dachte nicht an sie, hielt sie nicht für möglich; die oberste Heeresleitung selbst hatte ihm ja gesagt, eine solche stehe ihm nicht bevor. Aus dieser Unkenntnis der Lage erklären sich die Dispositionen des Fürsten, die eine entscheidende Schlacht, und gar gegen Überzahl, nicht in Betracht gezogen hatten; ja thatsächlich nicht in Betracht nehmen gekonnt. So darf man seine Anordnungen nicht verdammen, indem man sagt: Wie konnte er sich en detail und nacheinander schlagen lassen, er hätte seine Kräfte vereinen sollen u. s. w.; denn daraus lernt der, der Kriegsgeschichte liest, wahrhaftig nicht viel für die Praxis des Krieges; in dieser kann er dereinst in eine ähnliche Lage kommen; und wird ebenso, wie Hohenlohe dazumal, nicht im voraus wissen, wie der Ausgang sei, um sodann, des warnenden Beispieles eingedenk, im vorhinein klüger zu verfahren. Aber erklären kann die Kriegsgeschichte, wie der Gang der Dinge war; und jener, der zwischen ihren Zeilen zu lesen versteht, wird zweifellos die einzige, allerdings nicht mit Zirkel und Farbstift darzustellende, strategische, wenn man will, Lehre aus derselben ziehen: Nie

und nimmer könne ein Feldherr zu misstrauisch sein.

Was wir bei Hohenlohe die psychologische Überschätzung der Truppen nennen könnten, sehen wir bei Rüchel noch schärfer wiederholt; die eigene Bravour lässt ihn die relative Schwäche der Seele seiner Truppen völlig übersehen; weil er selbst von ausgezeichneter Tapferkeit ist, nimmt er an, der Soldat besitze dieselbe auch; nichts Tragischeres kann es für einen Führer geben, als die Erkenntnis, wie einsam er auf der Höhe kriegerischer Tugend steht, zu der seine Leute zu folgen nicht vermögen. Indess, es deutet dieses Verkennen vernehmlich genug auf den tüchtigen Soldaten, dem die Gabe des Feldherrn fehlt; denn dieser, die Menschen kennend, kann durch von den Truppen an den Tag gelegte Bravour stets nur überrascht sein, seine Erwartungen übertroffen sehen; während er das Gegentheil für selbstverständlich hält, und mit demselben rechnet.

Wenden wir uns nun zum Kaiser der Franzosen und zu seinem Heer. Der erste Gefechtsact, Eroberung der Linie Closwitz-Lützeroda verlief im allgemeinen völlig so, wie es Napoleons Schlachtdisposition in Aussicht nahm, nur erheblich langsamer unter der Ungunst der Witterung. Kaum weicht Tauentzien, so drängt Lannes kräftig und beharrlich nach, bis ihm das Vorrücken Hohenlohes Halt gebot. In dem sich nun entwickelnden Feuergefecht um Vierzehnheiligen erkennen wir klar, worin die elementartaktische Überlegenheit der Franzosen bestand; indem der Corpsführer seine geschlossenen Verbände, von denen er nicht sicher ist, ob sie es im Feuergefecht mit den preußischen Bataillonen auf die Dauer aufnehmen können, der Einwirkung des Gegners zunächst **entzieht**, lässt er demselben seine Schützen gegenüber. Von diesen weiß der letzte Tirailleur und sieht bis zur Evidenz, wie ihm die wohlgerichteten Bataillone des Gegners nichts anzuhaben imstande sind. **Nicht überlegener Muth, nicht hohe Intelligenz hält den französischen Tirailleur an den taktisch wichtigen Punkten fest, sondern die ihm werdende Gewissheit, dass er durch seine Art zu kämpfen im Vortheile gegen den Gegner**

sei; wohl ist ihm das Stehenbleiben, trotzdem er klar die Überlegenheit der eigenen Kriegsform fühlt, gerade kein Genuss und ließe man ihm freie Wahl, so ginge er zurück; aber die Führer haben mit ihm unvergleichlich leichteres Spiel, als ihre Gegner mit ihrem Material: sie haben nur einen Bruchtheil von jenem psychologischen Widerstand im Mann zu überwinden, den der deutsche Führer in seinen Leuten zu besiegen hat. Das Bewusstsein, die eigene Kampfform schütze, beruhigt ungemein, und nach einigem Erfolg erzeugt es in dem lebenden Material des Krieges eine Art von Sorglosigkeit, ja Übermuth, angesichts der Gefahr. Und dies ist ja doch das psychologische Problem des Krieges in allererster Linie: die Massen zum Kampfe willig zu machen; heute versucht er's durch imaginären Zwang unter der Erscheinungsform erhöhter Kriegsdisciplin; morgen entdeckt er triumphierend eine eigenthümliche Form, die den Zwang zum Theil entbehrlich macht, indem sie die seelischen Ansprüche an die Truppe herabsetzt. Also durchaus nicht tapferer brauchte der französische Schütze zu sein, als der Liniensoldat der preußischen Armee, und er ist es in der That auch lange nicht gewesen. Für überlegen sah er sich an und dieser Glaube in ihm dauerte zunächst auch dort und dann weiter fort, wo und als er thatsächlich nicht überlegen war. Auf dieses eben kommt es vor allem im Kriege an.

Es wäre jedoch den Thatsachen nicht entsprechend, anzunehmen, als ob das Schützengefecht die Normal- und vorherrschende Form des französischen Fußvolkskampfes gewesen sei. Im Gegentheile, wie schon bei dem Bilde der französischen Armee bemerkt, war der Kampf in geschlossenen Verbänden durchwegs vorgeschrieben; und in der That focht am 14. October die große Masse der französischen Infanterie in dieser letzteren Form. Aus diesem ergibt sich nun bei einigem guten Willen sehr klar der Geist der Taktik jener Zeit. Die Schützen, die nur immer einen Bruchtheil der fechtenden Truppen darstellen dürfen, haben den Zweck, den Feind moralisch zugrunde zu richten, ihn für den Stoß mit Colonnen empfänglich, das heißt widerstandsunfähig gegen ihn zu machen; sie sind kein Mittel zur Schlachtentscheidung,

sondern nichts als ein Instrument, welches, weniger leidend als der Gegner, denselben ermüdet und entnervt, bevor der Endstoß erfolgt. Nur gewissermaßen **geduldet** ist das Tiraillieren als ein **Nothbehelf**, soll im Auge des Soldaten eine ihm gewährte Wohlthat sein, die er dankbar hinnehmen, keineswegs missbrauchen darf; denn sehr wohl weiß Napoleon, welche große taktische Gefahr der Übertreibung des Tiraillierens innewohnen muss; seine geschlossenen Truppen hat er bei der Hand, setzt sie ein, lässt sie kämpfen, aber das Zünglein an der Wage bilden doch jene gleichsam nur improvisierten Schützen, deren unscheinbare Thätigkeit von so unendlichem taktischem Gewichte ist; die Thatsache, dass von 20.000 Mann, die kämpften, nur 1000 im Schützengefechte standen, während der Rest geschlossen focht; also das wirkliche numerische Verhältnis, welches den Tirailleurs nur einen Bruchtheil der Kämpfer einräumt, ist nicht das äußere Bild dessen, was sie wirkten; sie nahmen trotz ihrer relativ geringen Zahl mehr Einfluss auf das Gefecht, als es eine trockene Relation gemeiniglich erkennen lässt; denn diese verzeichnet die moralische Verwüstung nicht, die nur wenige Tirailleurs jener Zeit besonders einem Gegner, wie die Preußen waren, zuzufügen wussten, welche Zerstörungsarbeit eben nur von ihnen geleistet werden konnte, und zu der die große Überzahl geschlossener Truppentheile füglich nicht so sehr wie sie geeignet war. Klar scheint es uns nun mit einemmal zu werden, woher es kam, dass das Tiraillieren in der französischen Armee nicht officiell geregelt war. Und wahrhafte Ehrfurcht vor dem Menschenkenner Napoleon muss uns hier ergreifen, wenn, wie es wohl noch dahinsteht, wir ihn diesmal errathen: Er erkennt genau, welch ungeheuren Vortheil das Tirailleurgefecht im Kampfe verspricht: jedoch er sanctioniert es nicht; nichts kann ihm ferner liegen, als das Bestreben, dieses hervorragende Kriegsinstrument öffentlich zum System zu erheben; er proclamiert sein Recept zum Siege nicht. Denn erstens will er das Tiraillieren in der eigenen Armee nur als eine bedingte und gewünschte Wohlthat angesehen wissen, die nicht übertrieben ausgebeutet werden dürfe; zweitens, und dies scheint fast der gewichtigere Grund für sein Schweigen in diesem Punkt

zu sein, liegt ihm daran, dass man im Ausland nicht erfahre, was die Stärke seiner Taktik sei; er verschleiert klug das, was ihm Überlegenheit verschaffen kann, als Menschenkenner sehr wohl wissend, dass die Menschen nicht im Stande sind, aus den Ereignissen und besonders den Vorgängen des Kampfes die entscheidenden Motive, wenn solche nicht geradezu in die Augen springen, mit Klarheit und voller Überzeugung herzuleiten; sondern vielmehr nur das zunächst verstehen und jenes glauben, was an irgend einer Stelle schwarz auf weiß verzeichnet steht. Indess, wozu erschöpfen wir uns in Worten? Hier eine Probe, wie man über Napoleons Taktik in der vorjena'schen Zeit gedacht: Die Mitglieder der militärischen Gesellschaft in Berlin kamen Ende 1804 über die Kampfweise der Franzosen zu folgendem Resultat: „Man könne nicht sagen, die neueren Franzosen hätten das Tirailleursystem absichtlich eingeführt. — Es entstand durch den Drang der Umstände. Das Terrain des letzten Kriegsschauplatzes trug viel dazu bei; in jedem offenen Terrain würden sie gewiss zur geschlossenen Ordnung zurückkehren . . ." *). Welche Blicke thut man da in jene Zeit! Wie verständlich, so verständlich, dass man billig sagen muss, es konnte nicht anders sein, erscheint uns jetzt das taktische Thun der preußischen Feldherren wohl! Aber welch einen Blick erschließen uns auch diese wenigen, halbvergessenen und kaum beachteten Zeilen in die Werkstatt jener gewaltigen seelischen Hebel, deren sich der größte Feldherr der modernen Zeit bedient, die jedoch nicht so deutlich und klar und plausibel zu machen sind, als etwa die Principien der Mechanik seiner Strategie.

Ein Mann, der in großartigerer Weise seine Gegner zu täuschen und hinter's Licht zu führen verstanden hat, wird in der ganzen Geschichte schwer zu finden sein.

Doch nun zu den Tirailleuren zurück; bei Jena scheint — es lässt sich dies aus dem Materiale nicht völlig erkennen, doch scheint es so zu sein, als ob das Tirailleurgefecht allein durch seine Dauer schon die Entscheidung herbeigeführt hätte. Zu bemerken ist hierzu, dass der Unterschied der alten und der neuen

*) v. d. Goltz, 204.

Taktik noch nie so scharf hervorgetreten war, als eben jetzt bei Vierzehnheiligen. Das Jahr vorher war Buxhoewden mit seiner Übermacht gegen Legrand und Davout, die hinter dem Goldbach standen,*) wenn auch mit erheblichem Verlust, doch immer vorgegangen; und hier blieb Hohenlohe stehen; hinzukam der Formalismus der preußischen Armee, der aus den Bataillonen eine kaum zu verfehlende Reihe von Scheiben machte. Wenn man erwägt, dass Hohenlohe in dem Moment, als seine Bataillone sich wandten, noch immer stehen zu bleiben gesonnen war, so muss man zu der Anschauung gelangen, dass sich gewiss nicht gerade in feuerwirksamer Nähe überlegene geschlossene Truppen des Feindes gezeigt haben.

Fassen wir nun das Bild des Fußvolkskampfes, wie es hier erscheint, noch einmal in's Auge, so kann man ruhig sagen: Napoleon versteht es meisterhaft, den Gegner durch Truppen, die für ihren Zweck — aber auch fast nur für diesen — eine ganz besondere Taktik haben, derart zu erschüttern, dass dieser seine Überlegenheit im nachfolgenden geschlossenen Feuergefecht nicht mehr anzuwenden vermag.

Gleichwie im Embryo jetzt, 1806, schließt sich daran eine zweite Napoleon'sche Idee, die wir aus dem Bilde der Schlacht gewinnen. Wir wissen wohl, man muss vorsichtig mit solchem Urtheil sein, das in den Acten und den Quellen nicht verzeichnet steht. Allein der Gedanke lässt sich nicht abweisen: Napoleon beginnt zu erkennen, dass das Tirailleurgefecht hinreichen kann, den Gegner derart zu erschüttern, dass er weichen wird, sobald man ihm geschlossene Massen auch nur zeigt. Wir sagen nicht, dass der Kaiser mit dieser Thatsache rechnet; aber bemerkt und erwogen hat er sie sicherlich. Es ist dies eine der selteneren, aber auch manchmal wirkungsvollsten Erscheinungsformen der Kriegspsychologie; selten, denn nur ein sehr gefürchteter Feldherr wendet sie mit Bewusstsein und einiger Sicherheit des Erfolges an. Aber hier, wo die taktische Überlegenheit der den Gegner vorbearbeitenden Kriegsmittel eine so bedeutende ist, dass dieser schon vor dem Ansetzen des mechanischen Stoßes, der zum endlichen mechanischen Ausringen führen soll, fast schon widerstandsunfähig geworden ist: gewinnt der

*) In der Schlacht von Austerlitz.

Glaube Raum, es sei in jener Vorbearbeitung eben das Schwergewicht der Kampfesthätigkeit gelegen und sei es Plan gewesen, durch bloßes Zurschaustellen frischer Kräfte den Umschwung zu den eigenen Gunsten zu bewirken; es ist indess, nochmals, nicht nachgewiesen, ob dem hier thatsächlich so war; und noch weniger, ob es Napoleons Calcul also gewünscht.

Was die Verwendung der Schwesterwaffen auf französischer Seite betrifft, so sehen wir die Reiterei durch den Grundsatz der Gefechtsreserve — also einer neuen Form — überall im Vortheile. Gerade bei dieser Waffe tritt der, wenn man so sagen darf, taktische Sansculottismus scharf hervor. Sie reitet unbekümmert an, und eine wilde Jagd beginnt, sobald der Gegner weicht; während die preußischen Schwadronen nach dem Choc zunächst auf das Signal Ralliieren warten, um Richtung und Alignement, die leider verloren gegangen, wieder zu gewinnen, dringen die französischen Geschwader von allen Seiten nach und nehmen die Unordnung, die dabei entsteht, gleichmüthig in den Kauf. Auch trat die französische Cavallerie durchwegs in starken, geordneten, meist Brigadeverbänden in den Kampf, während die deutschen Schwadronen vielfach vereinzelt fochten. In dieser Waffe hat sich der Altersunterschied der beiderseitigen Führer besonders fühlbar gemacht.

Von der Artillerie ist wenig zu berichten; Napoleon versuchte vor Vierzehnheiligen die Bildung einer Geschützmasse, doch gelang dieselbe nicht in dem gewünschten Umfang.

Die Schlachtführung im Großen betreffend, nehmen wir folgendes wahr: Die Corpsführer lösen die ihnen übertragenen Aufgaben strenge im Sinne der Schlachtdisposition und wo diese nicht ausreicht, im Sinne des „an den Feind und schlagen". Sie handeln so, wozu die Mittel, die sie in die Hand bekommen haben, geschickt und geeignet sind; viel muthen sie ihnen zu, doch was der Führer von der Truppe verlangt, ist dieser aus langer Erfahrung sehr genau bekannt. Alle Marschälle und Generale zeigen das lebhafteste, ja heiße Verlangen, den Intentionen des Kaisers nachzukommen, sie suchen dieselben sogar im voraus zu errathen, gehen, wo es ihnen am Platze scheint, über dieselben hinaus; ein durch guten Willen für die Sache erzeugtes lebendiges Convergieren aller Einzelbe-

strebungen auf den Kampfeszweck hin tritt überall hervor; nur Augeraus langes Säumen ist nicht ganz erklärt.

Der Kaiser leitet persönlich den Gang des Gefechtes und greift vor Vierzehnheiligen persönlich ein, als die Truppen Lannes zurückgehen. Was die Anlage der Schlacht im Großen betrifft, so sehen wir, wie er mit den geringen vorhandenen Kräften unbedenklich angreift, indem er den Rest, der noch am Marsche ist, erwartet. Hervorgeht klar daraus, wie Napoleon sicher zu sein glaubt, unter allen Umständen das Gefecht zu halten, bis er versammelt ist. Das ist in dürren Worten Überzeugung von der innern taktischen Überlegenheit der eigenen Mittel über jene des Gegners. Der Gedanke kommt Napoleon gar nicht, er könne auf das Defilé in seinem Rücken zurückgeworfen werden. Wir finden bei Jena in noch höherem Maße als bei Austerlitz, wie der Kaiser in währender Schlacht seine Macht auf dem Schlachtfeld vereint. Nicht stellt er seine Reserven gewissenhaft vor dem Kampfe und diesem möglichst nahe auf, sondern er zieht sie aus dem strategischen Marsch in den taktischen Marsch hinüber. Er weiß, dass die taktische Reserve am besten heranmarschiert, bevor sie zur Verwendung kommt, um durch die lebendige Kraft, die ihr vom Marsche her noch innewohnt, ohne lange und gefährliche Reflexion auf den Kampfort getragen zu werden; während die lange bereitstehende Reserve, auch wenn sie materiell nicht verliert, doch moralisch unter der zersetzenden Unthätigkeit leidet. Auch drängt sich uns hier wieder der Gedanke auf, als seien jene Reserven zum Theil bestimmt gewesen, durch ihr Erscheinen allein auf den Gefechtszweck einzuwirken.

Wir verfolgen somit ein taktisches Thun des Kaisers, jene Siegessicherheit, die er in seinem strategischen Thun bis nunzu verrieth; und wie wir sehen, gibt der Erfolg ihm Recht — bei Jena, wo er einem halb so starken Gegner nur gegenüberstand.

* * *

Auf dem rechten strategischen Flügel Napoleons standen, wie bekannt, am Abend des 13. October: Davout bei Naumburg-Kösen; Bernadotte vor Naumburg; und bei Naumburg-Weißenfels der Großherzog von Berg mit den Dragonerdivisionen Beaumont und Sahuc, der Chasseurbrigade Milhaud und der Husarenbrigade Lasalle. Alle diese Truppen gedachte der Kaiser zur Schlacht heranzuziehen und sandte im Laufe des 13. die bezüglichen Befehle. Murat und Bernadotte sollten über Dornburg in des Feindes linke Flanke, eventuell seinen Rücken marschieren. Um 10 Uhr abends ergeht dieselbe Weisung an Davout, dem jedoch die Wahl des einzuschlagenden Weges überlassen blieb.

Bernadotte hatte, da Davout, dem er zunächst stand, ursprünglich angewiesen war, zu warten, die Idee gefasst, er müsse diesem Marschall nahe sein, um ihn vorkommendenfalls unterstützen zu können. Aus welcher Kenntnis der allgemeinen Lage dieser strategische Entschluss hervorgegangen ist, weiß man nicht recht. Als jedoch in der Nacht des 13./14. der Befehl Napoleons an Davout bei diesem Marschall eintraf, in welchem Befehle Bernadotte bereits bei Dornburg stehend angenommen wird, marschiert der Fürst von Ponte-Corvo schleunigst dahin ab, obwohl ihm jetzt bekannt geworden ist, dass dem III. Corps ein Feind gegenübersteht, dessen Stärke allerdings nicht bekannt und eher unterschätzt worden ist. Der Marsch, verspätet angetreten, wurde von Bernadotte indolent geführt; zwischen Camburg-Dornburg vernahm er den Kanonendonner, der von Jena sowohl als Auerstädt nunmehr herüberscholl; beeilte sich jedoch, wie feststeht, durchaus nicht mit dem Entschluss, wohin er sich zu wenden habe: und als er sich endlich entschieden hatte, Napoleon zuzumarschieren, that er dies mit soviel Gemächlichkeit, dass er erst etwa um vier Uhr Apolda erreichte, wo er Quartiere bezog. Er hat nach keiner Seite in den Kampf eingegriffen, ja es nicht einmal ernstlich versucht. Neben der für den Durchschnitt eines französischen Marschalls jener Tage auffallenden Entschlusslosigkeit und dem noch mehr auffallenden Mangel an Energie hat man ihm auch noch unlautere Gründe für seine Handlungsweise vorgeworfen; Eifersüchteleien gegen Davout sollen im Spiele gewesen sein. Ersichtlich ist, dass der spätere Kronprinz von Schweden nicht auf der Höhe der übrigen Corpsführer stand.

Murat erreichte in Befolgung der erhaltenen Befehle am Abend des 14. October mit der Masse seiner Reiterei Apolda, während Sahuc in Dornburg blieb. Der Marschall hatte sich für seine Person zum Kaiser auf's Schlachtfeld von Jena begeben und mag vielleicht die relative Langsamkeit des Marsches seiner Divisionen auf Rechnung seiner Abwesenheit zu setzen sein; nichts kam von dieser ganzen Reiterei zur Verwendung.

Davouts Vortruppen hatten am Abend des 13. ein leichtes Geplänkel bei Kösen gehabt und der Marschall sodann diesen Übergang besetzt; da er auf der Straße des rechten Saaleufers Murat im Marsch auf's Jenaer Schlachtfeld wusste, so entschloss er sich, als ihn der Befehl Napoleons, die Theilnahme an der Schlacht bezweckend, traf, auf dem linken Ufer über Auerstädt-Apolda zu marschieren und ging mit dem Frühsten des 14. auf dieser Straße vor. Da jedoch seine Divisionen die Nacht hindurch ziemlich vereinzelt gestanden hatten, so brachen sie nicht gleichzeitig auf und schlossen nicht knapp hintereinander in der Marschcolonne an, sondern es ergaben sich vielmehr sehr erhebliche Abstände zwischen denselben.

Das dritte Corps bestand aus folgenden Truppen und hatte am 14. October folgende Zahlen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. Division, General Morand, 10 Bat. | . . . . | 10.000 | Mann |
| 2. „ „ Friant, 8 „ | . . . . | 7.500 | „ |
| 3. „ „ Gudin, 8 „ | . . . . | 8.500 | „ |
| Leichte Cavalleriebrigade, General Vialannes, 9 Esc. | | 1.300 | „ |
| | | 27.300 | Mann |

nebst 44 Geschützen.

Von diesen Truppen hatte die Division Gudin die Nacht bei Kösen zugebracht und überschritt die Saale etwa um halb 7 Uhr.

Die preußische Hauptarmee hatte, wie bekannt, mit ihrem Gros die Nacht südlich Auerstädt zugebracht, während die Avantgardedivision Schmettau, die dem Befehl, Kösen zu besetzen, nicht nachgekommen war, nördlich der Stadt gelagert hatte. Am 14. October 6 Uhr morgens trat nun die Armee den Marsch nach Norden an.

Sie bestand an diesem Tage aus:

| | | |
|---|---|---|
| 3. (Avantgarde-) Division, GL. Graf Schmettau . | 10 Bat. | 20 Esc. |
| 1. „ GL. Prinz von Oranien | 10 „ | 10 „ |
| 2. „ GL. Graf Wartensleben | 10 „ | 10 „ |
| Reservecorps; G. d. C. Graf Kalkreuth. | | |
| 1. Reservedivision, GL. Graf Kunheim . . . | 8 „ | 15 „ |
| 2. „ GL. von Arnim . . . . . | 10 „ | — „ |
| leichte Truppen (bis zum 13. October GL. von Blücher) . . . . . . . . . . . . . | 4 „ | 25 „ |
| | 52 Bat. | 80 Esc. |

Die Bataillone zählten 750 Gewehre, die Escadronen 115 Säbel. An Artillerie war vorhanden: 16 Batterien mit 136 Geschützen, dann 94 Stücke der Infanterie. In runder Summe betrug der Combattantenstand 50.000 Mann.

GL. von Blücher erhielt am Morgen den Befehl über die gesammte Reiterei der Avantgardedivision; doch kaum hatte er denselben übernommen, als ihm der Herzog auch schon wieder einen Theil der Escadronen entzog; einige derselben gingen als Avantgarde der Division Schmettau auf Kösen voraus und nachdem sie bei Poppel eine Cavalleriespitze des Gegners zurückgeworfen hatten, passierten sie mit der ihnen beigegebenen Batterie das Dorf Hassenhausen.

Am Ausgange desselben empfing sie das Kartätschenfeuer einer aufgefahrenen französischen Batterie; die preußischen Geschütze, kaum in die Stellung gebracht, wurden von französischer Infanterie und Chasseuren genommen und so warfen sich die Dragoner sofort wieder in das Dorf zurück. Blücher war inzwischen mit den ihm verbliebenen 7 Escadronen auf den Ranzenhügel vorgegangen; plötzlich erkannte er in einem schwarzen Streifen, den er im Nebel für eine Hecke angesehen, feindliche Infanterie; und vorsichtig stand er von einem Angriff ab. Es waren bei Hassenhausen 11 Escadronen und 1 Batterie preußischerseits auf die Avantgarde Davouts von 2 Bat., 1 Esc. und einer Batterie gestoßen. Der Nebel vornehmlich veranlasste die preußischen Führer, die local getrennt und ohne Übereinstimmung handelten, zu dem übereinstimmenden Entschluss, vorerst abzuwarten und vor allem sich um Verstärkung umzusehen.

Rasch folgten nun die Ereignisse aufeinander. Der Marschall, der sich bei der Avantgarde befand, beeilte den Aufmarsch der zunächst folgenden Division Gudin, deren größten Theil er, da Blücher sich immer mehr von Hassenhausen nördlich zog, und südlich des Ortes noch keine Preußen zu erblicken waren, rechts vom Orte aufmarschieren ließ. Blücher hatte unterdessen, nicht ohne Reibungen auf dem Instanzenwege, einige Schwadronen der Division Wartensleben, die auf Schmettau folgte, zugewiesen erhalten und, nachdem er, östlich von Spielberg vorgedrungen fast schon im Rücken der Franzosen stand, attakirte er. Er traf auf intakte Infanterie und wurde abgewiesen; unaufhaltsam eilten trotz seines persönlichen energischen Eingreifens die Kürassiere und Dragoner bis zu dem schützenden Wald nördlich Spielberg zurück; nur eine reitende Batterie blieb feuernd auf ihrem Platze stehen. Auf Seite der Franzosen traf nun die Division Friant und die Cavalleriebrigade ein. Davout zog die Mehrzahl dieser Truppen gleichfalls auf seinen rechten Flügel und erkannte sogleich die günstige Gelegenheit, die vereinsamte deutsche Batterie zu nehmen; es gelang und die französischen Reiter prallten in ihrem Übereifer mitten in die preußische Division Schmettau hinein, welche sich eben jetzt nördlich der Straße gegen Hassenhausen zu entwickeln begann. Es wirft kein günstiges Licht auf die deutschen Truppen, wenn wir hören, die Bataillone Schmettaus hätten auf die in ihre Intervallen vorgedrungenen wenigen feindlichen Reiter blindlings kreuz und quer geschossen ohne Rücksicht darauf, dass sie die eigenen Truppen hiedurch gefährdeten.

Vor Hassenhausen traf eben jetzt, etwa 9 Uhr, der Herzog ein. In den Höhen südlich des Ortes, erklärte er, liege der Schlüssel der Stellung, also nach modernem Jargon der entscheidende Punkt; nachdem er seinen Generalstabschef Scharnhorst zur Division Schmettau dauernd abbefohlen hatte, sandte er einen Officier zurück, um den nachrückenden Truppen die Direction auf die bezeichnete Höhe zu geben. Dieser Officier traf zunächst die Division Wartensleben nördlich Auerstädt in einem deplorablen Zustand an: die Verbände durchwegs zerstört und zerrissen, die Leute jetzt schon nirgends in der Hand der Führer. Diese Unordnung war durch technische Schwierigkeiten entstanden, welche

die Division beim Marsche durch das vom Tross des Hauptquartiers überfüllte Auerstädt gefunden; und durch den eigenthümlichen Umstand, dass beim Passieren des Emsbaches jedermann über die Brücke und niemand durch die Furt zu gehen gesonnen war, wodurch heillose Verwirrung platzgegriffen hatte. Dennoch begann die Division endlich ihren Aufmarsch; eine Brigade ging über Gernstädt und den Meerrettiggrund, die andere über Rehhausen vor.

Inzwischen gewannen bei Hassenhausen die Dinge eine ernste Gestalt. Schmettau machte Anstalt, mit seiner Division den französischen rechten Flügel anzugreifen. Davout — ein echter Adept der napoleonischen Schule — will diesen Stoß durch eine Umfassung parieren und sendet 5 Bataillone auf Spielberg, von wo sie in des Gegners linke Flanke fallen sollen; diese Truppen scheinen hier jedoch durch die neuerdings gesammelten Reste von Blüchers Reiterei festgehalten worden zu sein. Eben begann auf des Marschalls linkem Flügel das Herannahen von Wartensleben sichtbar und bald fühlbar zu werden, so dass er aus seiner Schlachtlinie nördlich des Ortes 4 Bataillone auf seinen linken Flügel und südlich nach Hassenhausen zog, wo das 85. Regiment bisher ziemlich exponiert gestanden. Von den vorhandenen 16 Bataillonen blieben dem Marschall somit nur 7 unmittelbar zur Hand, um den Stoß der 10 Bataillone Schmettaus abzuwehren; eingeleitet wurde derselbe durch einen gelungenen kleinen Reiterkampf, in welchem ein paar Geschütze der Franzosen genommen wurden; die preußischen Bataillone gingen ernstlich vor; *und dieses einleitende Vorgehen allein schon wirkte auf die Führer so erhebend, ja es scheint, fast unerwartet ein, dass Scharnhorst den Truppen zuzurufen sich nicht enthalten konnte, sie hätten die preußische Monarchie gerettet.* Wir wollen hier nicht darauf verweisen, wie Lob, das erst zu verdienen und blutig zu verdienen ist, auf die Truppen, denen es vorweg gespendet wird, nicht oft befeuernd, sondern vielmehr genugthuend, mithin dämpfend und zügelnd einwirken würde; indem man ja genugsam weiß, dass solche Worte, wo sie gesprochen werden, höchstens von einem verschwindenden Bruchtheile jener, denen sie der naive Enthusiasmus eines Neulings im Kriege bestimmt, gehört und

verstanden werden. Aber bezeichnend ist dieser unverhohlen zu Tage tretende dankbare Sanguinismus des Generalstabschefs für die Erwartung, die er bezüglich der Haltung der Truppen im vorhinein gehegt; denn kein objectiver Thatbestand lag vor, der einen derartigen Gefühlsausbruch uns begreiflich erscheinen lassen könnte; für Scharnhorst lag er in der simplen Thatsache, dass die Truppen überhaupt vorzugehen Willen zeigten; man ermisst, wie naiv diese Dankbarkeit erscheinen muss. Ein Feldherr oder jener, der an seiner Stelle steht, darf sich zu einer solchen, auch wenn sie aufrichtig gemeint ist, nie hinreißen lassen.

Schmettau griff mit Echelons vom linken Flügel an.*) Wenngleich nun die Einzelheiten des Kampfes nicht völlig bekannt sind, so geht doch aus der Darstellung hervor, dass wir im großen Ganzen hier demselben Bild begegnen, das wir bei Jena sahen. Die Franzosen, local und momentan in der Minderheit, klammern sich an einen Ort — hier Hassenhausen, während die geschlossenen preußischen Bataillone, im freien Felde nördlich des Ortes, keine vitalen Theile des Gegners erblickend, das Object, zu dessen Eroberung ihnen das taktische Geschick nicht innewohnt, anzugreifen sich nicht entschließen können. So kommt der Angriff in jener Situation zum Stehen, die den Franzosen das Bewusstsein taktischen Übergewichtes und den Preußen mit dem Fühlbarwerden des Gegentheils erhebliche Verluste bringt. In dieser Lage, die an das, was man Kriegsdisciplin der Truppen nennt, weit höhere Ansprüche auf preußischer Seite als auf französischer stellt, dauern vorerst die Bataillone Schmettaus mit unübertrefflichem Muthe aus. Die preußischen Führer besitzen in den Formen ihrer Taktik kein bekanntes und gewohntes Mittel, sich aus der precären Lage durch rasche Eroberung des vor der Front liegenden störenden Objectes zu ziehen; und ein solches improvisiert man nicht in einem regulären und wohlgedrillten Heer.

Wenig später als Schmettau gelangte Wartensleben in's Gefecht und veranlasste die uns bekannte Kräfteverschiebung der französischen Schlachtlinie. Auf dem rechten preußischen Flügel attakierte Reiterei das 85. Regiment, welches Davouts äußerste Linke bildete. Die Franzosen zogen sich, da sie zum Theil über-

*) Reinländer, 152.

rascht worden waren, auf das Dorf zurück. So drang der rechte Flügel Wartenslebens vor, während der linke, längs der Straße bleibend, vor Hassenhausen in den ungleichen Kampf mit den Tirailleurs gerieth; hier muss nun die Haltung der deutschen Truppen unter der Ungleichheit der taktischen Lage sich nicht allzusehr bewährt haben, denn die Officiere hatten sehr zu thun, um Ruhe zu erhalten. Der Herzog von Braunschweig in Person kam herbei, um durch seine Anwesenheit die Stimmung der Truppen zu heben. Man hat ihm dies sehr verargt und hat nachmals nicht scharf genug betonen können, wo der Standpunkt des Feldherrn in einem Treffen sei. Begreiflich ist dieser Tadel wohl. denn der alte Held wurde hier durch beide Augen geschossen. auf den Tod verwundet, und schreibt diesem Umstande die patriotische Legende die Niederlage zu. Alle Führung sei nunmehr verloren gegangen. Man bedenke jedoch, um von allem Anderen abzusehen, welchen Zeitalters der Herzog war; ein ritterlicher Soldat des XVIII. Jahrhunderts, vermochte er in seinen alten Tagen sich nicht zur Höhe der nüchternen Auffassung unserer Zeit von den Pflichten eines Feldherrn im Gefechte zu erheben; und wusste er und konnte ihm bekannt sein, was wir wissen, dass der Feldherr einzig und allein aus sicherer Ferne kühl disponieren soll, ohne je, wenn auch aus guten kriegspsychologischen Gründen (natürlich nicht Enthusiasmieren der Truppen ist hier gemeint. sondern persönlicher Verkehr und unmittelbare Einwirkung auf die untergeordneten Führer angesichts der unmittelbaren taktischen Lage derselben) in die gefährdete Zone zu gehen? Wahrhaftig. man muss zu dem Schlusse kommen, man könne den Manen eines ritterlich Gefallenen jener Zeit keinen unbilligeren Vorwurf und, was schwerer wiegt, keinen unverständigeren thun, als den, sich exponiert zu haben. Ja, es steht sehr dahin. ob die moderne Lehre der persönlichen Nichtintervention eines Feldherrn in der Schlacht mit der Zeit und angesichts der modernen ballistischen Mittel, nicht sehr verderblich werden kann.

In der That hörte nun nach der Verwundung des Herzogs die Einheit der Handlung fast vollkommen auf. Der König übernahm weder selbst den Oberbefehl, noch übertrug er ihn einem

Anderen. So that jeder der Generale das, was ihm zunächst gut erschien. Um jene Zeit — im Laufe des Vormittags — hat Friedrich Wilhelm III. endlich den Brief Napoleons aus Gera vom 12. erhalten; erhebend hat diese Epistel auf ihn sicher nicht gewirkt; es mag die Sprache des Imperators den von Natur zaghaft und pessimistisch angelegten König hier vielleicht noch rathloser gemacht haben, als er es ohnehin schon war; jedoch ist dies historisch nicht erwiesen. Diesen Brief theilen wir später mit: er enthält so viel, dass seine Kenntnis augenblicklich noch nicht am Platze scheint.

Die Lage war nun etwa folgende: Der rechte preußische Flügel, weit ausgedehnt, hat Hassenhausen völlig umfasst, der linke, kürzere, desgleichen; vor dem Orte bildet die preußische Schlachtlinie einen scharfen Haken, der nicht imstande ist, über die Örtlichkeit hinaus sich vorzuschieben. Davout steht im großen Ganzen in und nahe um den Ort mit convexer Front. Die Preußen haben im Gefechte mindestens 20 Bat. und 20 Esc., Davout höchstens 11 Bat., 9 Esc.; die artilleristische Überlegenheit ist gleichfalls stark auf deutscher Seite. Jedoch ist bereits wahrzunehmen, dass in den deutschen Truppen die verschiedenen Verbände sehr durcheinandergewürfelt sind; so besonders bei der Reiterei, wo einzelne Regimenter nur mit einzelnen Escadronen am Platze sind, von denen ein Theil ursprünglich zu Schmettau, ein anderer zu Wartensleben, ein dritter zu den leichten Truppen, noch einer zur Reserve gehörte. Es findet sich kein General, der die Reiterabtheilungen unter einem Befehl vereint und einheitlich verwendet.

Die Division Oranien war im Anmarsch über Gernstädt, ihre Reiterei voraus; zuerst zur Verstärkung des linken preußischen Flügels bestimmt, erhielt sie weiterhin Gegenbefehl und so ging eine Brigade über Poppel und die andere über Rehhausen vor. Während nun diese 10 Bataillone, deren Reiterei schon bei Hassenhausen stand, auf dieses im Anmarsche waren, erhielt Davout durch das Têteregiment der endlich nahenden Division Morand eine leichte Unterstützung. Er gesteht in seinem Gefechtsberichte selbst, dass sein linker Flügel nahe daran gewesen sei, zu unterliegen; war doch schon die Lisière von Hassenhausen aufgegeben worden. Verwunderlich

ist dies wahrlich nicht, wenn man die Stärkeverhältnisse in Rechnung zieht; zudem trafen am preußischen rechten Flügel beständig Escadronen ein, so dass hier eine ungeheure cavalleristische Überlegenheit der Zahl, wenn auch keineswegs in taktischer Hinsicht, vorhanden war. Sehr kritisch war die Lage für Davout. Doch schon zwei Bataillone mit zwei Geschützen genügten, um Hassenhausen zu halten, und wieder hergestellt war damit das Gefecht. Ein Regiment der Division Morand traf nun nach dem andern ein, und fast alle wurden von der zahlreichen preußischen Reiterei, der der Marschall dieselbe Waffe nicht entgegenstellen konnte, im Aufmarsch attakirt; nirgends drangen die deutschen Reiter durch und so wurden sie bald an den Emsbach zurückgenommen. Dafür trat auf den beiden preußischen Flügeln je eine Brigade Oraniens in den Kampf, welche infolge von Detachierungen nur mit je 4 Bat. einzugreifen in der Lage waren. Es stellt sich nun das Verhältnis der Kräfte der Preußen und Franzosen neuerdings wie folgt: 28 Bat. zu 20*); das ist erhebliche Überzahl an taktischen Einheiten, und wenn man den Standesunterschied der französischen und preußischen Bataillone, dann die Artilleriebedienung auf beiden Seiten in Rechnung stellt, immerhin noch merkliche Zahlüberlegenheit der Preußen an Infanterie. Doch eben jetzt begann sich der Anfang des Endes zu zeigen. Die bisher im Kampf gestandenen preußischen Truppen, hören wir, waren sehr erschüttert, ja begannen bereits langsam zu weichen. Die Umgehungscolonne Davouts näherte sich Poppel und allgemach fühlte die preußische Führung dieselbe. In der Führung sowohl, im Bereiche wo die leitenden Ideen sich bewegen, als in dem Materiale des Kampfes nehmen wir die Zeichen beginnender Auflösung wahr; oben *dachte* man, man könne sich nicht halten; unten *fühlte* man es bitter; wie konnte da der Ausgang sein? *Nicht immer* begegnen sich Truppen und Führung in ihrem Glauben an Erfolg oder Aussichtlosigkeit: *hier thaten sie es nur zu sehr.*

Um die Mittagsstunde trat die Entscheidung ein. Erst wich der rechte preußische Flügel und bald darauf der linke. Sofort drängte Davout in breiter Front nach. Nun wissen wir, dass die

---

*) 1 Bat. Morand war zur Sicherung des Übergangs bei Kösen geblieben; fast 1000 Mann.

preußische Armee ja noch starke Reserven besaß. Das Reservecorps Graf Kalkreuth, dann die leichten Truppen unter General von Oswald — mindestens 20 Bat. — waren im Laufe des Tages *procul negotiis* geblieben. Der Commandant der Reserve hielt sich beim König auf, um eventuelle Befehle zu empfangen und ohne sein Vorwissen, mithin natürlich auch ohne seine Einwilligung waren ihm bereits Theile seiner Reiterei entzogen worden, um im Kampfe verwendet zu werden, während die zurückgebliebenen Verbände, ohne Befehl geblieben, zumeist auf eigene Faust agierten. General von Oswald war nach Sulza gerückt, um die Ilmübergänge zu besetzen und stand auf der Höhe zwischen diesem Ort und Auerstädt. GL. Graf von Kunheim, Führer der 1. Reservedivision, war mit der Gardebrigade ebendahin gegangen, während die andere bei der Division Arnim verblieben war, die vorwärts Auerstädt stand. General von Kalkreuth selbst hatte die Reservecavalleriebrigade — 15 Esc. — mit sich genommen. Als nun der König das allgemeine Weichen wahrnahm, genehmigte er das Vorgehen der Reserven auf beide Flügel. Zunächst ging Prinz August von Preußen mit einem schwachen Detachement auf Poppel vor und, indem er den Ort der eben eingedrungenen Spitze von Davouts Umgehungscolonne abnahm, sicherte er den Rückzug von dieser Seite her. In dem ganzen Raum Tauschwitz-Rehhausen-Sonnendorf fluteten die Trümmer der Divisionen Schmettau, Wartensleben und Oranien zurück, auf dem Fuße und in der ganzen Breite gefolgt von den Franzosen. Es gelang durch partielles Einsetzen frischer Truppentheile, den Marschall in der Höhe jener Orte einen Moment im Nachdringen aufzuhalten, so dass der Rückzug noch nicht in Flucht ausartete. Auf dem Sonnenberge hatten indess, um den Rückzug zu decken, Truppen von Kunheim und Oswald Aufstellung genommen; acht Bataillone mit Cavallerie und Artillerie befanden sich hier, gegen welche sich General Morand mit 3 Bataillonen und der Divisions-Artillerie verbiss. Langsam wich die preußische Übermacht über den Emsbach zurück, worauf sie auf dem jenseitigen Hange endlich doch zum Stehen kam.

Indess verschob sich die Lage immer mehr zu Ungunsten der preußischen Armee, oder es schien vielmehr, als sei es so. Der König sah, dass sein Vorsenden frischer Truppen

das Gefecht noch immer nicht zum Stehen bringen konnte und gab die Hoffnung eines erträglichen Ausganges auf. Noch standen auf der Gernstädter Höhe die Reservedivisionen von Arnim und die Reste der Brigade Pletz, circa 10.000 Mann. Allein der Eindruck von der Übermacht des stetig vordringenden Gegners, sowie die Nachricht, eine Umgehungs-Colonne desselben dringe auf Lisdorf vor, endlich das wüste Durcheinander der Truppen ließen jeden Gedanken an ferneren Widerstand verschwinden. Nur Blücher fasste die Idee, mit Reiterei einen Gegenstoß durchzuführen und bat den König um seine Genehmigung. Allein als er Escadronen sammeln wollte, fand er kaum welche mehr.

So „ließ der König endlich den Rückzug gewähren;“*) die Richtung desselben wurde vorerst nicht angegeben; jedoch mussten die geschlagenen Truppen zum größten Theil zunächst durch Auerstädt zurück; und, der Einwirkung des Feindes weichend, zog sich, was vorne war, geradewegs dahin zurück.

Auf den Höhen von Eckartsberga hielt Friedrich Wilhelm III. und erwog, wohin der Rückzug gehen solle. Man schlug vor, zunächst auf Buttelstädt zu marschieren, um dann zu versuchen, von dort aus erneuert die Elbe zu gewinnen; denn der besseren strategischen Lage und der Vereinigung mit dem Reservecorps**) zuliebe sei man ja von Weimar abmarschiert. Allein der König verwarf diesen Plan als zu gewagt und beschloss vor allen Dingen die Wiedervereinigung mit Hohenlohe und Rüchel anzustreben. Dann wollte er neuerdings eine Schlacht versuchen, am Ettersberg womöglich, wie sich von selbst versteht. All dies bezeugt Scharnhorst, der an der Verhandlung theilnahm und fügt hinzu, der Glaube sei allgemein gewesen, Hohenlohe wäre völlig intakt. Über diesen Entschluss ist nun die Kritik mit unerhörter Schärfe hergefallen und selbst der in Ruhe des Urtheils und Takt der Diction so ausgezeichnete neueste Bearbeiter des Krieges betrachtet den Rückzug nach Weimar als „ganz fehlerhaft“. Wir weichen geflissentlich einer Polemik aus; denn, wenn wir offen sind, jede Polemik ist mehr oder weniger gehässig gegen die Person, und, was wichtiger, scheint es zu sein. Aber indem wir uns auf die Daten stützen, führen

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 396.

**) Des Prinzen Eugen von Württemberg.

wir folgendes an: Der Eindruck, den man auf preußischer Seite in der Schlacht empfangen, war der der Überlegenheit des Gegners in jeder Hinsicht, sogar in der der Zahl. Man war effectiv geschlagen und hatte Nachricht von einer taktisch sehr weitreichenden Umgehung (über Lisdorf); so wich man, zunächst um sich zu sammeln und zu ordnen, auf die eigenen Kräfte zurück; von diesen sich noch weiter wegziehen, wahrlich, das konnte man nicht. Bekannt ist die Schwierigkeit von Rückzügen in jeder Situation; die Erfahrung scheint zu zeigen, dass, je übler ein Kriegsheer im Kampfe mitgenommen wird, es desto rascher auf eben jenem Wege geradeaus zurückweicht, auf welchem es herankam. Wir sehen: es wies die taktische Niederlage des 14., besonders bei den mechanischen Schwierigkeiten und Reibungen aller Art, die im preußischen Heere gang und gäbe waren, mit unwiderstehlichem Gewicht auf die strategische Rückzugslinie nach Weimar, wenigstens für diesen Abend noch und diese Nacht; mit einem Wort, man wurde taktisch schon in die strategische Richtung zurückgenöthigt und gedrückt. Wir wissen wohl, dass die mechanische Kritik sich hier darauf berufen kann, die Wein-Straße auf Buttelstädt sei für einen Rückzug ebenso central, wie die auf Apolda-Weimar und müsse sie für weichende Truppen mindestens ebenso einladend gewesen sein, wie jene; Thatsache sei es ja, dass ein erheblicher Theil der preußischen Armee, vorwiegend Theile des linken Flügels, diese Richtung nahm. Dazu ist zu bemerken, dass Truppen, die geschlagen sind, vor allem jene Rückzugsrichtung wählen, auf der sie herangekommen sind und jene Straßen, die sie vom Vormarsch kennen. Wird diese Straße durch das Zusammentreffen größerer Massen unpraktikabel, dann erst weichen die Truppen fächerförmig zurück. Ein ähnliches geschah hier, wo der von den Höhen westlich Auerstädt herabgeworfene linke Flügel keinen Raum gefunden hat, um direct zurückzugehen. Gerade die Richtung der letzten französischen Stöße wies sehr nach der Richtung Weimar hin. Man besehe die Karte unbefangen und frage sich, ob es nicht klar am Tage liegt, wie die sozusagen erzwungene Rückzugsrichtung für die Masse der Armee Weimar gewesen ist. Doch sei dem

wie ihm sei; so gering denken wir denn doch von der preußischen Führung an diesem Tage nicht, dass wir glauben könnten, sie hätte den strategischen Gedanken an den Rückzug dort angeknüpft, wo die taktische Idee des Rückzugs abgerissen war; sie hätte sich die strategische Richtung der Retraite von der einmal vorhandenen Gravitation geschlagener Heerestheile ohne Widerstand dictieren lassen. Im Gegentheil, der Rückzug auf Weimar wurde nach reiflicher Überlegung auf rein strategischer Basis und nicht so sehr auf Grund der Eindrücke des taktischen Augenblickes beschlossen. Es leuchtet ein, dass nach einem unglücklichen Kampfe der vereinzelt geschlagene Heerestheil Anschluss an die noch unberührten suchen muss, falls er es kann, sie stehen wo sie wollen, und nicht sich der Wahrscheinlichkeit, erneuert in seiner Vereinzelung geschlagen zu werden, aussetzt. Wie, hier sollte das Princip der Versammlung im Raum nicht am Platze gewesen sein, bloß deswegen, weil man — wie wir heute wissen — im Verfolg des Rückzugs nur mehr auf Trümmer stoßen konnte, was nicht bekannt sein konnte und in Wirklichkeit auch nicht bekannt gewesen ist? Erinnern wir uns, dass erst den Tag vorher sich die preußischen Heere getrennt und sogleich das des Königs — gleichsam wie zur Witzigung — empfindlich geschlagen worden war. Wahrlich, der Gedanke des Königs — die leider aufgegebene Versammlung so rasch als möglich um jeden Preis wiederzugewinnen, wird nicht einmal rein militärisch irgend zu tadeln sein. Man hat gefragt: Was gewann der König, wenn er sich bei Weimar mit seiner ganzen Kraft vereinte und welche Aussicht bot sich ihm für glücklichen Erfolg, wenn er am Ettersberg die Schlacht erneuerte? Die Antwort lautet so: Kein Zweifel ist, dass die Armee auch dann, wenn sie versammelt wurde — nach dem, was wir bisher von ihrem taktischen Verhalten kennen gelernt haben — geschlagen worden wäre; allein noch weniger ist zweifelhaft, dass der König den weitern Vormarsch an die Elbe ganz einfach für unmöglich **hielt**, und nach den Erfahrungen des heutigen Tages wohl für unmöglich halten durfte; dass ihm — rein militärisch — der Gedanke nicht nahe treten konnte, mit seiner

geschlagenen Armee — vom anderen Theile des Heeres getrennt — Manöver auszuführen, um vereinzelt die Elbe zu gewinnen; dieser Fehler wäre so ungeheuerlicher Natur, dass nicht Mangel an militärischem Urtheil genügt hätte, um ihn hervorzurufen, sondern ganz einfach Tollkühnheit mit Unverstand vermischt; nach dem, was wir heute von der Lage wissen, konnte der Plan allerdings Aussicht auf's Gelingen, das heißt, augenblickliches Entweichen vor dem erschöpften Davout bieten; nach dem, was der König wusste, und ebenso sehr nach dem, was ihm unbekannt geblieben war, musste er aussichtslos erscheinen; bei Hassenhausen galt's zu siegen, mithin nach Norden durchzudringen und gelang dies nicht, so konnte man, da man die Hälfte der Armee im Rücken hatte, nicht daran denken, allein auf dem Bogen, dessen Sehne der Gegner beherrschte, nach Norden abzuziehen. Es erscheint somit zunächst der Rückzug auf Weimar als ein Product der eisernen Nothwendigkeit und ergriff der König die Idee zu solchem gewiss zum größten Theile deswegen, weil er sich in einer Zwangslage zu befinden glaubte, die ihm die Wahl zwischen zwei Übeln gebot, von denen er das kleinere naturgemäß ergreift. Aber auch, wenn wir rein militärisch urtheilen, und die materielle Möglichkeit für die Hauptarmee, nach Norden zu entkommen, gelten lassen wollen, so frägt sich sehr, was an dem Entschluss des Königs denn zu tadeln sei? Wer wird behaupten wollen, dass es zweckmäßig sei, die Trennung der Kräfte nach dem ersten entscheidenden und unglücklich verlaufenen Schlag weiter zu erhalten, wo jeden Augenblick ein neuer Schlag erwartet werden muss? Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, dass ein anderer Vereinigungspunkt als eben Weimar schon aus marschtechnischen Gründen nicht in's Auge zu fassen war. Am nächsten Morgen konnte man mit höchster Wahrscheinlichkeit bei Weimar vereinigt stehen, während dies, wenn man einen anderen Punkt zur Vereinigung wählte,

erstens nicht möglich war, indem der Marsch zu diesem Punkt länger dauern musste;

zweitens sich die Schwierigkeit, Hohenlohe erst heranzuziehen, mithin Elemente der Ungewissheit ergaben;

und dann, man hatte soeben gesehen, wie geschickt der Gegner sei, getrennte Kräfte anzufallen und zog daraus den natürlichen Schluss: es sei nicht gut, getrennt zu sein.

Wir begreifen es nur zu wohl, wenn nur der eine Gedanke die Situation beherrschte: sich wieder und sofort zu versammeln; dieser Gedanke schien der beste zu sein. Wir bekennen offen, dass wir glauben, er sei in der That der beste gewesen, der zu fassen war. Und wenn der Kriegshistoriker wieder und wieder darthut, dass der König von einer neuen Schlacht bei Weimar doch keinen Erfolg erhoffen konnte, mithin gefehlt hat, als er den Marsch dahin antrat: so antworten wir, dass der Entschluss des Abends vom 14. October

erstens ein nothgedrungener,
und zweitens ein provisorischer

war und nur sein konnte. Wie soll man vom Könige verlangen, er hätte jetzt schon die Chancen einer neuen Schlacht erwägen sollen, zu deren Beurtheilung ihm augenblicklich fast gar kein Material zur Verfügung stand? Wer den Krieg kennt, weiß, wie er auch in seiner glänzendsten Form so recht von der Hand in den Mund lebt und dass zumal die Strategie gar oft dann am klügsten handelt, wenn sie nur ihren nächsten Zweck zu erreichen strebt und das, was folgen wird, der Zukunft überlässt; wenn der nächste Zweck ein so eminent wichtiger ist, versteht sich, wie der vorliegende dem Könige erscheinen musste.

Nachdem die Richtung des Rückzuges beschlossene Sache war, verließ der König die Eckartsberger Höhe, ging durch Auerstädt und sandte an Kalkreuth den Befehl, die Armee zurückzuführen. Reserven standen dem General hierzu wahrlich genug zur Verfügung. Bei Sultza hatte die preußische Übermacht dem Nachdrängen Morands endlich Halt geboten. Auf den Höhen von Gernstädt-Eckartsberga standen mindestens 10.000 Mann der Reservedivisionen mit 50 Geschützen, wenn auch auf weitem Raum zerstreut, doch immerhin so imponierend, dass das Vordringen der Franzosen, die an Zahl weit unterlegen waren, hier nur langsam vor sich ging. Kalkreuth ließ den Abzug auf dem rechten Flügel bei Sultza beginnen, wo die Sachen für Preußen im allgemeinen günstiger als auf dem anderen Flügel standen: derselbe ging ordnungsmäßig vor sich und drängte der Gegner

wenig. Auf dem linken Flügel war die Lage wesentlich verschieden. Auch hier zog zuerst der rechte, Auerstädt nähere Theil der Truppen ab, während infolge von Mängeln in der Befehlsertheilung die linke Flügelbrigade der Übermacht des Gegners nunmehr vereinzelt gegenüber stehen blieb. Das Umgehungs-Detachement Davouts begann sich fühlbar zu machen; die Brigade war durch den Abzug der rechts anschließenden Truppen in dieser Flanke entblößt, wurde nun von allen Seiten angegriffen und mit erheblichem Verlust und aufgelöst auf Reisdorf heruntergeworfen. Davout, dessen Truppen durch die vorausgegangenen anstrengenden Märsche und den blutigen Kampf auf's äußerste erschöpft waren, verfolgte nicht über das Schlachtfeld hinaus. Nur die Cavalleriebrigade fiel noch in der Dunkelheit des Abends über den zurückgegangenen, preußischen linken Flügel her, nahm ihm eine Menge Geschütze und Gefangene ab, und verfolgte die Trümmer bis in die späte Nacht.

Wie für Jena, so sind auch für Auerstädt die Verluste nicht recht bekannt; der preußische Verlust muss natürlich ein sehr beträchtlicher gewesen sein; 115 Geschütze fielen in Feindeshand. Davout verlor etwa 25 Percent seines Standes.

Es gibt wenig so auffallende Siege in der Kriegsgeschichte wie die Schlacht von Auerstädt; die fast doppelte Überzahl an Streitern, vermehrt durch die geradezu erdrückende Übermacht an Reiterei und Artillerie, wird vollständig besiegt, ja ihre Auflösung angebahnt. Man muss die Ursachen hievon zu erforschen suchen.

Im Morgennebel geriethen die beiderseitigen Vortruppen miteinander in den Kampf. Die Ungunst der Witterung wirkt jedoch nicht auf beide in gleicher Weise ein; auffallend hemmt und bindet sie die Preußen, während davon bei den Franzosen nichts zu spüren ist. Ein Misserfolg der preußischen Vortruppen eröffnet die Schlacht, von welcher keiner der Gegner weiß, wie viel sich ihm entgegenstellen wird.

Nun folgt der Kampf Schmettaus um Hassenhausen, den Davout durch eine Umgehung zu parieren sucht. Bedeutend ist die Übermacht auf preußischer Seite und mit dem Eintreffen von Verstärkungen gehen die geschlossenen preußischen Bataillone tapfer gegen die im freien Felde stehenden vitalen Theile des





Gegners vor, der, diesem Stoße weichend, im Orte Zuflucht sucht. Weit überflügelt, ja umfasst die preußische Armee das Dorf auf beiden Seiten, vor welchem ihr Centrum im aussichtslosen Kampfe steht. Diesen Ort zu nehmen, verbeißen sich die Führer und verblutet sich die Truppe, während niemand der Gedanke kommt, das gegen die eigene Taktik unempfindliche Object, statt anzugreifen, einzuschließen, indem die Flügel weiter vorgezogen werden. Die materielle Möglichkeit hiezu war da, als sich die am linken französischen Flügel geworfenen Bataillone nach Hassenhausen und an dasselbe zogen. Obwohl man nun diese Unterlassung auf Rechnung der Verwundung des Herzogs setzen kann, so frägt sich's sehr, ob diesem die Idee hiezu gekommen wäre; man muss sich diese Frage stellen, denn sonst erscheint der Ausgang der Schlacht von Auerstädt mehr eine Folge des Zufalls, denn eine innere Nothwendigkeit, wozu sich zu bequemen wirklich schwierig ist. Hätte Braunschweig diesen Gedanken gehabt und, was mehr ist, auch wirklich ausgeführt? Es scheint nicht so, wenn man sein Thun vor der Lisière des Ortes sieht. Wir nehmen wahr, wie der preußische Feldherr seine Truppen plump zum gewissenhaften Abmessen mit dem Gegner führt, der augenblicklich und an diesem Ort mit scharfen Waffen kämpft. Die Taktik der Franzosen ballt sie in der Gefahr um die Objecte des Terrains zusammen und der Gegner lässt sich sodann herbei, diesen von den Franzosen gewünschten und gesuchten, ihnen so vortheilhaften „entscheidenden Punkt“ in unzweckmäßigster Manier zum Objecte seines Thuns zu machen; der Franzose dictiert den „entscheidenden Punkt“, der ihm genehm und voller Vortheil ist; der Preuße folgt diesem Gesetz und nimmt den „entscheidenden Punkt“ des Gegners aussichtslos auf's Korn: was jener ja nur wünscht. Die Preußen finden in und um den Ort den Feind und gläubig greifen sie ihn an, mit ihren weit vorgezogenen Flügeln vorläufig haltend, bis jener weichen wird. Wenngleich es nun nach unseren Begriffen nicht taktisch gedacht erschiene, beiderseits eines vom Gegner besetzten Ortes, wie Hassenhausen, vorzugehen, so lange dieser nicht genommen ist; und gerade der linearen Taktik dieses Beginnen als Aberwitz erscheinen musste, so wird doch nicht wegzuleugnen sein, dass ein frisches, unbekümmertes, vielleicht taktisch „unrichtiges“ Vorwärts mit dem,

was nicht beschäftigt war, als das erscheint, was anzuwenden war: Preußen **musste** die Entscheidung außerhalb des Ortes suchen, wenn es in denselben einzudringen sich nicht geeignet hielt. Doch dort stellte sich ihm, wie wir sahen, der Gegner wohlweislich nicht; und die nicht beschäftigten Theile, anstatt zwecks — vielleicht lediglich moralischen — Eindruckes solange vorzugehen, bis sie endlich einen Gegner finden, bleiben stehen, sehen zu, wie das Centrum, wieder auf die Flügel vertrauend, seinerseits leidend vor dem Orte steht, wo es der Gegner haben will. Es ist eine erschreckliche Philisterhaftigkeit in dieser Art von Krieg zu spüren, der die Rollen gewissenhaft vertheilt, und wo der eine Theil nicht das Geringste thut, solange er nicht nach Ordnung und Usance vom anderen sein Stichwort erhalten. Die Flügel, froh, dass sie vorgegangen sind, bleiben nach dem Programme stehen, sie zeigen nicht den absoluten Willen, an den Feind zu kommen, die unbedingte Tendenz zum Kampf, sondern bleiben im Rahmen der erhaltenen Befehle und gehen beileibe nicht über dieselben hinaus; die psychologische Vorhand fehlt, die, Wagnisse, ja sogar taktische Fehler in den Kauf nehmend, durch den zur Schau getragenen Willen zum Kampfe den Gegner stutzen macht. Die psychologische Vorhand nehmen wir beim Gegner an allen Orten wahr; anmarschieren seine Divisionen und werfen sich sogleich so weit als möglich nach vorwärts in den Kampf. Jedoch dieser Impuls muss überhaupt vorhanden sein; zufällig legt er sich nicht dar; er muss gewissermaßen den Truppen natürlich innewohnen. Gewiss hatten nun die Franzosen alle Ursache, Elan zu zeigen, denn sie wissen sich, falls sie zu weit und heftig vorgegangen, durch Übergehen in den Schützenkampf allsogleich geschützt; obgleich man sich nicht bedenken darf, den französischen Elan mehr als eine Sache des zeitgenössischen militärischen Geistes, denn als ein Product kühler, taktischer Erwägung anzusehen. Es spricht sich eben auf Seite der Franzosen in ihrem Thun im Gefechte eine Unbekümmertheit seltener Art aus, die den schwersten taktischen Fehler begeht, den man begehen kann: von Reserven abzusehen.

Jawohl, Davout hatte im Höhepunkte des Gefechtes auch nicht den Schatten einer Gefechtsreserve zur Hand und konnte

keine mehr erwarten. Er zog eben seine Truppen, wie sie anmarschierten, in den Kampf, da es das unmittelbare Bedürfnis des Kampfes so verlangte: und denkt nicht daran, eine Reserve auszuscheiden. Dies gibt zu denken. Was wusste der Marschall von der Lage? Hielt er den Misserfolg, das nothgedrungene Aufgeben Hassenhausens, den Zwang zum Rückzug für unmöglich: frug er sich nicht, was aus ihm ward, wenn er zu weichen doch genöthigt wurde? man weiß von dem Gedankengange des Marschalls nichts; nicht, ob er mit vollem Bewusstsein dessen, was er wagte, die Bereitstellung von Rückhaltstruppen unterließ; oder ob ihm seine Bataillone nicht gleichsam von selbst in das Gefecht entglitten. Jedoch das ganze Bild der Schlacht spricht als nackte Thatsache schon eine sehr beredte Sprache. Der französische Marschall emancipiert sich in wahrhaft kriegerischer Vorurtheilslosigkeit von allem Hergebrachten in der Form, da die besondere Lage Aufgeben derselben zu erheischen scheint. In dieser Fähigkeit der französischen Führer, die Form zu opfern, um dem Zwecke zu genügen, in ihrer Bereitwilligkeit, alles zu wagen, was ein Feldherr wagen kann, sobald dies ihm nur halbwegs vernünftig scheint, in ihrer wahren Sucht zu kämpfen, zu vernichten, was gegenüberstand, lag — gerechtfertigt durch die taktische Überlegenheit im Kampf und den einigermaßen hervortretenden Willen der Truppen zum Kampfe — was zu jener Zeit und in jenen Verhältnissen den Heeren Napoleons das Übergewicht auf dem Schlachtfelde gegeben hat. — Hassenhausen, das muss der Marschall gesehen haben, war als Ort mehr wie eine Reserve, denn unangreifbar schien es der preußischen Führung und, sollte er sich doch zurückzuweichen gezwungen sehen, so war der Ort mehr wie eine lebende Reserve: da er stabiler war und die Fernsicht, sowie das Durchdringen verhinderte. Indessen, wenn wir auch den Löwenantheil an dem Entschlusse des Marschalls dessen Erkenntnis der Lage zuzusprechen uns entschließen, so ist gleichwohl klar, dass das Kriegstemperament seiner Mittel — natürlich verstehen wir hier die Gefechtsroutine der Unterführer und unendlich weniger den Geist der Truppe selbst — eine große Rolle gespielt. Vorging man eben in der französischen Armee, und war man nicht mehr imstande, noch weiter vorzugehen, so blieb man doch.

wenn auch um den Preis taktischer Fehler, stehen, ohne an die Sicherung des Rückzuges, Aufnahme im Fall des Weichens und dergleichen zunächst zu denken. Anzuerkennen ist, dass dies **in dem vorliegenden Fall** das Richtige gewesen ist.

Wie nehmen sich entgegen dem die überstarken preußischen Reserven aus! Da sie keinen Befehl erhielten, vorzugehen, so blieben sie eben stehen; ihnen darf daraus ein Vorwurf nicht gemacht sein. Denn der taktischen Reserve Los war stets und ist, willenlos abzuwarten, bis sie der Feldherr zur taktischen Entscheidung ruft. Ihren Nichtgebrauch kann man auf Rechnung der Verwundung Braunschweigs setzen; wenn man bemüht ist darzuthun, Auerstädt sei wissenschaftlich nicht als eine verlorene Schlacht für Preußen anzusehen. Allein wenn man bedenkt: Einerseits das überall und stets zutage tretende Sparen und Zurückhalten mit der Kraft, welches ebensosehr in der linearen Schule als in dem Charakter der preußischen Feldherrngreise infolge jener Schule begründet lag; das überall erscheinende Zögern und methodische Verfahren beim Angriff, wo man ihn schon beschlossen hatte; und andererseits, wie die vor Hassenhausen stehenden Divisionen bereits total kampfunfähig, „Schlacke“ waren, als die vom König gesandten Reserven anlangten; und die unerhörte Art, wie die frische Übermacht, die zur Aufnahme der geschlagenen Truppen auf dominierender Höhe stand, von den erschöpften Bataillonen Davouts ohne sonderliche Mühe zurückgetrieben wird: so muss man wohl zu dem Endschlusse gelangen, dass jene Zeit eben in dem Vorhandensein der Gefechtsreserve ihren Daseinszweck vornehmlich erblickte, und deren wirkliche Verwendung, zu der übrigens die taktischen Formen des Linearsystems sehr wenig taugten, in zweite Linie stellte. Indem wir sicher sind, unsere Leser werden beim Lesen des Folgenden angemessene Vorsicht üben, sagen wir: Die preußische Führung gedachte ihre starken Reserven gleichsam als Staffage zu gebrauchen und mit ihr zu drohen. Obwohl klar ist, dass dieses Zurschaustellen der Rückhaltstruppen zum allergrößten Theile aus dem Ungeschick sie zu verwenden, floss, wandte sich die Führung diesem Auskunftsmittel zu. Ohne Erfolg. Nur der Stärkere in takti-

schen Dingen mag sich ungestraft und mit Aussicht auf's Gelingen der bloßen Schaustellung seiner Mittel als taktischer Handlung bedienen. Ahmt der taktisch Schwächere dieses Stratagemes Form und nichts als diese nach, so werden seine Kräfte, die zur Schau gestellt, dem Gegner imponieren sollen, meist nichts anderes für jenen sein, denn ein neues Motiv, auf dieselben vorzugehen. Napoleon brauchte bei Jena Reserven nur zu zeigen, und Hohenlohe ging zurück. Aufdringlich stellte bei Eckartsberga Friedrich Wilhelm III. die seinen auf, um sofort vom Gegner und soweit dies physisch möglich war, mit Erfolg angegriffen zu werden.

Denn der psychologische Gehalt der Kriegsheere wechselt im Laufe eines Tages vor und nach der Entscheidung in einem Maße, das graphisch darzustellen gar nicht möglich ist. Das reale Zahlen- und Machtverhältnis, wie es vor der Entscheidung bestand, existiert nach derselben nicht mehr, auch wenn beide Gegner haargenau dasselbe an Truppen und Geschützen verloren haben sollten. Der siegende Theil verstärkt auf allen Punkten seine Kraft mit jedem Augenblick; der besiegte verliert, wenn auch nicht materiell, doch seelisch ungeheuer. Wir wissen wohl, dass dies ein Gemeinplatz ist; gleichwohl wiederholen wir ihn; denn ihn bedenkt man so gar oft ganz und gar nicht, wenn die Kritik an die Prüfung dessen geht, was eines besiegten Heeres Pflicht gewesen wäre. Der Sieg verzehnfacht die Mittel, sagen wir, er macht dieselben in jeder Hinsicht unendlich kriegerisch. Im Siege kann eine der seltensten Erscheinungen entstehen, welche die Kriegspsychologie verzeichnet: Der siegende Soldat kämpft plötzlich gewissermaßen von selbst. Wenn auch das legendäre Triumph- und Siegesgefühl der Massen eine Sache ist, die in der Regel keineswegs auf dem Schlachtfelde selbst entsteht oder sich äußert, sondern vielmehr erst nach ausgiebiger Nahrung und körperlicher Ruhe in dem Behagen des Biwaks und an der Hand des Heerbefehls erscheint, so wird doch nicht zu verkennen sein, dass der Erfolg den Mann im Kampfe selbst erhebt, das heißt, ihn unbekümmert, leichtsinnig, ja manchmal sogar tollkühn macht. Mit einem Wort, er denkt nicht mehr, sondern

übermüthig und gedankenlos reißt ihn der Glaube an die Wehrlosigkeit des Gegners sowie die Evidenz der eigenen Stärke zu neuem Kampfe fort. Und für den einfachen Kämpfer scheint im Gefechte Gedankenlosigkeit das bessere Theil zu sein.

Überschauen wir nochmals die großen Züge des Tages und fragen wir, woher die Entscheidung kam, so müssen wir Nachgeborene gestehen: Die Kriegsform der Preußen stellte an den psychologischen Gehalt der Truppen, der Kampfesweise der Franzosen gegenüber, Anforderungen, denen sie nicht entsprachen. Nochmals, es steht dahin, ob ein so schneidender Gegensatz der Form durch Imponderabilien überhaupt je wettzumachen ist. Die preußische Form wich vor der stärkeren französischen Form. Worin lag die Stärke dieser letzteren Form? Darin, dass sie den Kampf vereinfacht, ursprünglicher, roher gemacht hatte, und das Individuum eben dadurch kriegspsychologisch entlastete und erhob. Die französische Form verlangte weit weniger Muth von ihrem Material, als jene des preußischen Heeres, und so siegte sie. Jene verbündete sich gleichsam mit dem Willen des Individuums und erleichterte ihm den Kampf; diese unterdrückte den Willen des Kampfmoleküls, um dasselbe rein mechanisch zu gebrauchen. Wir kennen zur Genüge die Gründe, warum dazumal und unter jenen Verhältnissen gerade die erste Form sich besser bewährt hat.

Ist somit der Ausgang des Kampfes der einander zunächst gegenüberstehenden Theile hinlänglich erklärt, so bleibt zu erklären, warum die preußische Führung darauf verzichtet hat, ihre Reserven einzusetzen. Braunschweigs Verwundung scheint, wie erwähnt, diese Unterlassung zu einer accidentiellen zu stempeln. Allein, im Kriege sind die Motive zu den Entschlüssen und Unterlassungen fast niemals accidentiell; stets fußen sie auf vorhandenen Basen; und alle Erscheinungen hängen logisch zusammen. Wer wird behaupten wollen, Auerstädt wäre vom Könige gewonnen worden, lebte sein Vertrauensmann bis zum Abende des Tages? Wir haben diesem Gegenstand bereits einleitende Worte gewidmet und uns darzuthun bemüht, dass die Ursache des Nichtgebrauches der Reserven in der

deutschen Kriegspraktik und in dem Geiste ihrer Führer begründet lag. Indess noch mehr. Die preußische Führung verkannte in einem hohen Grade den taktischen Wert der Überzahl; die örtliche Zahlüberlegenheit im Gefechte erschien weniger wichtig. als die gebräuchliche taktische Form, die im Echelonsangriff culminierte; mit Echelons gedachte man zu siegen und nicht mit Truppenstärke; wahrhaftig trat die kriegerische Masse gegen die kriegerische Form in der Meinung der deutschen Führer zurück. Jedoch ganz so crass war die Sache wieder nicht: dass es gut sei, mehr Kräfte im Kampfe zu haben als der Gegner, das hat man dazumal in Preußen auch gewusst. Allein, und hier berühren wir den Kern der Frage, die lineare Taktik besaß die Eignung nicht, gegen einen Feind, der sich schlechterdings nicht weit im freien Felde in die Breite dehnte, mit numerischer Übermacht in den Kampf zu gehen. Denn nur eine Linie vermag Feuer zu geben, während die, die hinter dieser ersten Linie stehen, in der Regel auch zu feuern nicht in der Lage sind. Mit Truppen, die an zweiter Stelle stehen, jene der ersten physisch vorzudrängen, ein Gedanke, der in der althellenischen und selbst der Legionartaktik klar am Tage liegt, so recht ein mechanisches Mittel und doch unendlich tief psychologisch gedacht, davon hielt im preußischen Herre ab: vor allem und überhaupt das Formelle der linearen Taktik, deren erste Lebensbedingung das Aufrechterhalten der Abstände und Zwischenräume schien; dann das anspruchsvolle Vertrauen, welches man in die Truppen der ersten Linie setzte und das gerade hier bei Auerstädt besonders verderblich geworden ist; und zweitens wieder im allgemeinen jenes undefinierbare Etwas, das in der Kriegsgeschichte so oft wiederkehrt: der Gedanke, vor allem müsse mit den Kräften gespart werden; das Erste und Wichtigste sei nicht der Endzweck des Gefechtes, sondern die Sicherstellung gegen den Misserfolg. Dieser Gedanke, eine Regel im preußischen Heer jener Zeit, gedieh unter der Unklarheit der taktischen Lage vor Hassenhausen zum verderblichsten Princip, auch wenn die Verlegenheit der Führung, mit den Reserven zu agieren, nicht allein schon das Stehenbleiben derselben nothwendig herbeigeführt haben würde. Der zum System erhobene Gedanke der Öcono-

mie der Kraft, das heißt das Streben, mit möglichst wenig Einsatz, möglichst viel zu gewinnen, scheint sich besonders dann im kriegerischen Thun der Führer darzulegen, wenn der materielle Wert der Kriegsmittel hoch im Course steht; vor allem gilt es, das Material zu schonen. Es knüpft sich, wie wir sehen, ein Motiv an's andere, um uns den Nichtgebrauch der preußischen Reserven damals zu erklären; die Heeresverfassung spielt in die Strategie hinüber und Spuren von ihrem Einfluss sind am Schlachtfelde zu sehen; alles hängt zusammen in dieser Anhäufung von scheinbar unzusammenhängenden Ursachen für die große Unterlassung am Schlachttage von Auerstädt. Wohl liegt Tendenz darin, wenn wir die Gründe aufzusuchen uns bemühen, die zum Nichteinsetzen der Reserven geführt, ohne jene an das Licht zu ziehen, die dagegen sprachen und die man nicht beachtet hat. Doch ist diese Tendenz nichts als das Streben, die Thatsache logisch zu erklären, indem man sich billig dagegen sträuben muss, zu glauben, dieselbe sei zufällig und durch sie zufällig der Verlust der Schlacht erfolgt. Und dann, wenn dieser Reichthum an Gründen, die man zur Erklärung der Unterlassung in's Treffen führen kann, durch ihre Zahl verdächtig und bei den Haaren herbeigezogen scheint, so bedenke man, dass einer oder der andere schon genügend ist, jene zu erklären; dadurch, dass mehrere genannt sind, soll nicht gesagt sein, alle hätten und gleichmäßig eingewirkt; doch da sich nicht feststellen lässt, welche die eigentliche Ursache war, so scheint es das Amt der erklärenden kriegsgeschichtlichen Betrachtung zu sein, alle bekannten zu nennen.

Im Grunde müßig ist die Frage, ob die Sache bei Auerstädt durch das Einsetzen der Reserven noch herzustellen wohl gewesen wäre; wenn wir eine Gefechtsroutine der preußischen Führung annehmen wollen, die diese damals nicht besaß, so könnte man zu dem Ergebnis kommen, dass Preußen nicht hätte weichen müssen; ja dass Davout schließlich erlegen wäre; man könnte hier mit viel Aufwand an Gelehrsamkeit den lendenlahmen Gaul rein militärischer Kritik sich fröhlich tummeln lassen. Ungleich

bedeutender erscheint die Frage, was an der Unterlassung unbegreiflich war, was wir an ihr nicht verstehen, inwieferne sie **im Rahmen der preußischen Anschauung vom Kriege** ungewöhnlich war. Und da muss man sich gestehen, dass sich die Unterlassung, wenn auch nicht als eiserne Consequenz verfehlter Anschauung vom Kriege beweisen, so doch wohl als sehr natürlich und ganz im Rahmen der Anschauung jener Zeit erklären lässt. Was das Nichteinsetzen der Reserven zur Entscheidung anbetrifft, so wissen wir, dass, überwand man auch deren Trägheitsmoment und functionierte der Befehlgebungsapparat ohne Klage, für dieselben Platz und Gelegenheit nicht vorhanden war, wirksam in den Kampf zu treten, sowie auch, dass die strategischen Gedanken der Führung sie an den Platz gebannt, an dem sie — außerhalb der Zone der Zerstörung — glücklicherweise stand; denn sie war ein entscheidender Factor im etwaigen Entscheidungskampf an anderm Ort zu anderer Zeit. Sehr wohl begreiflich ist, dass man nicht auch noch sie gegen einen Ort verwandte, von dem man sah, der Gegner kämpfe in ihm wie hinter geschlossenem Visir. Aber auch das Nichteinsetzen derselben, nachdem die Entscheidung bei Hassenhausen gefallen war, kann nicht Wunder nehmen, ja bei diesem frägt es sich sehr, ob es nicht sogar rein militärisch sehr wohl gerechtfertigt ist. Denn thatsächlich haben Kalkreuths Bataillone durch ihr bloßes Vorhandensein auf dominierender Höhe die Trümmer des preußischen Heeres gerettet. Ohne Conjecturenmacherei zu treiben, so muss man sich wohl billig fragen, was daraus geworden wäre, wenn die Reservedivisionen, dem Strom der Flüchtlinge entgegen und durch denselben durch einen Angriff auf die lange und zerstreute Front Davouts gewagt haben würden. Um den Abzug geschlagener Truppen durch ein Ortschaftsdefilé zu decken, unternimmt man doch wahrlich nicht mit der ganzen, hier einen so erheblichen Theil des Heeres darstellenden Kraft der Reserve einen förmlichen Angriff in's Blaue hinein.

Wir haben uns bemüht zu zeigen, wie Hohenlohe bei Jena in erster Linie deshalb unterlag, weil er strategisch auf eine Hauptschlacht nicht gefasst sein konnte und demgemäß nicht vorbereitet war; wir haben erklärt, wie die ihm von der Heeresleitung übermachten Nachrichten und Befehle ihn mit dazu vermochten,

die größten taktischen Fehler zu begehen. Wir nahmen wahr, wie er, ohne es zu ahnen, in eine große Schlacht mit weit überlegenen Kräften hineingerathen ist. Wir konnten hier somit glauben, dass die strategische Vorgeschichte der Schlacht allein schon den Keim der Niederlage in sich getragen hat; *dass diese gewissermaßen accidentiell, infolge falscher Nachrichten, von Missverständnissen* etc. *für Preußen so übel ausgefallen ist*, indem ja doch das taktische Thun vor allem anderen die Entscheidungen im Kriege gibt, welches Thun hier im vorhinein durch die Strategie gehemmt und gebunden war.

Mit einem Wort, *bei Jena ward die preußische Strategie besiegt und zog die Taktik mit in ihren Fall.* —

Bei Auerstädt jedoch erkennen wir, wie sich der Taktik freies Feld zur Entfaltung bietet; wie ihr Gelegenheit geboten ist, ihr Bestes darzuthun. In grellen Tönen leuchten uns aus dem Bilde der Schlacht die Mängel der preußischen Kriegspraktik entgegen, die trotz der auffallend günstigen strategischen Lage nicht zu siegen weiß.

*Und so ergänzen beide Schlachten sich.* Wahrlich, wer nach alledem uns glauben machen will, die Gründe für die Doppelniederlage seien, wenn auch nur zum Theile *accidentiell* gewesen: versteht nichts vom Kriege; oder ist blind im Vaterlandsgefühl. Hier erlag die Strategie; dort fiel die Taktik unter Bedingungen, wie sie ein Kriegsheer kaum jemals günstiger erfuhr. *Sicherlich, ganz sicherlich lässt sich zahlen- und ziffermäßig beweisen, dass es nicht so kommen musste; doch kriegshistorisch wird uns, wenn wir nochmals das Bild der Lage und seine Vorgeschichte erfassen, die Nothwendigkeit des Ausgangs äußerst deutlich klar.*

Der Stil, die Schreibweise zwingt, um plastisch zu sein, zu Übertreibungen; es ergeht auch uns hier so. Stellen wir daher fest, dass trotz allem der Ausgang der Schlacht von Auerstädt an einem Haare hing und wir uns keineswegs verwundern würden, wenn in der Kriegsgeschichte da zu lesen stünde: Davout hätte, während sein Kaiser bei Jena siegte, bei Auerstädt

seinerseits keineswegs gesiegt; wir sagen keineswegs gesiegt; denn zu dem Glauben an die Möglichkeit einer völligen Niederlage des Marschalls vermag man wohl nicht zu gelangen. Die Schlachtführung beider Theile allein spricht schon dagegen.

* * *

Es steht fest,*) dass Napoleon am Abend des 14. October der Meinung war, die gesammte preußisch-sächsische Armee oder doch deren Hauptmasse besiegt zu haben. Mit dieser angenehmen Überzeugung legte er sich am Abend in Jena zur Ruhe. Und erst der um 9 Uhr morgens des anderen Tages eingehende Bericht Davouts belehrte ihn, dass er sich völlig getäuscht und strategisch höchst unvorsichtig gehandelt hatte, indem er eines seiner Corps der Gefahr, einzeln geschlagen zu werden, ausgesetzt. Allein, er gesteht dies keineswegs ein. Es wird officiell**) nur von einer Schlacht bei Jena geredet, in welcher der Marschall, welcher bald zum Herzog von Auerstädt erhoben werden soll, den rechten Flügel commandierte.

Wir wissen, dass die ganze Strategie Napoleons in diesem Kriege bisher lediglich darauf gerichtet war, den Feind zu suchen, um ihn, wo er ihn fände, mit Überlegenheit zur Schlacht zu zwingen. Es ist die Strategie Napoleons nichts als die Art, seine Kräfte an den Gegner heranzuführen und kein eigentliches Instrument zum Kampfe; er bedient sich ihrer nicht als **Waffe**, sondern lediglich als eines Mittels zum **Transport** der Kräfte; er marschiert und manövriert nicht.

Wir registrieren vorläufig diese Thatsache; sie spricht aus jeder Phase, die der Krieg bisher gemacht.

Wer sucht, ist nicht sicher, wohin er gelangen werde; wer tastet, sieht noch nicht das Ziel; Änderungen der Bewegungsrichtung sind da unvermeidlich; schon dann, wenn das gesuchte Ding in Ruhe ist; noch mehr, wenn dieses sich bewegt.

Unzählig sind die falschen Nachrichten im Kriege. Doch erst im nachhinein erfährt man, dass sie falsch

*) v. Lettow-Vorbeck, II, 26.
**) 5. Bulletin, Jena, 15. October.

*gewesen*; und selbst der kritischeste Geist ist in dem Augenblick, da er eine Nachricht empfängt, nicht gegen Täuschung gefeit.

Marschtechnische Gründe von unbestreitbarem Gewicht — Erwägungen, deren praktisches Inslebentreten den Mechanismus der napoleonischen Strategie bilden, und an denen man noch heute zehrt, ohne sie wesentlich verändert zu haben, — wiesen Napoleon darauf, sein Heer auch dort, wo er nicht strategisch manövrierte, sondern lediglich Ortsveränderungen vornahm, *und gerade da, zu theilen*. Den Corpsverband schafft er vornehmlich für diesen Zweck und stattet das Corps derartig aus, dass der einzelne Theil voraussichtlich derartig stark sein wird, den Kampf mit stärkeren Kräften solange hinzuhalten, bis Unterstützung kommt. *Darauf, auf die nicht in der bloßen Zahlenstärke, sondern vielmehr in der* **Kriegsgeschicklichkeit** *des Corps liegende Stärke desselben baut Napoleon, indem er seine Kräfte* **theilt.** Wenngleich er sich wohl hütet, seinen Marschällen Überschätzung der Kampfkraft ihrer Corps nahezulegen, ihnen stets das Zusammenhandeln mit dem Reste der Armee zur Vernunftpflicht macht, so ist er gleichwohl überzeugt, ein französisches Corps besitze in seiner Zusammensetzung, Stärke, insbesonders seiner Art zu kämpfen, hinreichende Mittel, um einen ungleichen Kampf so lange zu führen, bis die andern Corps dasselbe unterstützen. Vornehmlich in der französischen Taktik, die im langsamen Verzehren der Kräfte des Gegners, indem man die eigenen möglichst schont, und folgendem Entscheidungsstoß frischer Massen gipfelt, erkennt der Kaiser die Gewähr für die, wenn man so sagen darf, strategische Immunität seiner Corps.

Wir haben gesehen, wie falsche Nachrichten den Kaiser dazu bewogen haben, drei Heereseinheiten weit rechts ausholen zu lassen, um sich vielleicht dem Gegner strategisch vorzulegen. Genau fast nach dem vorgezeichneten Programm benimmt sich der rechte französische Flügel bis zum 13. nachmittags. Als sich nun der Kaiser bei Jena zur Schlacht für den nächsten Tag entschließt, ergehen die Befehle an Murat, Davout und Bernadotte, heranzukommen. Auf die Immunität der 50.000 Mann, die er am Morgen des 14. vorwärts Jena beisammen haben wird, baut

Napoleon den taktischen Plan zur Schlacht sowohl als die Cooperation mit dem eigenen rechten Flügel. Auf die Immunität der detachierten Heerestheile rechnet er, indem er sie in Rücken und Flanke eines undurchschauten Gegners vorzugehen anweist. Es scheint jedoch, wenn man die Räume auf der Karte misst, als ob Napoleon diese Kräfte hauptsächlich zur Ausbeutung des morgenden Sieges und nicht so sehr zu dessen eigentlicher Erlangung bestimmt gedacht haben mag.

Wer strategisch sucht, muss darauf gefasst sein, taktisch zu tasten; die Strategie braucht Fühler, die einen Puff vertragen; die Napoleons vertrugen einen solchen sicherlich; sobald er sie dort nicht mehr zu brauchen glaubt, zieht er sie, die bisher treffliche Erkundungsinstrumente waren, dahin, wo seiner Meinung nach die Entscheidung fallen soll. Wir kennen die Ursachen, warum die Einheiten des rechten Flügels zur Schlacht am 14. nicht zeitgerecht erschienen sind. Ersichtlich ist, dass hiebei Handlungen und Unterlassungen wirkend gewesen sind, die im Widerspruch mit der napoleonischen Kriegspraktik gestanden sind; bei Murat Unkenntnis der Schwierigkeit und Länge des zu durchmessenden Terrains; bei Bernadotte die für einen Marschall von Frankreich erstaunliche Entschlusslosigkeit, welche zwischen zwei Kanonendonnern unentschieden stehen bleibt, ohne auf einen davon loszumarschieren. Was mit der augenblicklichen Kriegspraktik der militärischen Umgebungen, somit des Heeres, in dem man dient, im Widerspruche steht, kann billig als Fehler angesehen werden. Ist dies jedoch auch bei Davout der Fall? Auf die relative Immunität seines Heerestheiles bauend, überlässt ihm der Kaiser die Wahl des Anmarschweges und das Corps trifft auf demselben den weit überlegenen Feind. Konnte der Marschall dem entgehen? Nein! War es Napoleon möglich, dies vorherzusehen? Ebensowenig! So ist vom strategischen Standpunkte Napoleons vor der Schlacht die Schlacht von Auerstädt kein Fehler, wenngleich sie, rein militärisch betrachtet, wahrhaftig als solcher erscheint.

Niemand, der verständig urtheilt, wird zögern, zuzugeben, Davout hätte, sowie die Sachen lagen, bei Hassenhausen unterliegen können — wegen und infolge der Art, wie man beim

Armeecommando mit seinem Corps ahnungslos verfuhr. Klar ist, dass ihn Napoleons Strategie in eine höchst prekäre Lage gebracht, aus der ihn Napoleons Taktik wiederum befreite. Genug, nehmen wir an, Napoleon erfuhr am 14. um 10 Uhr vormittags: Davout stehe bei Hassenhausen im Kampfe gegen doppelte Übermacht, so wird jedermann der Überzeugung sein, der Kaiser hätte einen Augenblick des Schreckens erlebt; er hätte jetzt urplötzlich erkannt, dass er doch strategisch gefehlt; er hat dies bekannt durch sein Negieren einer Schlacht von Auerstädt. Allein es wird wohl sicherlich auch niemand behaupten wollen, eine Niederlage Davouts würde das Resultat des Krieges wesentlich verändert haben; wir bitten, jene Raisonnements, die dies behaupten, durchzulesen, um zu sehen, dass sie eigentlich nichts anderes thun, als annehmen, die preußische Führung und die preußische Armee hätten sich vom 14. an urplötzlich in ihrem ganzen Thun und Denken bekehrt und, nachdem ihnen die Schuppen von den Augen gefallen, klug und energisch handeln können, um sich aus der Lage, in welche sie gerathen, wieder herauszuziehen; diese Raisonnements lauten alle rein militärisch; wir hören von entschiedenen Entschlüssen; vernehmen von der Versammlung der Kraft; man gibt uns zu bedenken, welche Märsche und mit welcher Schnelligkeit wohl auszuführen gewesen wären; kurz, rein militärisch wird geurtheilt und es steht die ganze Frage nur darauf, ob die Armee aus der am 14. innehabenden Lage herauszubekommen gewesen wäre, sobald man sie zu allem fähig und geschickt und willens anzunehmen beliebt, wozu fähig, geschickt und willens wir nach den Erfahrungen der jüngsten Zeit uns zu halten belieben. Kurz, nicht kriegshistorisch ist diese Art der Argumentation, und so kann man sagen, sie sei in der That hinfällig. Nach allem, was wir bisher gesehen, müssen wir glauben, die preußische Kriegführung wäre einfach nicht imstande gewesen:

Auerstädt, wenn sie siegte, auszunützen;

die Nothwendigkeit veränderten Gebarens unter dem Drange der Ereignisse einzusehen;

von der Gewohnheit und Tradition urplötzlich abzulassen,

wenn es nicht hinlänglich und allgemein bekannt schon wäre, dass ein ganzes Heer die Ruhe des Friedens braucht und eine lange Ruhe, um die Moral des letzten Krieges zu ziehen: noch mehr, diese Moral zur That zu machen; und durchaus nicht — in der Regel — in der Lage ist, im Kriege und von ihm zu lernen. Ein Kriegsheer ändert seine Kriegspraktik nicht mit einem Schlage. Und so muss Vorurtheilslosigkeit wohl zugestehen, dass der Kaiser der Franzosen durch die Verfolgung von Jena allein schon es sehr rasch verstanden hätte, den Pyrrhussieg des Königs über Davout zu rächen.

Rein militärisch aufgefasst, ist das strategische Doppelengagement Jena-Auerstädt mehrfach anzufechten. Kriegshistorisch betrachtet reduciert es sich *auf eine von Napoleon nicht vorhergesehene unbewusste Probe des Gegners auf die Festigkeit des Systems: Getrennt zu marschieren um vereint zu schlagen.* Diese Probe prallt an der staunenswerten Immunität des strategisch exponirten Heerestheiles ab; dieser findet in seiner Taktik das Mittel, Unerhörtes zu thun. Es wäre indess nicht den Thatsachen entsprechend, wenn man sagen würde: Napoleon baute und rechnete darauf, dass eines seiner Corps die doppelte Übermacht mit Sicherheit einzeln schlagen würde; und disponierte somit strategisch von seinem Standpunkt vorwurfsfrei, indem er den taktischen Wert seiner Heereseinheiten ganz außerordentlich hoch annahm. Die Wahrheit scheint folgendes zu sein: Napoleon erwartet in der That von einem seiner Corps, das mit überlegenen Kräften in den Kampf geräth, es werde sich taktisch mit Ehren aus der Affaire ziehen; so disponiert er strategisch immerhin gewagt. Seine Strategie, durchkreuzt, wie sie vom unerwarteten Thun des Gegners wird, führt ihn hier hart bis an jene Grenze, der seine Taktik noch gewachsen ist; *oder vielmehr, um genau zu sein, nicht seine Taktik, sondern speciell jene des Corps Davout.* Der Marschall, auf seine Mittel vertrauend, gibt diesen eine harte Nuss zu knacken, sie knacken sie, wie der Erfolg es zeigt; obwohl der Kaiser dies für diesen Fall im

Vorhinein zu hoffen nicht gewagt haben würde. Denn es steht historisch fest, dass ihm die Nachricht von Auerstädt sehr gemischte Gefühle erregte. Die Freude am Triumph verschwamm mit der Erkenntnis, er habe strategisch so viel verlangt, dass nur gerade der Marschall Davout mit seinem Corps die taktische Lösung fand.

Des Kaisers Siegeszuversicht am Morgen des 14. kennen wir und vermochten sie strategisch nicht recht zu erklären, wenn wir, was Napoleon nicht wusste, die Vertheilung des Gegners besahen. Aber auch wenn wir uns in seine Lage dachten, sahen wir in der Anzahl und Stellung der vorhandenen Kräfte Napoleons, der es überdies, wie man weiß, mit einem stärkeren Gegner zu thun zu haben glaubte, als dies der Fall gewesen ist, keine klare Garantie des Sieges. Denn der Kaiser hat am Morgen nichts weniger als Übermacht zur Verfügung; er steht mit seiner massirten Kraft, ein Defilé im Rücken, das er unter allen Umständen halten muss, bis die übrigen Heersäulen folgen; erst allmählich, im Laufe des Tages, wenn alles glatt von statten geht, können sie zur Stelle sein. Und noch einmal, Napoleon glaubte stärkere Kräfte sich gegenüber zu haben, als in Wahrheit der Gegner besaß. Dennoch griff er ohne Zögern an.

Was bleibt somit übrig, als in dem taktischen Gehalt der napoleonischen Truppen die Gewähr zu sehen, auf der die Siegeszuversicht des Kaisers fußt? Wohl nur für den Beginn, wird man sagen, denn im Laufe der Schlacht gedenkt Napoleon die Zahlüberlegenheit zur Stelle zu schaffen; gleichviel, für den Beginn. Denn kann man sich wohl eine nach unseren Begriffen taktisch ungünstigere Lage denken, als die, wo Napoleon gegen unbekannte gegnerische Kräfte erst den Platz erkämpfen muss, auf dem er schlagen wird? Und zugleich die Anmarschlinie seiner Kräfte deckt? Ohne das Bewusstsein taktischer Überlegenheit war dies nicht zu thun. Der Kaiser kennt sie, baut auf sie, vertraut ihr unbedingt. Und der Erfolg hat ihm recht gegeben. Der taktische Wert seiner Truppen bewährte sich bei Jena, während er bei Auerstädt alle Erwartung weithin übertraf.

Also nicht so recht aus der Strategie als Waffe schöpft der Kaiser diesmal die Aussicht auf Erfolg, sondern aus dem beab-

sichtigten taktischen Thun; und so hat seine ganze Strategie darauf gezielt, seine Mittel so rasch und natürlich als möglich mit jenen des Gegners taktisch zusammenzuführen.

In dem Unterschied der Taktik gipfelt dieser Krieg.

## Rückzug und Verfolgung.

Da wir weit entfernt sind davon, Kriegsgeschichte zu schreiben, so können wir in dem, was jetzt noch folgt, kurz sein; indem wir nicht die Masse kriegshistorischer Einzelheiten, sondern die uns charakteristisch scheinenden Ereignisse verzeichnen.

Die Nacht des 14./15. October war verderblich für das verbündete Heer. Bei Hohenlohe-Rüchel war keine Disposition für den Fall des Rückzuges ausgegeben und an einen Zusammenbruch, wie er jetzt erfolgte, hatte niemand gedacht. Während die aufgelösten Truppen der Hohenlohe'schen Armee hinter der Ilm nach allen Richtungen auseinanderstoben, geriethen die Generale, denen es gelungen war, aus einzelnen Bataillonen marsch- und führungsfähige Theile zusammenzustellen, mangels einer Instruction, wo sich der Ralliierungspunkt der Armee befinde, nach divergierenden Richtungen ab und auf dem Marsche trennten sich ganze Bataillone wieder ab, blieben zurück und lösten sich auf.

Die Hauptarmee hatte sich bereits am Abend des 14. südlich Auerstädt ohne Vorwissen der Heeresleitung getheilt. Die Trümmer der Divisionen, die bei Hassenhausen gekämpft, wichen auf Buttelstädt zurück, wo General von Wartensleben das Commando über 18 reducierte Bataillone übernahm, während der Rest, besonders die Reservedivisionen, mit dem Monarchen den Rückzug auf Weimar begann; dieselbe Straße, die die Truppen gestern hergekommen, gingen sie nun zurück. Nachdem man nun die Ilm nördlich Apolda überschritten, gewahrte man die daselbst biwakierenden Truppen des I. französischen Corps und war somit gezwungen, umzukehren; der König befahl, am linken Ufer der Ilm nach Weimar zu marschieren, wo er Hohenlohe, Rüchel und den Herzog von Weimar, denen er weitere Befehle

zugesandt, zu finden hoffte. Möllendorf erhielt nun das Commando der Armee und der König selbst machte im Dunkel der Nacht die Avantgarde. Kurz vor Weimar erfuhr man, dass es vom Feinde besetzt sei; und so entschloss man sich auf Erfurt zu marschiren, beharrlich und absichtlich festhaltend an der Illusion, man werde dort die bei Weimar offenbar nicht Anwesenden finden. Ein fürchterlicher Schlag war es für Friedrich Wilhelm III., als er bald darauf durch Versprengte von Hohenlohes Armee den Sachverhalt erfuhr. Es galt zu handeln; allein während der König und die ihm unmittelbar folgenden Truppen naturgemäß nach Norden ausbogen und Boten nach allen Richtungen gesandt wurden, um den Trümmern der Armee Sömmerda als Sammelpunkt bekannt zu geben, vermisste man noch manches, was von erster Wichtigkeit war; Möllendorf und Oranien erhielten keine Befehle und marschierten ahnungslos weiter auf Erfurt fort, so dass die noch gefechtsfähigen Truppen der Reserve auseinandergerissen wurden. Die Auflösung ward unbeschreiblich und hatte die preußisch-sächsische Armee thatsächlich aufgehört, ein brauchbares Kriegswerkzeug in der Hand ihrer Führer zu sein.*)

Als der König am Morgen des 15. um 7 Uhr in Sömmerda eingetroffen war, erkannte er, dass ein Widerstand diesseits der Elbe nicht mehr thunlich sei; und nachdem er Dispositionen zum Rückzug der Armee nach Magdeburg gegeben, wandte er sich in einem Schreiben an Napoleon, um Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes anzubahnen. Dies ist natürlich scharf getadelt worden, **) als Eingeständnis der Schwäche, denn man hätte dem siegenden Napoleon vielmehr *imponieren* sollen. Nun, es scheint, als ob kein Vorwurf, den die Kritik der neuen glücklichen preußischen Zeit gegen die preußische Heerführung jener Tage im Nachhinein erheben kann, der Begründung weniger entbehrte. Man bittet um einen Waffenstillstand, wenn man glauben kann, derselbe werde dem eigenen Heer mehr als jenem des Gegners nützen; wenn man keinen anderen Ausweg weiß; und dies war hier der Fall. Napoleon, der siegt, zu imponieren, dazu bedurfte es, wie männiglich bekannt, zu allen Zeiten wahrlich

*) v. Lettow-Vorbeck, II, 12.
**) Ebenda, II, 14.

mehr als einer bloßen Attitüde dazu; man hemmte seinen Siegeslauf nur durch Unterwerfung oder mit Kanonen; die letzteren fehlten jetzt, wie nachgewiesen ist; so blieb nur mehr das „Submittieren“. Wohl liegt es nahe, von Friedrich Wilhelm III. zu verlangen, er hätte seinen Gegner denn doch schon soweit kennen sollen, um die Aussichtslosigkeit von Negociationen einzusehen. hinter denen keine Stärke steht. Jedoch noch unmöglicher erschien es ihm und musste ihm erscheinen, auch nur den allergeringsten Widerstand zu wagen, als dass Napoleon ihm entgegenkommen würde, so unwahrscheinlich auch dieses war; und so versuchte er im Interesse seines Staates und Heeres die Bitte, um das Unmögliche, die doch noch stets das kleinere Übel war.

Im Laufe des Tages sammelte der König persönlich bei 10.000 Mann in und um Sömmerda. Nachrichten vom Nahen der Franzosen bewogen ihn, nach Sondershausen aufzubrechen. Kalkreuth erhielt das Commando der Armee, da Möllendorf nach Erfurt abgerathen war, auf welchen Punkt sich eben auch der Herzog von Weimar im Anmarsche befand. Reißende Fortschritte machte der Verfall der Moral bei den Truppen an diesem Tage; ein Beispiel möge genügen: Die ganze Bedienung einer Batterie ergriff die wildeste Flucht, als zwei feindliche Chasseurs erschienen. Der Mangel stieg und es wurde viel geplündert. All dies bemerkten die französischen Vortruppen und französische Führer meldeten in’s Hauptquartier: es scheine, der preußische Soldat wolle sich um keinen Preis mehr schlagen. In, beziehungsweise um Erfurt sammelten sich indess immer mehr Truppen und Versprengte. Die Stadt war stark befestigt, wohl armiert und approvisioniert und so erklärt sich ihre Anziehungskraft auf die Flüchtlinge. Der Herzog von Weimar hatte sich dem Platze am linken Geraufer stark genähert; da traf ein Befehl des Königs ein, sogleich mit den vorhandenen Truppen auf Sömmerda zu gehen. Möllendorf, der von rechtswegen zu commandieren hatte, entzog sich der Befehlgebung und der Verantwortung, die sie im Gefolge hat und enthielt sich jedes Einflusses auf den Gang der Dinge. Während nun die preußischen Führer über den Abmarsch beriethen. erschienen Escadronen von Murat und warfen sofort die rechts der Gera stehenden deutschen Truppen in die Stadt zurück:

jetzt meldete der Herzog von Weimar, dass er in Befolg der königlichen Befehle bereits im Marsch nach Norden sei. Unerhörte Niedergeschlagenheit bemächtigte sich sogleich der Generale, die sich in der Stadt befanden. Der Großherzog von Berg, der bei seiner Reiterei nur zwei Haubitzen hatte, wählte den Weg der Einschüchterung, um zum Ziele zu gelangen; den Platz in Brand zu schießen, drohte er. Nachdem Möllendorf, vollkommen entkräftet, das Commando nicht etwa übergeben, sondern nur officiell aufgegeben hatte, übernahm dasselbe der Prinz von Oranien. Nun traf Ney zum Überfluss auch noch vor der Festung ein und verlangte seinerseits die Übergabe. Und das durch das Mechanische des Krieges unmöglich zu Erklärende geschah: ohne eine Berennung abzuwarten, auf bloße Drohungen hin, capitulierte der starke Platz fast bedingungslos, nur die Officiere durften nach Hause gehen und auch diese nur gegen ihr Ehrenwort, vorerst nicht zu dienen.

Kaum erwacht, hatte Napoleon an den Großherzog den Befehl ergehen lassen, mit seiner Cavallerie die Verfolgung aufzunehmen. Besonders legte er ihm an's Herz, Erfurt noch im Laufe des Tages zu nehmen. Nachdem der Bericht Davouts über die Schlacht von gestern eingetroffen war, dem bald andere Berichte seiner zur Verfolgung vorgegangenen Cavalleriebrigade folgten, durchschaute der Kaiser mit gewohntem Scharfblick das Bild der strategischen Lage, und es beginnt die Idee der strategischen Verfolgung auf der Sehne des Bogens, welch' letzteren selbst der besiegte Feind fast nothwendigerweise gehen muss, welche Idee schon im Befehle von 10 Uhr vormittags an Davout zum Ausdruck gekommen war*), in der Seele des Kaisers zu reifen. Jedoch sie tritt noch nicht in der Stellung der Heereskörper hervor. Wir registrieren hier die Thatsache, dass in den Dispositionen Murats, seine Reiterei betreffend, Fehler der Mechanik nachzuweisen sind, und dass sich die Kritik mit der Frage beschäftigt hat, ob Napoleon nicht schon in der Nacht des 14./15. die Verfolgung zu beginnen hatte. Indessen steht fest, dass das offenbare Streben der französischen Marschälle, dem Feinde hart an der Ferse zu bleiben,

*) Der Major-General an Davout . . die Absicht des Kaisers ist noch immer, Ihr Corps in einer Stellung zu haben, aus welcher Sie vor dem Feinde in Leipzig oder an der Elbe sein können.

ein Bestreben, das nur durch die unfreiwillige Schnelligkeit des Rückzuges der geschlagenen Armee vereitelt worden ist, überall zu Tage tritt. Und dies ist doch alles, was eine Heeresleitung von den Heerestheilen in einem solchen Falle erwarten und verlangen kann; hiebei sind noch die vorausgegangenen, wahrhaft imposanten Märsche der französischen Corps in die Rechnung einzustellen. Am Abend, beziehungsweise in der Nacht, stehen die Corps wie folgt: I. Bibra, III. zwischen Naumburg-Freiburg-Eckartsberga, IV. Buttelstädt, V. und VII. Weimar, VI. östlich Erfurt. Die Reiterdivisionen Murats bilden einen großen Bogen nördlich Erfurt. Betreffs der Cavalleriedivisionen könnte es auffallen, dass sie nicht an der Unstrut, etwa bei Sömmerda, stehen, was zeigen würde, sie seien dem Gegner auf dem Fuße gefolgt. Allein wir wissen, dass der Großherzog von Berg ganz bestimmt zur Wegnahme von Erfurt angewiesen worden war; dazu war doch Reiterei nicht zu verwenden, wird man sagen; aber Murat war durch einen Befehl des Major-Generals zur Verfolgung überhaupt auf die strategische Richtung Erfurt gewiesen, mit der Begründung, dies sei der Weg, den der Gegner nehmen müsse, wolle er nach Magdeburg. Es scheint, als ob hier ein geographischer Lapsus der obersten Heeresleitung thatsächlich nachzuweisen sei. Immerhin wog die Hinwegnahme von Erfurt ein augenblickliches Abbleiben der Reiterdivisionen vom verfolgten Gegner sicherlich auf.

Napoleon hatte an diesem Tage in Jena viel zu thun. Zwei Bulletins*) wurden abgefasst, eines über die gestrige Schlacht, das andere, die sächsischen Truppen betreffend. Der Kaiser beeilt sich, die geschlagenen Officiere des Kurfürsten moralisch zu erobern, da er ihres Kriegsherrn zu politischen Zwecken bedarf. Der Gedanke, Sachsen in die französische Macht- und Interessensphäre zu ziehen, der bisher latent gewesen, tritt unmittelbar nach der blutigen Entscheidung praktisch hervor. Der Kaiser empfängt die sächsischen Officiere und dieselben versprechen ihm auf ihren Eid, nie wieder gegen ihn zu fechten, auch wenn der Kurfürst dies befehlen sollte. Dann setzt Napoleon die Kriegscontributionen fest; er thut dies in folgender Weise:

*) Er pflegte dieselben persönlich zu dictieren; Foucart II, 546.

*Décret.*

*Napoléon, Empereur des Français, Roi d'Italie, considérant que le résultat de la bataille d'hier est la conquête de tous les pays appartenant au roi de Prusse en deçà de la Vistule,*

*Nous avons décreté et décrétons* . . . folgen die Ziffern, in Summe 159,425.000 Francs, wovon die preußischen Staaten diesseits der Weichsel allein 100 Millionen, Hannover 9·1 Millionen zu zahlen haben.

Erstaunt, ja geradezu verblüfft frägt man sich, woher die fast mathematische Gewissheit kommt, mit der Napoleon die Tragweite des eben erfochtenen Sieges, in geographischer Beziehung mindestens, zu ermessen weiß. Offenbar war er in Kenntnis von dem Zustande, in welchem sich die preußische Armee befand, dass eine Reichsvertheidigung nicht vorbereitet war, konnte er gleichfalls wissen; vielleicht wusste er, wie gute Wege es noch mit der russischen Hilfe hatte. Grundsatz war es ihm, die Resultate stets möglichst hoch erscheinen zu lassen, nicht aus gedankenlosem Bedürfnis*) nach Uebertreibung und Lüge, sondern aus sehr praktischen Erwägungen, einzuschüchtern und das eigene Heer bei gutem Muth zu erhalten. Offenbar erkannte der Kaiser, dass er die Preußen doch immer noch für widerstandsfähiger gehalten, als sie es wirklich waren; dies hatte ihn wahrlich Auerstädt gelehrt. Und sofort knüpft er die weitgehendsten Pläne an den Gedanken der strategischen Verfolgung, Pläne, die in seiner Correspondenz schon tagelang vor der Entscheidung bereits skizzirt worden waren. Dennoch ist ein so staunenswerter Scharfblick im Abwägen der Resultate für uns, wenn wir aufrichtig sind, nicht völlig verständlich.

Dieser erste Tag der Verfolgung zeigt uns nach dem Durcheinander, welches durch den Fehlmarsch der Hauptarmee auf Weimar entstand, dann den schweren Mängeln mangelnder Einheit im Befehl nebst ihren natürlichen Folgen die ganz besondere Thatsache, dass die preußischen Truppen geradezu unerhört demoralisiert sind, selbst solche, die

---

*) Wie man hin und wieder sagt. Gen. Wille, Napoleonische Bulletins, 1893, 5 bis zum Schlusse.

nicht eigentlich im Gefechte gestanden. Woher kommt dies wohl, als aus dem niederdrückenden Gefühl für den Soldaten, er habe mit ungleichen Waffen gekämpft, seine Kriegsform als solche sei der des Gegners nicht gewachsen? Wird ein Kriegsheer durch Übermacht besiegt, so anerkennt der einzelne Kämpfer willig und geduldig das durch den Tagesbefehl ihm mundgerecht gemachte Missgeschick, schwächer gewesen zu sein; und darf auf günstigere Chancen in einem neuen Kampfe hoffen; wird eine Schlacht durch ein Manöver der großen Taktik entschieden, so weiß der einzelne nicht viel davon, er sieht und erkennt nicht, was die Ursache ist, er **fühlt** den Grund des Unterliegens nicht so recht. Ein Anderes ist es, wenn der einfache Kämpfer die Unzulänglichkeit der eigenen Elementartaktik verspürt, das heißt den Umstand wahrnimmt, seine Taktik **verlange mehr Muth, Standhaftigkeit, guten Willen,** als jene des Gegners. Jeder Füsilier weiß in einem solchen Falle genau, warum gewichen wurde und die besonders in einem geschlagenen Heer mächtige Fama trägt die Elemente der Entmuthigung von Ort zu Ort.

Solche Truppen wollen ganz einfach nicht mehr kämpfen; besonders in neuerer Zeit hat man ein Ähnliches erlebt, doch weniger infolge von taktischen Mängeln an sich, denn als Product des Unterschiedes in der Bewaffnung. Dies scheint das allerverderblichste zu sein.

Jetzt, nach der Schlacht, machten sich, wie uns berichtet wird, die schlechten Subjecte der Armee durch Fahnenflucht und Marodieren in großer Zahl bemerkbar; zudem litten die Truppen neuerdings Mangel an Verpflegung.

Napoleon sorgte dafür, dass seine den Gegner verfolgenden Truppen demselben hart am Leibe blieben . . . *l'épée dans les reins* . . . wird den Feldherren stets wiederholt. So war dies auch die Tendenz der französischen Generale am 16.; wenn auch die Ausführung dieser Tendenz nicht überall und ganz entsprach. Nachdem Stadt und Citadelle von Erfurt am 16. mittags förmlich übergeben wurden, so nahm Murat mit den Reiterdivisionen

und dem ihm jetzt unterstellten VI. Corps erst spät an diesem Tage die Verfolgung wieder auf. Durch falsche Nachrichten irregeleitet, nahm er dieselbe auf Langensalza und nicht direct nach Norden, dem strategischen Gedanken Napoleons entsprechend, er solle sich zwischen den Feind und Naumburg schieben, um ihn von seiner Rückzugslinie abzudrängen. Dieses Abdrängen des Gegners von der Elbe ist Napoleons augenblickliches strategisches Leitmotiv und in allen Befehlen an die Marschälle klingt es wieder durch. Am 16. October abends steht die französische Armee wie folgt: Murat mit dem Gros der Reiterei bei Langensalza-Gebesee südlich der Unstrut; Ney bei Groß-Fahner; Soult, der eben hinzukam, als General Klein mit 15 Escadronen sich in in Confidencen mit den Führern eines preußischen Truppencorps, Blücher, Tauentzien, Massenbach, eingelassen hatte, um sich von ihnen mittelst Fingierung eines bereits abgeschlossenen Waffenstillstandes an der Nase herumführen zu lassen, hatte die Nachhut dieses Truppencorps bei Greussen angegriffen und Gefangene gemacht; dann stand er nebst zwei Reiterdivisionen bei Greussen-Weissensee. Das VII. Corps stand bei Weimar, das V. auf dem Schlachtfelde von Auerstädt, das III., welchem der Kaiser einen besonderen Ruhetag zugesprochen hatte, befand sich bei Naumburg-Freiburg-Weissenfels; das I. Corps war, der strategischen Absicht Napoleons gemäß, auf Querfurt vorgegangen, wo es eine drohende Stellung gegen Halle und somit auch schon gegen das Reservecorps des Herzogs Eugen von Württemberg einnahm; die Garde befand sich bei Naumburg. Die Communicationslinie nach Frankreich wird nun über Erfurt nach Frankfurt a. M. gelegt, um sie abzukürzen. Zahlreich liefen an diesem Tage Meldungen über den erbärmlichen Zustand der preußischen Truppen bei Napoleon ein.

Am Vormittage beriethen zu Sondershausen Friedrich Wilhelm III. und der Fürst zu Hohenlohe. Nachdem der Monarch dem Fürsten mündlich den Befehl über die Trümmer der eigenen Armee und die Corps von Rüchel und des Herzogs von Weimar übertragen hatte, ferners Magdeburg als allgemeiner Sammelpunkt bezeichnet worden war, verließ der König die Armee, um dahin vorauszugehen. Schwer ist ihm dieser Schritt verübelt worden.*)

*) v. Lettow-Vorbeck, II, 65.

denn es steht fest, dass derselbe einen sehr ungünstigen Eindruck auf die Gemüther machte. Jedoch können wir, nach dem, was wir bisher von Friedrich Wilhelm III. hörten, wahrhaftig kühnlich sagen: Der Leitung der Operationen konnte seine Entfernung von der Armee nie und nimmer schaden; und wenn man uns sagt, der König sei gewissermaßen der einzige feste Punkt in dem wogenden Durcheinander gewesen,*) so muss man dem an der Hand der Geschichte entschieden widersprechen. Wir haben diesen Monarchen kennen gelernt, wie er, solange es auch noch leidlich ging, zu keinem Entschlusse gelangte; wie sollte er jetzt auf einmal einer Aufgabe gewachsen sein, die ganz besondere Stärke des Charakters und wahrhaft kriegerische Fähigkeit erheischte? Stets übersieht die richtende Geschichte, dass der Monarch, sobald er im Kriegslager sich rein passiv verhält, nur schaden kann, fast niemals nützen; indem er überall im Wege steht und nichts vollbringt; passiv verbleiben, das heißt, sich keinem fügen wollen, um allen zu befehlen; und alle willig hören, ohne einem einzigen fest und entschieden Gebieter zu sein. Ist der Monarch nicht Feldherr zugleich, so kann er nichts thun, als in vertrauender Einseitigkeit jenem der Werkzeuge, dem er am meisten vertraut, gegen jeden andern Einfluss Autorität zu schaffen; darauf lasse er sich niemals ein, aus entgegengesetzten Meinungen durch Rechnung oder nach persönlichem Gefühl das arithmetische Mittel als das richtige hervorzuziehen. Hier, 1806, muss man noch überdies den besonderen Charakter Friedrich Wilhelms III. hinzu bedenken, der in seinem Pessimismus und in seiner Zweifelsucht nur niederdrückend wirkte.

Ein Nachtheil ist aus der Entfernung des Königs für die preußische Armee keinesfalls nachzuweisen.

So ziemlich nach eigenem Ermessen zogen sich die verschiedenen Führer an diesem Tage zurück. Der Herzog von Weimar zog General von Winning an sich und marschierte auf Mühlhausen. Kalkreuth ging von Sömmerda nach Sondershausen und hatte unterwegs das Abenteuer mit Klein, der ganz erstaunt über die freimüthige Art berichtet, mit welcher die preußischen

*) v. Lettow-Vorbeck, 65.

Generale ihm, dem Feinde gegenüber, die Trostlosigkeit der eigenen Lage eingestanden. Heftige Meinungsverschiedenheiten entstanden zwischen Kalkreuth und seinen Untergebenen; derselbe wollte vor den 2000 Säbeln Kleins mit den beihabenden 10.000 Mann capitulieren, als ihm Prinz August von Preußen bemerkbar machte, die Hundsfötter möchten sich ergeben, er, der Prinz, werde die Truppen auffordern, ihm sich anzuschließen. Nur wenige Führer widerstanden mehr der lawinenartig anwachsenden Muthlosigkeit. Hohenlohe stand mit einem Trupp Versprengter bei Nordhausen, Wartensleben bei Benneckenstein, kleinere Verbände gegen die Saale zu und das Reservecorps des Herzogs Eugen von Württemberg bei Halle.

Wir sehen somit an diesem Tage ein radiales Auseinanderstieben der deutschen Heeresreste, indem jeder Theil dem Drucke des Gegners folgt; eine einheitliche Tendenz wohnt, mangels an Befehlen, den Führern nicht inne. Weit übertrifft der psychologische Zerfallsprocess, auch bei den höheren Führern, das materielle Zermürben der Armee.

Der 17. October beschleunigte den Zusammenbruch der preußischen Kriegsmittel sehr.

Am Morgen dieses Tages erfuhren die bei Nordhausen stehenden preußischen Generale, dass Napoleon den Waffenstillstand abgelehnt, vielmehr willens sei, die erreichten Erfolge bis Berlin zu verfolgen. Sogleich beschloss man, wie sehr begreiflich ist, so rasch als möglich unter die Kanonen von Magdeburg zurückzugehen und es wurden die Truppen auf allen vorhandenen Wegen recht geschickt dahin in Marsch gesetzt. Die Avantgarde des IV. Corps griff Nordhausen an, als man sich eben zum Abmarsch rüstete, und beschleunigte denselben; er ging in den unwirtlichen wegelosen Harz, wo viele Geschütze stehen blieben und die Truppen neuerdings unter dem Verpflegungsmangel, dann den Strapazen der ewigen Märsche bedeutend litten und demzufolge vielfach auseinanderkamen. Scharnhorst, durch das Wiedereintreffen Massenbachs beim Fürsten Hohenlohe als Chef des Stabes entbehrlich geworden, übernahm mit General von Blücher die Führung des Artillerietrains, der auf dem äußersten linken Flügel der weichenden Armee an die Elbe marschieren sollte, um sie zu überschreiten. Nach endlosen Strapazen machten

die Truppen an folgenden Punkten Halt: Hohenlohe bei Stolberg, Kalkreuth bei Hasselfelde, Wartensleben bei Blankenburg, Blücher östlich Schwarzfeld. Wie stark die gesammelten Trümmer waren, und ihre augenblickliche Organisation ist nicht bekannt. Der Herzog von Weimar, zum Übergang über die Elbe jetzt schon einen Punkt nördlich Magdeburg in's Auge fassend, zog sich, weit ausholend, nach Heiligenstadt. Der sächsische General von Zezschwitz, der Tags vorher bei Mannsfeld gestanden war, trennte sich nunmehr von der preußischen Sache aus politischen Gründen, der Zustimmung des Kurfürsten, der sonst dem Untergang entgegensah, im vorhinein gewiss, und erreichte Hettstädt nahe der heimischen Grenze; seine Unterhandlungen mit Napoleon waren im vollen Gange.

Auf französischer Seite tritt eine scharfe Zweitheilung der Armee mit zweifacher Bestimmung hervor. Während Murat, Soult und Ney in der Verfolgung des Gegners weiter beharren, und an diesem Tage das IV. Corps Nordhausen, das VI. und die Reservereiterei Sondershausen erreichen, — was allerdings der strategischen Intention Napoleons, den Gegner nicht zu Athem kommen zu lassen, besonders bei Murat, nicht ganz entsprach — entschließt sich Napoleon mit den übrigen Corps geradezu auf Berlin zu marschieren. Aus dem Hauptquartier Naumburg ergehen die entsprechenden Befehle; Davout soll nach Leipzig, der Rest der rechten Heeres-Gruppe direct nach Norden gehen. Napoleon scheint vom Vorhandensein des preußischen Reservecorps unter dem Herzog Eugen von Württemberg nichts gewusst zu haben, welches bei Halle stand. Dieses Corps hatte nach den Schlachten keine bestimmten Befehle mehr erhalten und stand es jetzt, selbst ein Product völligen strategischen Unverstandes*), als strategische Reserve ohne recht in die ganze Situation hineinzupassen, ohne sie zu verstehen, ziemlich rathlos und vereinzelt da. Es zählte in circa 18 Bataillonen, 20 Escadronen und 4 Batterien 16.000 Mann, nebst 62 Geschützen. Bernadotte, um seinen Fehler vom 14. wieder gut zu machen, warf sich, sobald er von dem Vorhandensein des Corps erfuhr, bei Halle auf dasselbe. Obgleich an Reiterei und Artillerie weit überlegen, an Infanterie beinahe ebenbürtig, wurden die preußi-

*) Vom Kriege, I, 261.

schen Truppen, von denen sich ein Theil zur Vertheidigung der in die Stadt führenden einzigen Brücke vor derselben aufgestellt hatte, in die Stadt zurück, durch dieselbe und auf der anderen Seite wieder herausgeworfen. Mit sehr starkem Verlust zog sich der Herzog auf Magdeburg „excentrisch“ zurück. Das hätte er nicht thun sollen, meint die Kritik*), sondern die Übergänge der Elbe von Rosslau oder Wittenberg halten — gegen die Hauptmasse der französischen Armee wohlverstanden, wie uns jetzt bekannt ist. Indessen ist von Seite des Hauptquartiers ein früherer Befehl an den Herzog nachzuweisen, er solle sich gegebenenfalls auf die Festung als den allgemeinen Ralliierungspunkt der Armee zurückziehen. Und wenn auch ein solcher Befehl nicht ergangen wäre oder nicht bestellt worden sein sollte, so lag für den Herzog mit seinem schwachen Corps wohl der Gedanke nahe, vorerst die Vereinigung mit der Armee zu suchen und sich nicht noch mehr von ihr zu entfernen. Sicherlich hat der Herzog, wie v. Lettow-Vorbeck glaubt, die Möglichkeit eines französischen Vormarsches auf Berlin nicht in Rechnung gezogen und es überrascht, wenn wir lesen, es sei ihm daraus füglich kein Vorwurf zu machen. Wozu also im nachhinein belehren, was er zu thun gehabt? Die Argumentation, die man heut in's Treffen führt, um zu beweisen, der Herzog hätte am 17. abends die von Napoleon eben erst begonnene, durch nichts für jenen erkennbare Bewegung errathen, und mehr als das, mit Sicherheit durchblicken sollen, kommt um ein Jahrhundert fast zu spät; sie entbehrt jedweder historischen Berechtigung, da man sie damals nicht aufzufassen, vorweg zu thun vermochte; und sie entbehrt des Wertes für die Gegenwart, weil ihre Lehren heute kriegsconventionell geworden sind, von jedermann gekannt und geübt werden, um morgen schon vielleicht durch neue Formen des Krieges überholt zu werden, für die kein Beispiel irgendwo aufgezeichnet steht, und denen wir geradeso rathlos gegenüber uns befinden werden, wie ehedem die Männer jener Zeit.

Die französischen Corps des rechten Flügels erreichten am Abend folgende Position: I. Halle, III. Freiburg - Weissenfels, Garde und das V. Naumburg, VII. Auerstädt-Kösen. Der Kaiser zog die in zweiter Linie folgenden Rheinbunds-Truppen näher an

*) v. Lettow-Vorbeck, II, 116.

sich und wies König Ludwig an, in Hessen-Cassel einzurücken, den Kurfürsten gefangen zu nehmen, und seine Truppen zu entwaffnen.

Es wurde ziffernmäßig ausgerechnet*), dass Napoleon mit dem rechten Flügel der Armee füglich einen Tag früher nach Berlin aufbrechen hätte können. Zweierlei ist möglich, entweder wir kennen mangels genügender Urkunden heute die Gründe nicht mehr, die Napoleon zu diesem Zögern bestimmten, oder Napoleon war von seinem Siege überrascht, gewissermaßen perplex, womit jedoch die in seinem Brief an Soult schon am 10. October ausgesprochene Absicht: . . . *après cette bataille, je serai à Dresde ou à Berlin avant lui* . . . im Widerspruche steht. Es erscheint verlockend, durch Anwendung rein militärischer Kritik hier dem Kaiser der Franzosen eine Unterlassungssünde nachzuweisen; und sehr einladend winken wieder Daten, die sein Zögern zu erklären und gutzuheißen scheinen. Mit gutem Bedacht wollen wir uns einer Kritik dessen enthalten, was der größte Feldherr der modernen Zeit thun hätte sollen, um noch glänzender den Krieg zu Ende zu führen, vorausgesetzt natürlich, dass dies überhaupt möglich war.

Rückzug und Verfolgung bewegen sich am 18. October in den bezeichneten Bahnen fort. Getrennt ist die französische Armee und bleibt es trotz eines Versuches von Murat, sich an den rechten Flügel näher heranzuziehen; er bleibt auf dem linken und drängt scharf dem Gegner nach, während der rechte seine Bewegung an die Elbe- und Muldeübergänge beginnt. Es erreichten die Truppen folgende Stellungen: Das IV. Corps und die Reservereiterei stehen mitten im Harz, das VI. bei Nordhausen. Das I. Corps, dessen Führer nichts gethan, um den gestern geschlagenen Feind zu verfolgen, vorwärts Halle, das V. südlich derselben Stadt, die Garde und das VII. bei Merseburg, und das III. in Leipzig. Napoleon lässt seinem linken Flügel völlig freie Hand. Ney meldet, dass die Disciplin seiner Truppen unter dem Einfluss der fortgesetzten Märsche sehr zu leiden beginne.

Auf deutscher Seite geschah folgendes: Der Herzog von Württemberg hatte sich mit seinem Corps über die Brücke von Rosslau, welche er hinter sich verbrannte, bis Gommern unweit

*) v. Lettow-Vorbeck, II, 100.

Magdeburg gerettet. Die übrigen Truppen entfernten sich weiter von einander, indem der Herzog von Weimar und Blücher in die Richtung von Braunschweig gingen, um von da die Elbe möglichst weit von Magdeburg zu überschreiten, während der Rest mit Aufgebot aller Kräfte auf diese Festung strebte. Wartensleben erreichte Hadmersleben, Kalkreuth Blankenburg, Hohenlohe Quedlinburg, ein paar Generale, die abgekommen waren, führten außerdem gesonderte Abtheilungen auf eigene Faust.

Friedrich Wilhelm III. übertrug endlich den Oberbefehl über alle Truppen diesseits der Oder an den Fürsten von Hohenlohe und jener in Preußen an den Grafen Kalkreuth. Während dieser, der sich von seinem Corps entfernt hatte, diesen Befehl zunächst nicht zugestellt erhielt, versammelte der Fürst in Quedlinburg eine Conferenz, um über das, was zu geschehen habe, schlüssig zu werden. Alles stimmte dafür, ohne in Magdeburg zu bleiben, an die Oder zu marschieren, nur der Major von Knesebeck wollte alle verfügbaren Truppen sammeln, mit ihnen an die Weser gehen, Hessen und Westphalen insurgiren, Holland bedrohen und dadurch Napoleon vom Herzen der preußischen Lande abziehen. Man kann wohl sagen, schon mechanisch nur betrachtet, war der Plan völlig aussichtslos. Doch scheint es anderseits, als hätte er zu schlechteren Erfolgen, als jene von Prenzlau-Ratkau waren, auch nicht führen können. Allein Hohenlohe verwarf ihn ganz. Der König sandte an diesem Tage von Magdeburg aus den Marquis von Lucchesini, dem er abzuschließen schweren Herzens carte blanche gab, um zu unterhandeln, an Napoleon. Sodann verließ er endgiltig die Armee, um in aller Eile nach Küstrin zu gehen. Militärisch betrachtet, ist Friedrich Wilhelms III. Abreise gewiss nicht schädlich gewesen; wir glauben fest, er hätte die Rolle, welche die Geschichte von ihm verlangte: der Fels in der Flut des Zusammenbruches zu sein, aus Gründen, die in seinem Charakter lagen, nicht zu spielen vermocht; was er bisher gethan und unterlassen, spricht deutlich genug dafür. Aber die Art, wie er sich hinwegbegab, war übereilt, es hatte den Anschein, als fühlte er sich selbst in der Festung nicht mehr sicher, wie der Befehl, Cassen, Bagage hinwegzubringen, beweist. Wenngleich er den Ereignissen hier nicht persönlich beigewohnt, so verdient Hardenberg in dem, was er über die Stimmung jener

Tage sagt,*) volles Vertrauen . . . . . . aber es geschahe gar nichts, man dachte nur an das Fliehen.

Napoleon hatte vom Marsche der preußischen Armee und des Reservecorps auf Magdeburg vernommen und in den Befehlen, die er am 19. morgens erlässt, erkennen wir den doppelten strategischen Gedanken: den preußischen Resten vor ihrem Eintreffen in Magdeburg soviel als möglich Schaden noch zu thun, beziehungsweise dieselben nach Norden abzudrängen und sich der Elbeübergänge so rasch als möglich zu vergewissern. So soll Bernadotte auf Aschersleben, Davout auf Wittenberg und Lannes nach Dessau gehen. Womöglich sollen die Brücken von Wittenberg und Dessau durch Überraschung genommen werden und wenn dieses nicht gelingt, technische Vorbereitung zum Brückenschlage getroffen werden.

Auf dem linken Flügel setzten die Marschälle die Verfolgung eifrig fort. Die französische Armee stand am Abend: IV. Corps und die Murat'sche Reiterei bei Halberstadt-Quedlinburg, VI. Hasselfelde, I. Alsleben, V. Zörbig, III. Düben, VII. vor, Garde, Hauptquartier in Halle.

Mit Ausnahme Blüchers und des Herzogs von Weimar, die durch das Vorgehen der Franzosen im Harz von der Elbe direct abgeschnitten waren und des sächsischen Corps, das sich, friedlichen Sinnes voll, der Heimat zu auf Barby an der Elbe zog, strebten die geschlagenen Heerestheile von allen Seiten der Elbefestung zu. Wartensleben hatte Magdeburg erreicht; Hohenlohe stand vorwärts Langen-Weddingen; ein Truppencorps unter General v. Tschammer bei Dodendorf; General von Hirschfeld übernahm für Kalkreuth, der noch knapp vor seinem Abgehen vom Corps die verkehrtesten Befehle gab, das Commando und stand bei Groß-Oschersleben; der Herzog von Württemberg unter den Wällen von Magdeburg rechts der Elbe.

Wir können aus dem Mechanischen in der strategischen Lage heute noch nicht erkennen: Will Napoleon Magdeburg auf beiden Ufern einschließen, oder gedenkt er, dieses nur beobachtend im Rücken lassend, auf Berlin zu gehen? Ist die feindliche Macht oder der „geographische“ Punkt Berlin heute sein Operationsobject?

*) III, 207.

Indess erhielt der Kaiser bald Nachrichten von seinem linken Flügel dahin, die Verfolgung lasse den Gegner nicht zu Athem kommen. Sogleich tritt die Idee des Elbeüberganges bei Dessau-Wittenberg kräftiger hervor. Bernadotte soll mit dem größten Theile seines Corps an die Muldemündung gehen und über die Elbe Brücken schlagen: . . . *Magdeburg est une soupicière* . . . schreibt der Kaiser zweimal an diesem Tage; er glaubt alle Trümmer der preußischen Armee, auch Blücher und der Herzog von Weimar, würden dahin ziehen. Mittlerweile waren seine Befehle vom 19. in der Ausführung begriffen; Lannes gelang es, Truppen an's rechte Ufer zu werfen, während an der Wiederherstellung der Brücke zu Rosslau eifrig gearbeitet ward. Davout nahm ohne Schwierigkeit den Übergang von Wittenberg, doch erhielt Napoleon die Meldung hievon an diesem Tage nicht. Daher wurden für den nächsten Tag die Garden und Augereau auf der Dessauer Straße bereitgestellt. Bernadotte stand erst bei Calbe-Bernburg. Murat, der es unternommen hatte, sich zwischen den auf Magdeburg fliehenden Feind und den eigenen rechten Flügel zu werfen, war soweit rechts an die Elbe herangelangt, dass er, zumal als ihm eine Weisung Napoleons zukam, er solle nach Calbe gehen, falls er am linken Elbeufer keine Gelegenheit mehr fände, Reste des Gegners zu zersprengen oder gefangen zu nehmen, in richtiger Würdigung der strategischen Lage von der Verfolgung des 70 km. westwärts stehenden Herzogs von Weimar abließ, um sich dem Kaiser zur Verfügung zu stellen. Die Kritik hat es dem Reiterführer Napoleons verübelt, dass er nicht den Herzog abgefangen hat, somit zu diesem Behuf seine Divisionen mindestens theilte, mit einer Anzahl von ihnen sich weit von der Armee wegzog, mit einem Wort nicht überall zu gleicher Zeit gewesen ist. Die Kritik kann es nicht begreifen, dass nicht wenige Stunden nach der Doppelschlacht alles, was an deutschen Truppen **überhaupt noch vorhanden war,** in der Hand Murats gewesen. Dafür tadelt sie den Großherzog. Die einfache Thatsache ist, dass er, durch seine rastlose Verfolgung des wahrhaftig wichtigsten Theiles der preußischen Armee in die Nähe des Kaisers geführt, erfahrend, derselbe rüste sich zum Elbeübergang, erkennend, dass er Magde-

burg mit seiner Reiterei zu nehmen nicht imstande sei, sich auch zum Übergang bereitstellt und sehr begreiflicherweise nicht daran denkt, mit dem größten Theil der Reiterei — die man in dem offenen Raume Elbe-Berlin sicher brauchen wird — drei Märsche nach rückwärts zu thun, um ein noch intaktes Corps des Gegners in's Ungewisse zu verfolgen. Dass es möglich sei, meldet ja Murat dem Kaiser und erbietet sich dazu, wenn dieser es verlangt; er selbst jedoch kann sich auf eigene Faust zu einer so gewagten „Selbstthätigkeit“ nimmermehr erheben. Seine Reiter stehen am Abende des Tages bereits rechts von Soult, der bei Hadmersleben nächtigt. Ney ist bis Halberstadt gefolgt.

Die preußischen Truppen erreichten an diesem Tage, dem 20., zum größten Theile Magdeburg. Bald sah Hohenlohe ein, dass kein Ort zum Sammeln, Ordnen, Schlagfähigmachen weniger geeignet sei, als eben diese Festung, die so bald als möglich zu erreichen die vornehmste Aufgabe des Rückzuges gewesen war. Die größte Unordnung herrschte in den Straßen, die Fuhrwerke verstopften alle Ein- und Ausgänge, selbst das Glacis, so dass nach dem Zeugnis eines Augenzeugen kein Geschütz vom ganzen Wall anderswohin als auf Bagage hätte feuern können. Der Gouverneur, General der Infanterie von Kleist, wollte mit Rücksicht auf die geringen Vorräthe von einem Verbleiben mobiler Truppentheile in der Festung keinesfalls etwas wissen, und wies, was nicht von Haus aus hergehörte, geradezu hinaus. So sah der Fürst, dass hier seines Bleibens nicht sei, so lockend ihm auch der Plan erscheinen mochte, ein verschanztes Lager bei Magdeburg zu beziehen, um dem gegen die Monarchie vordringenden Gegner „Jalousie gegen Flanke und Rücken zu geben.“

Er entschloss sich zum Rückzuge hinter die Oder. Er wählte Stettin zum Übergangspunkt als den voraussichtlich gesichertsten; er beschloss seinen Weg über Genthin-Rathenow-Ruppin-Zehdenick-Prenzlau als dem kürzesten und strategisch naheliegendsten zu nehmen; da an ein Behaupten von Berlin ohnehin nicht zu denken war. Sofort, das heißt am nächsten Tage, dem 21., gedachte der Fürst zu marschieren; denn bekannt war ihm, der Feind werde bald vor der Festung stehen. Wirklich begann der Abmarsch am 21. früh.

Dieser Abmarsch blieb Napoleon unbekannt, oder vielmehr er glaubte nicht an ihn, hielt ihn für völlig unwahrscheinlich. Die Ursache war, dass Bernadotte mit seinem Brückenschlag lange nicht zustande kam, und weder er noch Murat, der gleichwohl fest glaubte, Hohenlohe werde zurückgehen, eine kräftige Erkundung auf dem rechten Elbeufer thaten, mithin nichts positives zu melden in der Lage waren. Napoleon thut nichts entschiedenes, um den Fehler jener Unterführer wieder gut zu machen, vielmehr sanctioniert er ihn, indem er, an dem Brückenschlag bei Barby verzweifelnd, die Corps mehr rechts, bei Rosslau und Wittenberg überzugehen anweist, um den Vormarsch auf Berlin endlich zu beginnen, unbekümmert um das, was in seiner linken Flanke bei Magdeburg stehen bleiben kann. Soult und Ney, welche ihrerseits stets auf den Befehl zum Abmarsch nach Berlin gefasst sein müssen, werden nach dem Willen des Kaisers genügen, um vor Magdeburg festzustellen, wie die Dinge beim Gegner stehen, und eventuelle Ausfälle kräftig zurückzuweisen. Immer schlägt jedoch die Bestimmung Berlin in den kaiserlichen Befehlen deutlich durch; so deutlich, dass Soult lange zögerte, den Herzog von Weimar, der sich eben der Elbe näherte, anzugreifen und als er dies schließlich dennoch that, dem Feind in dem Wahne entgegenging, derselbe ziehe nach Magdeburg; so wurde dieser Marschall, ohne es zu wollen, zur Verfolgung auf Tangermünde fortgerissen. Man sieht, es überwiegt in Napoleon mächtig das Bestreben, nach Berlin zu kommen die sogar uns und besonders jener Zeit mundgerechte Sorge um das, was er in der Flanke lässt; obgleich er selbst glaubt, der Feind könne in der Elbefestung immerhin noch ein ganzes Armeecorps haben.

Thatsächlich bricht somit Napoleon, sobald er der Elbeübergänge sich versichert hat, die Verfolgung des Gegners ab, um auf den „geographischen" Punkt Berlin vorzugehen. Dass er dies mit solcher Sorglosigkeit that, ist der Sinn des Vorwurfes,*) den die Kriegsgeschichte hier gegen ihn erhebt.

Er tritt mit der Garde, vier Corps und der Reservereiterei diesen Marsch am 22. October an, während Soult und Ney vor Magdeburg verbleiben, und gelangt am Abend des 24. bis in die

*) v. Lettow-Vorbeck, II, 187.

Nähe von Berlin, wo am nächsten Tage Davout zur Belohnung für Auerstädt als Erster einziehen soll. Unbemerkt und vom Kaiser gar nicht geahnt, vollzog sich mittlerweile der Rückzug Hohenlohes, der an diesem Tage mit dem größten Theile seiner Truppen nordwärts der Havel, etwa bei Wusterhausen-Rhinow steht. Da verbreitet sich am Nachmittag unter den französischen Truppen zu Potsdam das dunkle Gerücht, eine preußische Colonne ziehe auf Stettin. Sofort bietet Napoleon alles auf, um die Wahrheit des Gerüchtes zu ermitteln, und wenn dasselbe Bestätigung erfährt, den Gegner abzufangen. Die sofort wieder aufgenommene Verfolgung führt im Laufe der Begebenheiten zu den Capitulationen von Prenzlau und Ratkau, durch welche „das Signal zu allen anderen Capitulationen gegeben wird *)“ und der jede Thatkraft lähmende Gedanke, dass doch alles verloren sei, dass Preußen nicht mehr geholfen werden könne, mächtige Nahrung und weite Verbreitung erfuhr. Prenzlau kostete ca. 10.000, Ratkau 9000 Mann organisierter Truppen, welche einen großen Theil dessen darstellten, was Preußen überhaupt noch besaß. Diese 19.000 Mann haben Preußens Schicksal wahrlich nicht entschieden: die Doppelkatastrophe war nur ein Epilog, den uns die gegenwärtige Kriegsgeschichte als von entscheidender Bedeutung und accidentiell entstanden darzustellen sich bemüht. Denn es stellt sich heraus, „dass zu dem wahrhaft glänzenden Abschluss des Feldzuges für die französischen Waffen dem Glück, welches den korsischen Emporkömmling so oft begünstigt hat, ein nicht unbedeutender Antheil gebührt“ — wird uns gesagt.**)

Wir haben Rückzug und Verfolgung nur bis zur Elbe betrachtet. Der Leidensweg, den Preußen von da nach Prenzlau und Ratkau ging, bietet kein eigentliches Material für die Betrachtung, die wir anzustellen wünschen; denn er war nur mehr die unvermeidliche Consequenz dessen, was vorher geschehen war. Allein wir wollen noch einen Blick auf die Thätigkeit von Freund und Feind während der auf die Entscheidung folgenden Tage thun.

Die geschlagene Armee weicht zunächst in der Richtung des empfangenen Stoßes ohne Plan zurück, denn ein solcher bestand

*) v. Lettow-Vorbeck, II, 277.
**) Ebenda, II, 215.

thatsächlich nicht. Die Auflösung der Heerestheile sowohl voneinander als in sich wächst erheblich an. Bald jedoch gewinnt der strategische Gedanke des Rückzuges auf Magdeburg die Oberhand; und derselbe beginnt trotz aller Schwierigkeit auf dem augenblicklich nächsten Wege. Einzelne Truppentheile, die wegen der Bequemlichkeit des Marsches zu weit ausgeholt haben, verlieren durch die Energie der französischen Verfolgung, die sich zwischen sie und das Object des Rückzuges wirft, die Möglichkeit, dieses zu gewinnen; jedoch die Hauptmacht erreicht dasselbe. Auf diesem Marsche zeigen uns die Einzelnheiten das verworrene Bild und die traurigen Verhältnisse des Rückzuges jedweder geschlagenen Armee. Doch über allem Detail erblicken wir klar die Thatsache, dass Truppen sowohl als Führer die Aussichtslosigkeit ferneren Kampfes einzusehen beginnen; von diesem Erkennen bis zum nicht mehr kämpfen wollen ist es nur ein Schritt.

Der Sieger bietet zur Verfolgung des Besiegten nur einen Theil, und zwar den kleineren seines Heeres auf. Der größere Theil soll ruhen und Erholung finden, während zwei Corps und die Reiterei vor allem die Auflösung des Gegners herbeizuführen haben. Napoleon überlässt im großen Ganzen den linken verfolgenden Flügel sich selbst, ihm die Sorge überlassend, die unmittelbaren Früchte des Sieges einzuernten, welches Amt diesmal der Kaiser nicht persönlich übernimmt; denn er selbst mit dem Reste der Armee steht still und bereitet den Abmarsch nach Berlin, den er schon vor der Schlacht als sicher in's Auge gefasst hat. Ein Corps, welches er links vorwärts disponiert, um etwaige Reste des Gegners von einem möglichen Marsche an die in Aussicht genommenen Elbeübergänge abzuhalten, schlägt, ohne dass die Heeresleitung dies vorhergesehen, das zwischen Napoleon und seinen Übergängen befindliche preußische Reservecorps. Dasselbe geht, wie es scheint, an die Elbe zurück; als der Kaiser dies erfährt, entwickelt er sogleich eine ungeheure Thätigkeit, um so rasch als möglich Herr des Stromes zu werden, und zwar wieder zum Zwecke des Marsches auf Berlin. Als ihm der Übergang gelingt, tritt er mit einer gewissen Sorglosigkeit um das, was noch vom Gegner bei Magdeburg stehen kann, den Vormarsch an auf den „geographischen" Punkt Berlin, zu welchem Marsche er jetzt bedeutende Theile des

linken Flügels, der seinen Zweck der Verfolgung bisher glänzend erreicht, heranzuziehen gedenkt und wirklich heranzieht.

Wir sind überzeugt, dass unsere Leser die nöthige Vorsicht anwenden werden, wenn wir somit sagen: Vom Schlachtfelde von Jena aus richtet Napoleon seinen strategischen Blick auf die Hauptstadt des Gegners, während er das Einheimsen der Früchte des Sieges, die eigentliche strategische Verfolgung, secundären Kräften überlässt. Wir wissen aus seiner Correspondenz, dass er schon vor dem Siege den „geographischen" Punkt Berlin zu seinem Operationsobject zu machen gedachte.

Diese Absicht behält er in dem Grade bei, dass ihm der Abmarsch Hohenlohes füglich unbekannt, ja, man darf geradezu sagen, ziemlich gleichgiltig geblieben ist; denn Andeutungen vom Zuge Hohenlohes an die Oder hat er empfangen, wie nachzuweisen ist; dessen sich zu vergewissern, thut er nichts entschiedenes; sondern marschiert unbekümmert auf Berlin. „In dieser Unterlassung, in der Art, wie der Marsch angetreten wurde, ist ein Fehler des großen Feldherrn zu erblicken."*)

Resumieren wir. Seit dem 15. October sucht sich die preußische Armee nach Magdeburg zu retten, um sich daselbst zu reorganisieren; in dieser Hoffnung getäuscht, rettet sie sich an die Oder. Napoleon marschiert nach dem Siege auf Berlin, und überlässt die Verfolgung des geschlagenen Feindes secundärer Truppenzahl und Führerfähigkeit. Mit einem Wort, es erscheint ihm der geschlagene Gegner das nebensächliche Operationsobject, und das wichtigere seine Hauptstadt zu sein.

Gehört dieses strategische Thun — Wahl eines „geographischen" Punktes zum Operationsobject — in das System des XVIII. Jahrhunderts noch; oder mit welcher Erscheinung haben wir es hier zu thun?

* * *

Die Folgen der Schlachten von Jena und Auerstädt sind aus der Weltgeschichte, wo sie für immer aufgezeichnet stehen, hinlänglich bekannt.

*) v. Lettow-Vorbeck, II, 187.

Die Schlacht hatte wie ein Donnerschlag auf Preußen und Europa gewirkt; niemand hatte einen solchen Ausgang für möglich gehalten.

Denn derselbe bedeutete nicht mehr noch weniger als völlige Wehrlosigkeit der preußischen Monarchie, die nur in Unterwerfung unter das Gesetz des Siegers noch Rettung zu erblicken hoffte. Wir wissen, dass Friedrich Wilhelm III. verschiedene und eifrige Versuche machte, so rasch als möglich zum Frieden zu gelangen. Thatsache ist, dass die Bevölkerung, aufgeklärt und kosmopolitisch gesinnt wie sie war, dem Staatsgedanken nicht das geringste Opfer brachte, sondern geradezu dadurch, dass sie den Franzosen in allen Stücken auf's willfährigste entgegenkam, das Ende des Krieges herbeizuführen suchte.

Wir wollen es vermeiden, das Bild des Zusammenbruches zwecklos auszumalen; denn überreich und ungezählt, wie die Quellen hiezu fließen, tragen sie alle den Stempel der Kritik im nachhinein allzu deutlich an sich; und verfälschen die Geschichte. Nur darauf sei verwiesen, wie das völlige Versagen des kriegerischen Geistes an allen Orten vom 14. October an einfach und in erster Linie auf den Glauben des Besiegten an die Unwiderstehlichkeit des Siegers zurückzuführen ist. Es ist erwiesen, dass so manche Capitulation und Festungsübergabe nicht auf Grund militärischen Calculs und nicht aus ungewöhnlicher Feigheit der Führer erfolgte, sondern aus dem Glauben an die Aussichtslosigkeit des Widerstehens.

Hier greift man die materiellen Wirkungen der Imponderabilien wahrhaft mit Händen.

---

# IV.

# Resultate.

---

Der Brief,*) den der Kaiser Napoleon zwei Tage vor den Entscheidungsschlachten an den König Friedrich Wilhelm III. geschrieben hat, lautet in deutscher Übersetzung wie folgt:

Kaiserliches Lager Gera, 12. October 1806.

Mein Herr Bruder, erst den 7. habe ich den Brief Ew. Majestät vom 25. September erhalten. Ich bedaure, dass man Sie diese Art von Schmähschrift hat unterzeichnen lassen.

Ich antworte nur, um Ihnen zu betheuern, dass ich niemals Ihnen die Dinge zuschreiben werde, die in demselben enthalten sind; sämmtlich sind sie Ihrem Charakter und Ihrer Ehre zuwider. Ich beklage und verachte die Verfasser eines solchen Machwerkes. Unmittelbar darauf erhielt ich die Note Ihres Ministers vom 1. October. Sie haben mir ein Stelldichein für den 8. gegeben. Als guter Ritter hielt ich Wort; ich stehe mitten in Sachsen. Möchten Sie mir glauben, ich habe solche Kräfte, dass alle Ihre Kräfte den Sieg nicht lange schwanken machen können. Aber warum soviel Blut vergießen? Zu welchem Zweck? Ich will Ew. Majestät gegenüber dieselbe Sprache führen, die ich dem Kaiser Alexander zwei Tage vor der Schlacht von Austerlitz hielt. Möge der Himmel verhüten, dass verkaufte oder fanatisierte Menschen, mehr Feinde Ihrer Person und Ihrer Herrschaft als meine und meines Volkes Feinde, Ihnen die gleichen Rathschläge geben, um Sie zum selben Resultat zu führen. Sire, seit sechs Jahren bin ich Ihr Freund gewesen. Ich will keinerlei Vortheil ziehen aus dieser Art von Taumel, der Ihren Rath beherrscht, der Sie zu politischen Fehlern geführt hat, über die Europa noch ganz erstaunt ist, und zu militärischen Fehlern, von

*) Corresp. XIII, 10990.

deren ungeheurer Größe Europa bald wiederhallen wird. Hätten Sie in Ihrer Note Mögliches von mir verlangt, ich hätte es gewährt; Sie haben meine Entehrung verlangt und mussten meiner Antwort sicher sein. So ist der Krieg zwischen uns zur Thatsache geworden und das Bündnis für immer zerstört. Doch wozu sollen wir unsere Unterthanen morden lassen? Ich lege keinen Wert auf einen Sieg, der mit dem Leben einer großen Zahl meiner Kinder erkauft wird. Wenn ich im Beginne meiner militärischen Laufbahn stünde und die Wechselfälle der Schlachten fürchten könnte, dann wäre diese Sprache durchaus nicht am Platz. Sire, Ew. Majestät wird besiegt werden; Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, das Dasein Ihrer Unterthanen in Frage gestellt haben, ohne auch nur den Schatten eines Vorwandes dazu. Sie sind heute noch unverletzt und können mit mir in einer Weise unterhandeln, die Ihrem Range angemessen ist; Sie werden, bevor ein Monat vergeht, in anderer Lage unterhandeln. Sie haben sich fortreißen lassen zu einer Erregung, die man berechnet und künstlich vorbereitet hat. Sie haben mir gesagt, dass Sie mir oft Dienste erwiesen haben. Wohlan, ich will Ihnen beweisen, wie gut ich derselben eingedenk bin. An Ihnen soll es sein, Ihre Unterthanen vor den Verheerungen und dem Elend des Krieges zu bewahren. Bei Ihnen steht es, diesem kaum begonnenen Kriege ein Ende zu machen, und damit vollbringen Sie eine That, für die Europa Ihnen Dank wissen wird. Wenn Sie Gehör jenen Wahnsinnigen geben, die vor 14 Jahren Paris erobern wollten, und die Sie heute in einen Krieg und unmittelbar darauf in Angriffsplane verwickelten, die beide gleich unbegreiflich sind, so werden Sie Ihrem Volke ein Übel zufügen, das der Rest Ihres Lebens zu heilen nicht vermögen wird. Sire, ich habe nichts zu gewinnen von Ew. Majestät. Ich will nichts und habe nichts von Ihnen gewollt. Der gegenwärtige Krieg ist ein unpolitischer Krieg.

Wohl fühle ich, dass ich mit diesem Briefe vielleicht eine gewisse Empfindlichkeit errege, die bei einem Souverän natürlich ist; allein die Umstände lassen keine Schonung zu. Ich spreche so zu Ihnen, wie ich über die Dinge denke. Und dann, gestatten Ew. Majestät mir, es Ihnen zu sagen: Für Europa ist es keine große Entdeckung, zu erfahren, Frankreich sei dreimal so volk-

reich und ebenso tapfer und kriegerisch, als die Staaten Ew. Majestät. Ich habe Ihnen keinen wirklichen Grund zum Kriege gegeben. Befehlen Sie diesem Schwarm von Schlechtgesinnten und Tollköpfen angesichts des Thrones zu schweigen, in der Ehrfurcht, die man Ihnen schuldig ist. Wenn Sie auch in mir niemals mehr einen Bundesgenossen wiederfinden, so finden Sie doch in mir einen Mann, der nur solche Kriege zu führen wünscht, die unentbehrlich sind für die Staatswohlfahrt seiner Völker und der kein Blut vergießen will im Kampfe mit jenen Souveränen, die mit ihm in keinem industriellen, Handels- oder politischen Gegensatze stehen. Ich bitte Ew. Majestät in diesem Briefe nichts zu sehen als meinen Wunsch, Blutvergießen zu verhüten, und einer Nation, die geographisch mein Feind nicht sein kann, die bittere Reue zu ersparen, zu sehr jenen flüchtigen Gefühlen Gehör geschenkt zu haben, die unter den Völkern eben so leicht erregt als wieder beschwichtigt werden.

Und so bitte ich Gott, mein Herr Bruder, dass er Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz nehmen möge.

Ew. Majestät guter Bruder

Napoleon.

Vor allem Skepsis. Die ist bei dem, was Napoleon schrieb, bekanntlich immer und immer zu üben. Versuchen wir, sofern dies nicht allzu verwegen scheint, in die Gedanken des Kaisers einzudringen als er schrieb und in die Absichten, die ihn zu leiten geeignet waren.

Wann entstand die Epistel? Nachdem der Kaiser im Gewirre der Nachrichten des Krieges die Gewissheit erlangt zu haben glaubt, der Gegner stehe dort, wo es ihm, Napoleon, aus strategischen Gründen am angenehmsten ist; wo er die heißbegehrte taktische Entscheidung in nächster Nähe wähnt; auf diese zählt Napoleon und ist, wie zu lesen steht, völlig überzeugt, sie könne seine Sprache nicht desavouieren.

Wo schrieb Napoleon? Hier fließt der Ort schon mit der Zeit zusammen. Die strategischen Raisonnements — auf Ort und Zeit basiert — bringen dem, der sich in dieselben vertieft, die Meinung, ja die Überzeugung bei, auch ein Feldherr von weniger Selbstbewusstsein, als der Kaiser der Franzosen, würde in gleicher

Lage, erkennend, er habe den Gegner umgangen, einen Augenblick der Siegessicherheit erleben haben müssen.

Und nun warum und warum so? Man muss sich zunächst nach dem Zwecke fragen. Am Tage liegt, dass man in einem solchen Ton die Verständigung nicht sucht, vielmehr geradezu zum Äußersten drängt. Die Politik, welche den Krieg als Mittel zum Zwecke betrachtet, hat diese Zeilen sicher nicht dictiert; denn diese schnitten jede friedliche Transaction in der That von Haus aus ab. Am 30. October wurde der Brief im Moniteur gedruckt und nimmt man gegenwärtig an, derselbe sei eben für die Franzosen berechnet gewesen und für Europa, als weithin vernehmliches Merks. Wir nehmen an, Napoleon habe, als er denselben schrieb, vorsorglichen Blickes auf eine eventuelle spätere Publication desselben Rücksicht genommen und seine Worte so gesetzt, dass sie seinerzeit auf Freund und Feind in der gewünschten Weise wirken möchten. Aber der Brief kann nicht ausschließlich oder auch nur vornehmlich als ein vorweggenommener Motivenbericht für und eine Drohung an Europa angesehen werden: denn die Umstände, die ihn lebensfähig, das heißt publicierbar machen konnten, waren noch im Schleier der Zukunft und einer blutigen Zukunft verborgen, als Napoleon schrieb. Somit muss man zu dem Schlusse kommen, der Kaiser habe wirklich gemeint, der Umstände völlig Herr zu sein. Etwas anderes sagt er nun nicht in seinem Briefe und es deckt sich somit das, was er sagt — innerhalb der Sprache höfischen Verkehrs und der für die Welt bestimmten Worte von Menschenliebe, Ehre u. s. w., deren sich ein Souverän mehr als andere bedienen muss — völlig mit dem, was er meint. Hat Napoleon diesen Brief, als er ihn schrieb, als einen politischen Hebel für die Zukunft angesehen, so kann man daher nur glauben, derselbe müsse der Meinung entsprochen haben, die der Kaiser augenblicklich von sich und dem Gegner gehabt.

Man kann natürlich beliebig weiter gehen in diesem Raisonnement. Der forschende Geist desjenigen, der die Ereignisse im nachhinein besieht, bleibt bei jenem Resultate meistens stehen, das seinem individuellen Gefühle, ja, nennen wir das Ding beim rechten Namen, seiner vorgefassten Meinung am besten entspricht; davon vermag sich auch der objectivste Geist nicht immer

völlig frei zu machen; und deshalb ist Geschichte und ganz besonders Kriegsgeschichte richtig darzustellen, eine sehr seltene und wie bekannt geschätzte Eigenschaft. *Der Muth, von einem eben gewonnenen genehmen Resultate neue Fäden der Erwägung auszuspinnen, die möglicherweise zu neuen Resultaten führen, welche in die großen Züge des halbvollendeten Bildes urplötzlich nicht mehr passen, ist nicht so häufig, wie es scheint.* Und in der That, welcher Schluss, der nicht aktenmäßig feststeht, welche Meinung, fragen wir, die nicht zur allgemeinen Evidenz geworden ist, wäre denn nicht anzufechten, wenn man über sie hinausgeht? Mehr als in irgend einer Wissenschaft ist in der Geschichte die Gelegenheit auf Schritt und Tritt zu finden, mit scheinbar größter Folgerichtigkeit dies, und nach Belieben jenes zu beweisen. Eine gewisse naive Wahrheitsliebe, die, ein Urtheil fällend, nach allen Seiten Vorbehalte macht, ist erste Bedingung auch einer landestreuen und staatserhaltenden Geschichte, wenn sie den Augenblick überdauern will. Jedoch es findet das Suchen nach Wahrheit seine natürlichen Grenzen in der Befähigung des Suchenden, den schon der nächste Sucher spielend überholen kann. Wir bitten daher, wenn eine weitere Analyse der Genesis von Napoleons Brief versucht werden soll, nicht zu glauben, wir proclamierten unsere Meinung als die richtige; wir führen den Leser nur so weit, als uns das eigene Erkennen führt. Ob wir am Ziele sind, muss fremdes Urtheil lehren.

Was ließe sich nicht alles gegen unsere eben besprochene Meinung sagen? Napoleon war durch nichts veranlasst, am 12. gerade seinem Gegner zu schreiben, denn die politische Lage war jene vom Tage, da Knobelsdorfs Ultimatum erschienen war, und das, was Napoleon bisher vom Kriege gesehen, sicher nicht darnach angethan, ihm die Hand zur Versöhnung zu führen, wogegen wieder der Text des Briefes spricht. Wer kann glauben, der Feldherr habe gerade die Zeit knapp vor einer Entscheidungsschlacht gewählt, um für seine Pariser und Europa ein Document zu redigieren, das noch gar nicht spruchreif war? Man mag nunmehr die Sache drehen wie man will, man sieht die Nothwendigkeit, oder auch nur den bescheidensten

politischen oder militärischen Zweck der Epistel nicht ein. Und von Napoleon wissen wir doch, dass er niemals irgend etwas ohne Berechnung that, wie die Legende pro und mehr noch die Legende contra sagt. Dieser Brief scheint uns plötzlich in der Luft zu hängen, gewissermaßen unmotiviert, accidentiell zu sein, und so sehr man sich bemüht, so findet man nicht seinen Zweck und damit begreift man nicht, warum ihn der Kaiser schrieb.

Erheben wir uns in der Betrachtung um eine Stufe höher. Wer Napoleons Geschichte einigermaßen kennt, weiß, dass der junge Mann gelegentlich äußerst offen sein, reden, ja handeln konnte. Wahre Ausbrüche des Affectes, die ganz aufrichtig waren, hatten dem jungen Mann nicht selten Unannehmlichkeiten gemacht, bis er sich beherrschen, und endlich, was das schwerste ist, Affecte täuschend heucheln lernte. Die Jahre, die ihn zur Größe führen, sind mit Beispielen geheuchelten Zornes und simulierter Liebe wahrhaft angefüllt. Im Zenith und später nimmt man wahr, wie der reife Mann, sich seiner völlig sicher wähnend, die Maske, wo sie ihm zwecklos oder doch unbequem erscheint, öfters abzulegen pflegt; er ließ sich eben auch mitunter gehen und, manchmal zu seinem Schaden, war er als gereifter Mann ebenso offen, wie es der Jüngling war. Ausbrüche des Affectes, die ohne Zweck entstanden, dem Zwecke Eintrag thun, sind zur Zeit, da Metternich im Palaste Marcolini bei Napoleon erschien, keine Seltenheit. Zwischen diesen beiden seelischen Contrasten muss eine Brücke sein. Es scheint so, als ob sie über Jena führe.

Und fürwahr, wenn man sich die Umstände bis zum 12. October und an diesem Tage in's Gedächtnis ruft, so scheint es über jedem Zweifel, dass der Kaiser, in dem bisher — vielleicht über seine Erwartung hinaus — Erreichten nur Sicherheiten des glücklichen Erfolges sehend, sich das seiner Seele allmählich wieder zum Bedürfnis werdende Vergnügen gönnt, als Triumphator vor dem Triumphe aufzutreten. Man müsste keinen Funken jenes verzehrenden Feuers in sich fühlen, das man Ehrgeiz nennt, wollte man Napoleon hier nicht ganz verstehen. — Ob man ihn billigt, ist ein anderes Ding. — Des Erfolges sicher, wie er glaubt, steht er nicht an, seinem Gegner denselben grausam zu verkünden und vielleicht bemäntelt er vor der eigenen Seele diesen Erguss mit der Erwägung, derselbe werde auf den Gegner

militärisch niederdrückend sein, mithin zugleich dem Zwecke dienen; und hüllt denselben in jene Form, die vorkommendenfalls für ganz Europa taugt. Nicht die Politik hat jenen Brief dictiert; nicht das militärische Bedürfnis. Er floss aus der Seele des Kaisers, war eine Offenheit, die er sich, da sie nicht schaden konnte, immerhin gewährt. Denn dieser Mann, die Menschen kennend, und wissend, dass man einem Lügner nicht auf die Länge glaubt, hat es meisterhaft verstanden, gelegentlich sehr offen zu sein, indem er sicher war, man werde ihm das, was er sage, niemals glauben, vielmehr stets etwas anderes dahinter suchen, wenn nichts zu suchen war. Doch hievon ist hier wohl nicht die Rede. Nochmals, Napoleon hatte keinen unmittelbaren Zweck, als er dem König schrieb; er platzte gewissermaßen heraus, wie er dachte; jetzt, vor Jena, aber wohl erwägend, dass politischer Zweck und militärischer Zweck seinem Ergusse nicht im Wege standen.

Der Brief ist somit — unserer Meinung gemäß — vorwiegend das Product der Stimmung und nicht irgend eines Calculs; Politik und kriegerischer Zweck laufen fast unbeachtet nebenher, doch im selben Sinn.

Wozu diese Längen, wird man fragen; mit viel Wortaufwand kamen wir zu einem Resultat, das man als objectiv feststehend nicht anerkennen kann. Wir wollen versuchen, die übrigen Glieder der Kette zu finden, die zu den eigenthümlichsten Schlüssen führt. Angenommen, der Brief sei Sache des Gefühls gewesen, so war er, oder vielmehr das, was darin stand, von Napoleon — soweit dies möglich war — so gesagt, wie er es dachte. Die dem Könige mitgetheilten Ansichten sind der Inbegriff von dem, was Napoleon vor der Entscheidung über die politisch-militärische Lage denkt. Am Tage liegt, dass die Meinung des Feldherrn vor der Entscheidung kennen zu lernen für den, der Kriegsgeschichte liest, weit wertvoller ist, als der trockene Bericht des Resultates; derjenige, der Kriegsgeschichte zu seinem Nutzen liest, wird vielleicht vor einer Entscheidung selber einmal stehen, und da werden ihm die aus der kriegerischen Betrachtung bekannten Elemente, welche die Stimmung des Feldherrn

vor der Entscheidung durchziehen, unendlich mehr Handhaben geben für sein Thun, als die warnenden Beispiele kriegshistorischen Misserfolges. In die Werkstatt — um uns eines Gemeinplatzes zu bedienen — wo Entschlüsse reifen. hineinzusehen, bildet weit mehr für den Krieg. als das Detailstudium des fertig vorliegenden Productes, das starr und todt und nicht lebendig scheint, und doch gelebt und sich entwickelt hat. — Schade, dass das Material zu solchen Betrachtungen eben kein reiches ist und diese selbst mehr Sache des historisch-militärischen Instinkts erscheinen, als aktenmäßiger Forschung, weswegen sie billigerweise von allen Seiten angefochten werden können. — Da nun schlechterdings nicht nachzuweisen ist. Napoleon habe den Brief aufrichtig gemeïnt, was wir loyal zugestehen — so müssen wir zur *Ultima ratio*, dem Erfolge zurückkehren, um zu sehen, ob er sich mit den Erwartungen des Feldherrn deckte. Nun, auffallender als hier kann der Glaube des Feldherrn vor der Entscheidung mit dieser selbst kaum im Einklang stehen; es ist bekannt genug, dass der Erfolg den von Napoleon gehegten Erwartungen voll und ganz entsprach. (Zuzugeben ist, dass gerade Napoleon später in ähnlichen Lagen ähnlich geprahlt hat, und der Erfolg ihn verrieth; wir wissen es wohl, wir werden zu gelegener Zeit und an anderem Orte zu dieser Erscheinung zurückkehren, die uns beweist, dass der Glaube an den Sieg für diesen selbst manchmal ganz ohne Gewicht sein kann, trotz allem, was die Kriegspsychologie in diesem Punkte sagt und glaubt. Für jetzt nehmen wir mit der Thatsache vorlieb.) Mit einem Worte also, der Kaiser der Franzosen wusste — es ist dies die höchste Form des Glaubens, im Kriege die oftmals nur um ein Geringeres stärkere Form — dass er siegen werde, und da er dies bestimmt zu wissen glaubt, so sagt er es ganz unumwunden seinem Gegner, den er dadurch nicht warnen, nur noch verwirren kann.

Ein Blick in Napoleons Correspondenz belehrt uns, dass diese Meinung des Kaisers zu verschiedenen Malen und an verschiedene Personen zum Ausdrucke gekommen ist. Doch stets kann ein kritischer Geist den Zweck, die Absicht, somit die Lüge wittern.

Wir reden nicht von den Bulletins, denn es versteht sich wohl von selbst, dass in den Heerbefehl die Übertreibung passt; *) nicht von den diplomatischen und militärischen Weisungen mancher Art, denn die Absicht zu erschrecken, einzuschüchtern, liegt am Tage; sogar von harmlosen Privatbriefen reden wir nicht, wo Napoleon erklärt, Preußen züchtigen zu wollen; überall ist er noch weit von der blutigen Entscheidung, und so mag in der Sphäre der Politik und des europäischen Klatsches, der so innig mit der Politik im Zusammenhange war, seine drohende Sprache als Mittel zum Zwecke erklärbar sein. Aber völlig rathlos stehen wir dem Briefe vom 12. October gegenüber, wenn wir ihn für berechnet anzusehen uns bestreben und so muss er nach unserer heutigen Kenntnis der Quellen als ein Product der Stimmung erscheinen.

Ist er das, so bietet er zum Studium des Krieges mehr, als es zunächst den Anschein hat. Wir gestehen, dass, als wir zum erstenmale eine Darstellung des Krieges von 1806 lasen, in welcher von obigem Briefe nichts gestanden hat, wir nicht bis zur Evidenz begriffen, woher und wie die ungeheure Katastrophe kam; wir waren nicht **befriedigt** und zu befriedigen, das scheint der erste Zweck der Kriegsgeschichte zu sein. Wir registrierten in unserem Gedächtnisse den Erfolg, doch ließ uns der Wunsch keine Ruhe, zu ergründen, wie er entstanden war; um uns zu belehren, wandten wir uns zu Napoleons Correspondenz; es fiel uns plötzlich wie Schuppen von den Augen, als wir den Brief aus Gera lasen; wir glaubten mit einem Male die Wahrheit zu sehen; uns erschien das Räthsel, das wir durch die Mechanik des Krieges allein nicht zu lösen vermocht, durch das Seelenleben des Krieges plötzlich gelöst. Nicht gedenken wir, ja wir hüten uns, uns in rein moralischer Betrachtung zu verlieren und die Imponderabilien des Krieges zu einem Range zu erheben, der ihnen nicht gebürt, indem sie ja von der Materie des Krieges beständig geweckt und gebunden, immer und ewig bestimmt, von ihr abhängig sind. Allein die Zeilen Napoleons bildeten für uns den Grund- und Schlussstein

*) Trotz General Wille's Urtheil hierüber; wir sind überzeugt, dass sie am Platze sein kann.

des ganzen Gebäudes, das ohne sie nicht aufgefasst werden kann, außer vielleicht von einem besonders scharfen Auge.

Wir nehmen also — wenn dies uns verstattet wird, vorgreifend an, Napoleon habe vor Jena felsenfest geglaubt, und für ihn war das einfach Wissen, dass er siegen werde.

Ist dem so, so erblicken wir in diesem Kriege einen Typ, der äußerst selten und in langen Zwischenräumen nur in der Geschichte des Krieges wiederkehrt.

Dass es wie für die Gefechte verschiedene Typen, so auch solche in Hinsicht ganzer Kriege gibt, wird man zugestehen. Wenn wir lediglich nach dem Erfolge urtheilen, so ist klar, dass ein Krieg, in welchem der Vortheil stets auf einer Seite blieb, nicht mit demselben Maß gemessen werden kann, wie der, in welchem Sieg und Niederlage vertheilt zu sehen sind. Es sträubt sich die Vernunft, dem Glücke einen allzugroßen Platz im Kriege anzuweisen; Ursache und Wirkung hängen logisch zusammen und wenn auch hie und da Ereignisse wahrzunehmen sind, die scheinbar auf Rechnung des Zufalles — das ist ein von keiner Seite vorhergesehenes Ereignis — zu setzen sind, so werden solche Ereignisse doch immer nur Ausnahmen sein, und nur nach sorgfältigster Prüfung wird man den Zufall anerkennen dürfen. Widersinnig wäre es, in einem Kriege, der uns nur Siege auf einer Seite weist, dem Glücke seinen Platz als einen angestammten beim Sieger anzuweisen; vielmehr fordert ein solcher Krieg geradezu heraus, die unsichtbare Ursache der deutlich sichtbaren Wirkung in etwas anderem als einer Reihe von Glückszufällen darzuthun. Finden wir einen Krieg, in welchem der Sieger vor dem Siege seinen Sieg verkündet, so bleibt nur anzunehmen, dass dies eine ganz besondere Form des Krieges ist, die zu erklären nicht Berufung auf das Glück, nicht die gewöhnlichen Raisonnements der zeitgenössischen Wissenschaft genügen, sondern wo man tiefer gehen muss, um zur Wahrheit zu gelangen.

Um den Weg, der, wie wir glauben, zur Wahrheit führen wird, zu betreten, zerreißen wir hier den Faden der Erwägung, schweifen ab und werden das Resultat dort anzuknüpfen suchen, wo wir eben stehen geblieben sind.

Wir werfen einen Blick auf die Kriegsgeschichte aller Zeiten

und Völker und nehmen wahr, wie man den Kriegszweck mit sehr verschiedenartigen Mitteln zu erreichen sucht. Die Urform, in der man den Gegner zur Erfüllung des eigenen Willens zwingt, ist das gewissenhafte Abmessen unserer Kräfte mit den seinen, also der Kampf, die taktische Action. Welcher der Gegner wird dieselbe suchen? Derjenige, der stärker zu sein **glaubt.** Wer ist stärker und wer kann glauben, stärker zu sein? Derjenige, der mehr, oder tapferere, oder kriegsgeübtere Truppen überhaupt und auf dem Schlachtfelde zu besitzen hofft, als der Gegner. Er führt seine Kräfte beruhigt und vertrauensvoll dahin, wo sie durch irgend eine von ihren Überlegenheiten oder mehrere vereint, den Feind besiegen müssen; kennt nur den Wunsch wirklich zu kämpfen, da ihm seine Stärke ein Garant des Sieges scheint; er ist wie der Mann, der einen Knaben züchtigt. Was wird sein Gegner thun, falls er nicht blind ist und die eigene Schwäche kennt? Er sucht verzweiflungsvoll nach einem Mittel, seine Schwäche in der taktischen Action irgend wett zu machen; fühlend, er werde im gewissenhaften Ringen unterliegen müssen, hascht er nach der List; er strebt darnach, dieses Ringen zu einem ungleichen zu machen, in welchem er Vortheile hat. Diese Absicht bringt ihn dahin, ein Motiv zu suchen, das zu diesem Ende führt. Mit eiserner Logik verfolgen wir nun weiter. Wodurch sichert sich der Schwächere denn doch die Überlegenheit? Mehr Truppen erlangt er ganz einfach nicht, er muss sich mit den vorhandenen begnügen; sie tapferer durch ein Decret oder durch die Bitte, sie möchten tapferer sein, zu machen, ist nicht thunlich, wie er fühlt; Kriegsübung im Kampfe ihnen beizubringen, dazu fehlt gar oft die Zeit und erscheint an sich prekär; die Mittel sind füglich nicht mehr zu ändern, sie müssen hingenommen werden, wie sie eben sind. Da drängt sich nun dem Schwächern der Gedanke auf, durch die Art, wie er seine Mittel gebraucht, die Schwäche wett zu machen; er ahnt bereits das Manöver. Sofort wird ihm klar, dass es gewagt sein muss, in der taktischen Action, die dem Gegner erwünschte Gelegenheit zu gewissenhaftem Abmessen der Kräfte gibt, ein Manöver zu improvisieren, das die eigene Schwäche herzustellen vermag; erkennen wird er, dass es in währendem Kampfe selbst höchst schwierig sein muss, durch die Form

allein, in der man selber kämpft, den Sieg an sich zu ziehen: wir sehen wohl Beispiele hievon in der Kriegsgeschichte, doch sind sie selten und jenen Männern eigenthümlich, die man große Feldherren nennt; Friedrich handelte, um eines der allerbekanntesten Exempel zu citieren, bei Leuthen so; aber man ist überzeugt, dass nur Friedrich mit seinem Ruhm und dem Schrecken, der ihm voranging, also handeln konnte. In der Regel wird der Schwächere suchen, seine Schwäche nicht durch das, was er **im** Kampfe thut, sondern durch das, was er **vor** demselben thut, durch die Art, wie er ihn vorbereitet, möglichst auszugleichen; nicht auf das taktische Verfahren wird der Schwächere — in der Regel — seine Hoffnung setzen, sondern er wird versuchen, Bedingungen zu schaffen, die ihn zur taktischen Action schon stärker als den Gegner machen. Sofort entsteht in ihm der Gedanke, durch irgend welche Künste jene Überlegenheit über den Gegner vor der Schlacht für die Schlacht zu gewinnen, die am meisten Aussicht auf Erfolg und die geringsten Schwierigkeiten in der Ausführung darzubieten scheint, die Überlegenheit an Zahl. Zum Greifen deutlich wird ihm der Gedanke, dass ja in der taktischen Action das Schwergewicht des Krieges ruht und nicht während derselben wird er suchen stärker zu werden, sondern zu derselben schon stärker zu sein: Die Kriegspraktik der relativen Überlegenheit erblickt das Licht der Welt. Es ist bekannt, welche ungeheuren Erfolge dieselbe so oft gekrönt haben. Allein wir nehmen wahr, dass sie nichts ist als ein **Auskunftsmittel für den Schwächern**, das die Noth der Umstände gebar. Wir erkennen, dass ein strategisches Thun, das den Zweck hat, die eine große Action, zu der man nicht stark genug zu sein glaubt, in Neben- und Nacheinander aufzulösen, in welch' jedem wir stärker zu sein hoffen, ein Kind der Nothdurft, ein Product der Schwäche, eine Maßregel der Verlegenheit — in der Regel — ist und sein muss. Es scheint uns klar zu werden, dass die sogenannte Kunst in der Strategie, ihr oberstes Gesetz: auf dem entscheidenden Punkte stärker als der Gegner zu sein, wie man heutzutage sagt, ursprünglich nichts ist als ein Correctiv für Mängel absoluter Stärke. Die großen Feldherren haben

dieses Correctiv mit Meisterschaft in solchen Lagen ausgeübt, wo ihnen eben kein anderes Mittel verblieb, die Überlegenheit zu finden. Sie nahmen die Gefahren und Schwächen der Strategie, die Winkelzüge macht, als das geringere Übel in den Kauf, da ihnen ihre absolute Unterlegenheit als das größere Übel erschien. Die Wissenschaft greift solche Beispiele mit Begierde auf, weil sie plastisch sind, und posaunt als „ewige, unveränderliche Grundgesetze" der Feldherrnkunst das aus, was ein heroisches Ausnahmsverfahren in dem Bedrängnis des Augenblicks und der Umstände war.

Streifen wir ohne Vorurtheil den Geist der Zeit, in dem wir — seltsam genug, wie wir sehen werden — trotz allem noch zum Theile befangen sind, von uns ab: Das Manövrieren in seiner weitesten Bedeutung sowohl strategisch — Aufsuchen der relativen Überlegenheit —, als taktisch, wird in der Regel Sache desjenigen sein, der zum gewissenhaften Abmessen der Kräfte nicht stark genug zu sein glaubt. Derjenige, der im Glauben lebt, seine Truppen werden in der taktischen Action, sei es durch ihre Zahl, oder ihre Kriegsgeschicklichkeit — ihr taktisches Verfahren — oder ihre Tapferkeit, oder ihre Bewaffnung oder endlich durch zwei oder mehrere dieser Umstände vereint, sicher Sieger bleiben, wird — in der Regel — nicht an's Manövrieren denken. Jedes Manöver öffnet dem Element der Ungewissheit, des Wagnisses, somit den Vorläufern der Gefahr das Thor. Wer des Manövers nicht nothwendig bedarf, wer im gewissenhaften Abmessen der Kräfte die Aussicht auf's Gelingen seiner Zwecke sieht, wird wohl diesem zustreben und ohne Bedauern verzichtet er auf die Bravourstücke einer Strategie, die nur dann motiviert erscheint, wenn sie das einzige Auskunftsmittel des Schwächeren ist. Wer der taktischen Action vertraut, sucht diese und betrachtet die strategische Action nur als eine Übergangsform, als **Transport** der Kräfte zum Abmessen der Kräfte; er wird sich diesen Transport, so weit es möglich ist, sicher, rasch, bequem einzurichten suchen.

Das scheinen uns wahrhaftig ewige Gesetze des Krieges zu sein.

Jedoch wir gewannen sie, wie man klar und deutlich sieht, durch Meditation und so sind sie abstract und gehen in's Extreme.

Betrachten wir die Kriegsgeschichte, so sehen wir, dass hier der Stärkere manövrierte, und dort der Schwächere zum Kampfe lief; dass hie und da der Stärkere, seine Kräfte zum Kampfe transportierend, zu bequem und sorgenlos verfuhr, bis ihm der Gegner die relative Überlegenheit mit einem male abgewann — das heißt, dass auch der Stärkere auf Wahrung derselben stets bedacht sein muss. Die Thatsachen strafen gar oft durch ihr Schwergewicht das Ergebnis des Nachdenkens Lügen. In diesen hier angeregten Dingen liegt Material genug für das Denken eines ganzen Lebens; und wir wollen ja vorerst nur bei einem Beispiele bleiben. Indess gestehen wir: der obige Gegensatz zeigt das, was im Kriege zu thun und zu lassen, unter entgegengesetzten Bedingungen vernünftig oder vielmehr natürlich erscheint. Jedoch, er deckt sich mit dem, was man im Kriege that, nicht immer, ja, seien wir ehrlich, fast nie. Der Grund liegt in dem Unterschiede zwischen Praxis und Theorie, um keinen anderen Grund, der uns zu weit abführen würde, zu nennen. Beschränken wir uns und sagen wir: Es gab Kriege, in welchen das Streben eines Theiles oder beider Theile nach der taktischen Action, dem Abmessen der Kräfte, vorherrschend war; und andere Kriege gab's, in welchen der eine oder beide Theile durch die Vorbereitung der taktischen Action den Sieg zu sichern suchten; in diesen herrschte der strategische Gedanke vor, relativ überlegen zu sein, in jenen der taktische, da man schon überlegen war, oder solches zu sein glaubte. Nicht war der eine ein plumpes Führen der Truppen zum Kampf, während der andere ein fortgesetztes Manövrieren ohne den Wunsch, zu kämpfen, war; aber nicht hinwegzuleugnen ist, dass in dem einen Kriege jenes und in dem anderen dieses Motiv überwog.

Was geht aus alledem hervor? Zwei Typen des Krieges sehen wir bis jetzt; jenen, in welchem der Wunsch nach Abmessen der Kräfte durch die taktische Action vorherrschend ist bei einem oder beiden der Gegner; jenen, in welchem die Strategie als solche gleichsam zur Waffe wird, um durch ihre Schnelligkeit, Schärfe und die Drohung, das zu ersetzen, was dem Materiale zum taktischen Thun an vorhandener Stärke fehlt.

Wir glauben gezeigt zu haben, dass der offen

ausgesprochene und bethätigte Wunsch nach der taktischen Action darauf schließen lassen muss, derjenige, der diesem Wunsche Ausdruck gibt, halte sich für stärker.

Dieses Ergebnis knüpfen wir nun dort an, wo wir der Meinung Ausdruck gaben, der Krieg von 1806 sei ein ganz besonderer Krieg, geradezu ein Typ; wir finden in Napoleons Correspondenz — der ehrlich gemeinten, wohlverstanden, ehrlich gemeint, weil sie an seine Marschälle gerichtet war, denen er Directiven gab — zu wiederholten Malen den Wunsch nach einer Schlacht, somit den Glauben an die absolute Überlegenheit seiner Kriegsmittel deutlich ausgedrückt. Wann wäre je der Krieg mehr Urbegriff des Krieges gewesen, als hier, wo der Kaiser der Franzosen nur zu wirklichem Abmessen der Kräfte eilt? Auf die seinen vertraut er unbedingt; und so sagen wir vorweg: Dieser Krieg ist von Napoleons Seite aus das Ideal des Krieges gewesen, der Krieg mit möglichst vollkommener Sicherheit glücklichen Erfolges, mit einem Wort, ein Krieg ohne Chancen.

Um jedoch irrthümlichen Auffassungen von Haus aus vorzubeugen, sei hier bemerkt, dass wir unter einem Krieg ohne Chancen durchaus nicht einen solchen verstehen, in welchem der Sieger mit mathematischer Gewissheit seinen Weg zum Siege geht, auf welchem Wege Widerschläge, ja selbst Unfälle ausgeschlossen sind: denn einen solchen Krieg kann es überhaupt nicht geben; zu compliciert ist ein so gewaltiger Act wie der Krieg, auch zu beweglich in seinen Vorgängen, als dass er wie ein physikalisches oder mathematisches Problem angesehen werden könnte. Wenn wir für den Krieg von 1806 diesen Titel wählten, der immerhin Irrthümer wecken kann, so dachten wir damit ein Charakteristikon zu geben: das Bild eines Krieges, der, soweit dies **in der Natur der Dinge** und der historischen Wahrheit liegt, vom einen Theil mit völliger Sicherheit des Gelingens geführt worden ist.

Am Tage liegt, dass ein solcher Krieg nicht an der Hand zunftmäßiger, actuell wissenschaftlicher Betrachtung verstanden

werden kann; für ihn reichen die gewöhnlichen strategischen und taktischen Raisonnements nicht aus.

Aber noch eine Betrachtung von höchstem Gewicht ist anzustellen, bevor wir es wagen, mit einigem Schein logischer Geschlossenheit ein Urtheil zu geben.

Die fortschreitende Veränderung in der Natur des Krieges kommt aus zwei Ursachen vornehmlich her: der fortschreitenden, fast möchte man sagen natürlichen Veränderung seiner Bedingungen, die mit dem Geiste der Zeit und dem Kriegsmaterial der Zeit innig verbunden sind; und den gewaltsamen, unvorhergesehenen, fast möchte man sagen accidentiellen Umwälzungen, welche die Praxis des Krieges durch einzelne Feldherren erfährt. Im ersteren Falle tritt das veränderte Aussehen des Krieges nach und nach, als Folge-Erscheinung hervor; allmählich schließt — und vor aller Augen — die Gegenwart ein Compromiss mit der Vergangenheit und das Heute findet sich fast ohne Schwankungen mit dem Gestern ab. Im andern Falle ist diese Veränderung Motiv; die Wirkung des von seinem Schöpfer wohlerwogen und zweckbewusst veränderten Krieges macht sich allerorten fühlbar, während man die Ursachen jener Wirkungen zunächst nicht versteht, da sie mit ihrer Wurzel nicht auf zeitgenössischem Boden stehen, und den Krieg von gestern nicht vervollkommnet, sondern einfach über Bord geworfen haben. Indess es tritt die Veränderung der **Wirkung** nicht immer klar und überzeugend in der Veränderung der **Form** hervor; denn in der That kann eine geringe Veränderung der Form ganz unproportioniert veränderte Wirkungen thun. Wie man auf ein paar Schritt Entfernung nicht mehr unterscheiden kann, welche von zwei Klingen geschliffen oder stumpf, so ist es auch mit der Physiognomie, die der Krieg von gestern und der von heute oder morgen zeigt; man kann durch bloße Betrachtung nicht ganz leicht ermessen, welch ungeheurer Abstand in der Wirkung liegt, besonders liegen wird. Wir bitten dieses Gleichnis völlig ernst zu nehmen, denn oft hat es sich wiederholt, und wird sich wiederholen. Wir wissen, dass es paradox erscheint; wir werden weiterhin denselben Punkt berühren.

Wie jede menschliche Thätigkeit, so unterliegt auch der Krieg von altersher den jeweilig geltenden Gesetzen conventioneller Übereinkunft. Unbewusst leitet zu derselben: der Wunsch, die gleichen Waffen zu besitzen, die der Nachbar hat; das Bestreben, dem Kriege gewisse Grenzen zu ziehen, die zu allgemeinem Nutz und Frommen nicht zu überschreiten man sich stillschweigend gelobt. Kriegsconventionelle Übereinkunft wird am leichtesten dort zu schließen sein, wo keine allzugroßen Gegensätze herrschen; und meistens wird derjenige nach ihr begehren, den der Erfolg des anderen geblendet hat, oder der gar unter demselben gelitten. Um reif zu werden braucht solch ein Compromiss immerhin einige Zeit; denn man will die Zweckmäßigkeit jener Elemente zweifellos erwiesen sehen, die man vom Nachbar in das eigene Kriegswerkzeug übernehmen soll. Viel wird nachgedacht in Friedensjahren, die dem Kriege folgen, bis sich ein Ausgleich vollzieht zwischen dem Kriegswesen der verschiedenen Staaten, der gewissermaßen die von allen respectierte Mode des zeitgenössischen Krieges bleibt. Sehr tief wurzelt dieser Ausgleichsprocess in seelischem sowohl als materiellem Boden.

Jede conventionelle Übereinkunft, — auch die auf die Spitze getriebene des Krieges unserer Tage, nebenbei bemerkt — kann nur so lange bestehen, als sich ihr jedermann fügt; sie ist zerrissen, sobald dies von irgend einer Seite nicht der Fall mehr ist. Jede conventionelle Übereinkunft verbietet Dinge, die möglich sind, die zu unterlassen Rücksicht auf andere und keineswegs die Natur der Dinge begehrt.

Das Fügen in Dingen kriegsconventioneller Übereinkunft ist jedoch keineswegs ein Product des guten Willens, der sich schärferer Mittel begibt, um ein Gleiches von anderen zu erlangen; so harmlos sind wir Soldaten doch auch im tiefsten Frieden nicht. Dieses scheinbar freiwillige Fügen kommt eben aus dem Glauben her, es gäbe keine schärferen Mittel, aus dem Nichtverstehen, man sei bereits unbewusst kriegsconventionell gebunden, aus dem Nichterkennen, dass man mitten in Beschränkungen lebt, die zu durchbrechen nichts als der Wille fehlt.

Wird nun die kriegsconventionelle Form von irgend einer Seite — die Gründe warum sind vorerst nicht zu suchen — aufgegeben, um eine neue Form zur Hand zu nehmen, so ist

es sehr natürlich, dass die neue Form vor allem im Kampfe und durch Siege ihre Zweckmäßigkeit darzuthun hat, bevor sie angenommen und Gemeingut aller wird; ebenso natürlich ist, dass eine neue Form, welche die kriegsconventionelle Übereinkunft stört, nicht im Fluge auch nur aufgefasst, geschweige denn nachgeahmt werden kann. Denn wie viel Menschen vermögen es, im Kampfe, wo sich doch die neue Form in erster Linie darzulegen pflegt, ruhig und kritisch Betrachtungen zuthun? Begegnet man nicht sogleich nach dem Inslebentreten einer neuen Form deren officiellem Conterfei in amtlichen Publicationen, so glaubt man vorerst nicht an ihre bleibende Wirksamkeit, da man die Ursachen derselben nicht versteht und diese Ursachen nicht stets hinausposaunt zu werden pflegen, (wie dies heutzutage geschieht, da ein wahres Fieber platzgegriffen hat, es einander im Nivellieren und Gleichmachen der Kriegsmittel möglichst zuvorzuthun und da operative Ansichten und Plane durch die Canäle der Militärliteratur zwischen den einzelnen Heeren mehr als nöthig hin und her erörtert werden).

Das Zerreißen der kriegsconventionellen Form pflegt nun im ersten Augenblick bei dem, der zurückblieb, Überraschung und sodann Skepsis hervorzurufen. Es liegt in der menschlichen Natur, dass man sich die Erfahrung persönlich holen will.

Sind nun die so geschaffenen Contraste besonders nicht auffallender, doch wirksamer Natur, so ist klar, dass in einem Zusammentreffen der alten mit der neuen Form der ganze Kampf ein Gepräge erhalten muss, das wesentlich verschieden ist von jenem Bild, welches ein Krieg gewährt zwischen Gegnern, die beide der kriegsconventionellen Übereinkunft unterthan sind.

Am Tage liegt, dass ein solcher Krieg nicht an der Hand zunftmäßiger, actuell militärischer Betrachtung verstanden werden kann; für ihn reichen die gewöhnlichen strategischen und taktischen Raisonnements nicht aus.

Nachdem wir nun diese beiden unendlich wichtigen kriegshistorischen Thatsachen genügend festgestellt: dass der vorliegende Krieg vom Sieger im vorhinein als ein Krieg ohne Chancen an-

gesehen worden ist; und dass derselbe den höchsten Contrast zweier Kriegssysteme wies; und wir diese Gesichtspunkte niemals vergessen wollen: sei es versucht, ihn zusammenfassend zu erklären. Denn vergebens wendet man, das heißt die Wissenschaft, ein, nicht in einigen großen Zügen, die auf einige wenige Schlagworte und Sentenzen abgezogen sind, lasse sich ein Krieg erklären; das Detail, die Summe der Einzelheiten gebe allein das richtige Bild. Es gibt im Kriege viel, sehr viel Motive; doch nur sehr wenige findet man stets dieselben Wirkungen gebend, und auf diese wenigen, sozusagen vorherrschenden Motive kommt es, wie wir glauben, an. Mit auffallender Deutlichkeit trägt jeder Krieg einen eigenen Charakter, den das chronologische und Ortsdetail nicht, sondern nur das zusammenfassende Anschauen zu sehen erlaubt; und der Krieg von 1806 gerade mehr wie viele andere.

Das Verhalten Preußens seit so manchem Jahr musste einem so aufmerksamen Beobachter, wie Napoleon es war, ganz gewiss die Anschauung von dessen Ohnmacht geben und von dessen Streben nach einer europäischen Rolle, die wohl in seinen Traditionen, doch nicht in der Gegenwart begründet lag. Daraus folgt jedoch noch keineswegs, dass Preußen wirklich ohnmächtig war. Man hat Staaten gesehen, die, politisch zaghaft bis zur Schwäche, dann, wenn der Krieg einmal erklärt war, ungewöhnliche kriegerische Kraft entwickelten. Indess, Napoleon hielt Preußen für keinen ebenbürtigen Gegner, dem es einfallen könnte, sich mit ihm vernünftigerweise zu messen. Er behandelte es darnach.

Die politische Vorgeschichte des Krieges hat wohl gezeigt, dass Preußen denselben gescheut hat; sowie, dass Napoleon denselben nicht suchte; derselbe ihm gleichsam aufgenöthigt ward. Es ist ein starker Kern von Wahrheit darin, wenn uns berichtet wird, derselbe sei infolge eines Missverständnisses entstanden. Als aber Napoleon sich zu demselben entschloss, gedachte er ihn wohl nicht viel anders wie einen Executionskrieg zu führen. Wo steht nun geschrieben, dass ein Krieg von demjenigen, dem er aufgezwungen wird — hier haben wir Preußen im Auge, das sich seinerseits in dieser Lage glaubte, wie Napoleon in eben derselben — dieser Thatsache wegen verloren werden muss? Oder, dass derjenige,

der nur zögernd und widerstrebend zum Schwerte greift, der Niederlage nicht entgehen kann? Gegenwärtig beherrscht uns die Idee, die sich hinter der vagen Formel birgt: Die Politik müsse mit der Strategie auf's engste Hand in Hand gehen; man glaubt, ein Krieg werde verhängnisvoll für jenen sein, dessen Politik demselben nicht präludierte und bei dessen Ausbruch sie nicht Gevatter stand; der Überraschte sei dieserwegen schon besiegt. Doch bleiben wir concret und bei der Sache. Dass die Politik auf's engste mit der Strategie Hand in Hand gehen müsse, bedeutet wohl nichts anderes, als dass diese sich jener fügen, ihr dienen, von ihr abhängig sein, mithin im Einklange mit jener handeln soll. Dies gilt heute als das Recept zu ersprießlichem kriegspolitischem Thun, von welchem im Kriege so vieles abhängen muss. Wohlan, wenden wir den Blick auf 1806 zurück, und wir nehmen in dem Verfahren Preußens ein ungeheures Beispiel wahr, **wie es nicht gut gewesen ist**, dass die Politik mit der Strategie auf's engste Hand in Hand ging. Stets blieb das strategische Thun unmittelbar beeinflusst von Erwägungen der Politik und zügelnd griff diese mehrmals ein, wo die Strategie sich zu emancipieren strebte. Kühl bis an's Herz hinan dämpfte und überwog der politische Gedanke, der Krieg möchte denn doch noch zu vermeiden sein, den Kampfesruf der Kriegspartei, die zur Action hindrängte. Aber Hand in Hand gingen Politik und Strategie dabei auf's Engste! Wo, wie hier, der Souverän so Alles, Alles sein und thun will, ist klar, dass sein politischer Gedanke, ihm selber unbewusst, in die kriegerischen Entschüsse überfließen muss, wenn dies auch nicht bis zur Evidenz stets nachzuweisen ist, und man heute sich bemüht, solches abzustreiten. Wer Friedrich Wilhelm III. kennt, und wir kennen ihn doch wohl, kann ermessen, was sein politischer Gedanke war. Nichts widerstrebte ihm so sehr, als ein kühner Griff in das Rad des Schicksals, nichts lag ihm ferner, als die Idee des Überfalls; und so hat seine Staatskunst wahrhaftig noch in elfter Stunde das Schwert gehemmt, das nur durch sofortigen Gebrauch vielleicht noch wirken konnte. Fest steht, dass die Politik des Königs zum Kriege nicht entschlossen war, zu dem sein Heer sich rüstete und dann auch noch, als es bereits gerüstet war. Zeit ging verloren, weil

der Krieg abhängig blieb von der Politik, die ihn zu entfesseln sich nicht entschließen konnte, und verderblich wurde dieser Zeitverlust dem Krieg, wie solcher geführt werden hätte sollen, doch nicht dem Krieg, wie er thatsächlich geführt worden ist. Darin liegt ein erheblicher Unterschied, den man beachten muss. Ohne Conjecturenmacherei treiben zu wollen, fragen wir: Hätte es wohl schlechter gehen können, wenn sich der König am 9. August zum Kriege entschied, denselben zu führen gänzlich, aber auch gänzlich einem seiner Feldherren überließ und sich mit seinen politischen Berathern in die Einsamkeit zurückzog, um das Ende abzuwarten? wenn er mit scharfem Schnitt die kriegerische Handlung von der politischen Action getrennt, da diese füglich wohl zu Ende war, und jene gleichsam wie eine aus dem Rohr geschossene Kugel ihrem eigenen Schwergewichte überließ? Es hat Lagen gegeben, wo ein Staatsmann es am Platze fand, den Feldherrn ohne politische Instructionen abzusenden, auf dass er unbeeinflusst von fremden Erwägungen thue, was seines rein militärischen Amtes sei, als Werkzeug, das, wohl angesetzt und gebraucht, doch durchaus nicht von allem unterrichtet zu sein braucht, was Motiv gewesen war, dass man es eben brauchte. Sahen wir nicht auch erfolgerreichende Führer gleichsam als blinde Werkzeuge gebraucht? Feldherren, die nichts verstanden, als eben zu kämpfen, da es befohlen war, ohne um das wie und warum und wenn und aber der Politik zu fragen? Seien wir offen mit uns selbst und sagen wir: Nicht dass die Strategie mit der Politik auf's engste Hand in Hand geht, ist an sich was wert, sondern es kommt eben auf diese Politik und auf diese Strategie, das heißt vor allem auf den Charakter der leitenden Personen an. Der obige Satz wurde, um nicht zu sagen, abgeschrieben, denn wir wissen wohl, woher er stammt, an der Hand von Beispielen gewonnen, in denen sich gerade ein verlorener Krieg nachher als von der Politik nicht vorausgesehen, nicht vorausgewollt erwies; wie an der Hand von ein paar andern Beispielen, von welchen die Legende sagt, jenes Zusammengehen von Politik und Strategie sei ein auffallendes gewesen, da Souverän, Staatsmann und Feldherr im Felde gleichsam unter einem

Dache schliefen; *mehr nämlich sieht die Gegenwart noch nicht, als eben solche Nebensächlichkeiten.* Diese Beispiele haben dahin geführt, obigen Satz *zu einem Axiom der kriegsconventionellen Übereinkunft unserer Tage zu machen*; und an sich posaunt man ihn als ein ewiges, unveränderliches Grundgesetz der Feldherrnkunst hinaus. Wir wollen beileibe nicht die praktischen Wirkungen der Kriegstheorie überschätzen; nicht gläubig glauben wollen wir, Staatsmann und Feldherr der nächsten Zeit werden zu ihrem Thun obiges Axiom als Leitmotiv wählen, zu ungeheuer ist hiezu der Abstand von dem, was eine Epoche thut, und von dem, was sie, denkt und schreibt. Jedoch, es gibt, oder vielmehr es kann im Thun des wirklichen Lebens, besonders im Thun des Krieges mitunter böse Lesefrüchte geben, wofür uns 1806 wahrlich ein warnendes Beispiel ist. Wer weiß, wohin das Proclamieren dieses Satzes führen kann, wenn man ihn naiv und glaubenseifrig seiner selbst wegen befolgt? Zur Übertreibung kann es führen, die es nicht verstehen wird, *die Politik von der Strategie zeitgerecht zu trennen*, um diese so frei gewähren zu lassen, wie es die Natur der Dinge wohl verlangt.

Doch bleiben wir bei 1806. Wohl ging durch den Einfluss der Politik auf den Krieg die Zeit zu einer Überraschung verloren, wie wir heute die Sachen besehen; somit müssen wir den Einfluss der Politik auf den Krieg jener Tage verdammen. Das wäre nun ebenso doctrinär, wie das heute geltende Axiom. Man hat eben 1806 den Plan eines Überfalles nur akademisch erwogen, doch zu demselben gedieh man nicht, er war bei seiner Geburt schon nicht mehr lebensfähig! Klar wird uns die Lage, wenn wir uns sagen, dass der Krieg jener Zeit auch dann wohl kaum zu einem Überfall gelangt wäre, wenn einen solchen die Politik sorgsam ermöglicht hätte. So sehen wir, wie eines aus dem andern fließt, der Krieg an sich nicht überraschungsfähig war, und ihm die beste Politik wohl kaum dazu verholfen hätte. Heerwesen und Staatsgedanke wiesen gleichermaßen auf vorsichtiges Thun. Allein, schlecht und recht marschiert die verbündete Armee doch so auf, dass sie bei einem Haar die Offensive noch ergriffen hätte, von der die Politik jetzt mehr als früher rieth. Wir nehmen wahr, dass die Zögerpolitik immerhin soviel er-

reichte, dass Napoleon lange ungewiss darüber blieb, ob Preußen Ernst zu machen Willens sei. Mit einem Male steht somit das ganze Raisonnement, das wir gethan, verkehrt: das Zögern hatte den Gegner getäuscht, war somit gut gewesen. Nun, überlegen wir, soweit dies möglich ist, weiterhin vorurtheilsfrei. War die Zögerpolitik bewusst, berechnend vorgegangen, was hatte sie nunmehr zu thun? Die Offensive musste sie befehlen, das heißt, sie musste ehrlich von der Scene treten, um der kriegerischen Handlung Raum zu geben, dass sie sich entfalte. That sie dies? Nein! Kleben blieb die Politik auch dann noch an dem kriegerischen Thun, als ihre einleitende kriegspolitische Rolle zu Ende gespielt und es ihr angemessen war, das Weitere dem Kriege zu überlassen. Wir erkennen, dass hier die Verbindung von Politik und Strategie so verderblich war, weil sie sich zeitgerecht nicht zu trennen wussten; und somit kehren wir zu dem erstgemachten Schlusse zurück. Es muss indess betont werden, dass nicht allein das Warten der Politik auf die Antwort des Ultimatums Knobelsdorfs, sondern rein militärische Mängel des Kriegswesens dazu beigetragen haben, von der Offensive abzustehen. Gleichviel, die Feldherren dachten an die Offensive, auch mit nicht ganz gerüsteten Mitteln, und diese verbot eine Politik, die nicht schlagen wollte, ihr Ja und Amen zu einem Kampfe nicht zu geben sich entschloss, der, wie wir gegenwärtig wissen, unvermeidlich war.

Von Napoleons Art, Politik und Strategie mit einander zu verbinden, wollen wir nicht weiter reden. Wir sahen, dass er, glaubend an den Krieg, denselben beginnt, ohne die Politik weiter um Erlaubnis zu fragen. Niemand verband wie er in diesem Falle Politik und Krieg. Aber er gestattet der Politik nur, ihm zu sagen, dass er zu handeln hat, und verweist sie alsodann auf den zweiten Platz. Wohl behält er sie im Auge auch in der militärischen Action. Zu Rathe zieht er sie jedoch erst wieder nach erfochtenem Siege.

Jedesfalls lässt er sich von ihr nicht binden und beschränken in jenem Grade, wie dies sein Gegner thut. Er handelt initiativer, rücksichtsloser, rascher, sicherer. Ganz einfach deshalb handelt er so, weil er der Stärkere zu sein glaubt, und, wie der Erfolg bewies, auch wirklich der Stärkere war.

Nicht in dem Unterschied des Systems: Verbindung von Politik und Strategie; Mangel an solcher Verbindung; liegt die Erklärung; diese sagt nichts, obwohl sie billig ist. Derjenige, der stärker zu sein glaubt, der hat und wird wohl immer anders handeln, als derjenige, der sich vom Beginne an unterlegen fühlt. Und Stärkere und Schwächere wird's wohl in alle Zukunft geben.

Wir treten zunächst in die strategische Phase des Krieges. Wenden wir uns zum Allerconcretesten: der Zahl. Wir haben bereits gesagt, dass Napoleon über weit mehr Soldaten überhaupt verfügte, als die Monarchie Friedrichs des Großen. Wie stellt sich nun das Verhältnis der Zahl im Beginne der Operationen dar, also in der zweiten Woche des October, und auf dem Theater der Operation Die große Armee zählte etwa 160.000 Mann mobil und zur Action bereit; die preußisch-sächsische Macht überhaupt etwa 130.000 Mann ohne das Reservecorps. Wir sehen somit eine keineswegs auffallende oder gar erdrückende Zahlüberlegenheit auf französischer Seite. Es frägt sich nun, warum Napoleon nicht eine bedeutendere Überlegenheit bereitgestellt hat, und ob er es vermochte. Beides ist leicht und schwer zu beantworten, je nachdem man eben will. Leicht, wenn man sagt, der Kaiser der Franzosen habe die Etats von beiden Seiten nicht genau gekannt; er habe kein fertiges, den Soldaten der großen Armee gleichwertiges Truppenmaterial zunächst besessen, sondern nur Recruten, die er mit jenen nicht vermischen wollte, aus operativen Gründen u. dgl. m.; der Krieg sei ihm überraschend gekommen, er habe somit keine lange Wahl gehabt, sondern war genöthigt zu schlagen, mit dem, was eben zunächst schlagfertig war. Allein allen diesen Gründen kann man scheinbar ganz gleich plausible entgegensetzen für das Gegentheil, wenn man vernimmt*), dass Preußen freiwillig darauf verzichtet hat, 70.000 Mann zur entscheidenden Schlacht zu führen; wie immobile Truppen der preußischen Feldarmee, ebensolche der sächsischen, die hessischen und sonstigen kleinen deutschen Contingente u. s. w., durch deren Aufbietung es der großen Armee erheblich überlegen hätte werden müssen. Es scheint nicht

*) v. Lettow-Vorbeck, I, 96.

glaublich, dass Napoleon bewussterweise auf die Übermacht verzichtete. Für secundäre Unternehmungen sind auch Recruten zu gebrauchen; wollte Napoleon Zeit gewinnen, um sich völliger zu rüsten, so ist wohl kein Zweifel, dass dieser eminente Staatsmann den Weg hiezu gefunden hätte. Die Überlegenheit an Zahl zu gewinnen war doch, wie man weiß, stets seine allererste Sorge. Detaillieren wir. Man wird nicht fehlgehen, wenn man glaubt, Napoleon habe im Moment des Ausbruches des Krieges thatsächlich nicht viel mehr augenblicklich ganz kriegsfähige, sagen wir, napoleonische Truppen à portée gehabt, als die große Armee solche enthielt. Die Ausdehnung des Reiches verbot von ferne her in aller Schnelligkeit Augmentation heranzuziehen, die in das organisatorische Gefüge der Feldarmee erst einzupassen war. Jedoch dies alles verschwindet gegen die Anschauung, dass Napoleon auf alle diese Hilfen Verzicht geleistet haben k a n n, indem er glaubte, für den Kriegszweck genüge die große Armee. Worauf kann dieser Glaube, den wir nicht bewiesen sehen, sondern bloß von Napoleons Thun gewinnen, basiert gewesen sein? v. Lettow weist uns quellenmäßig nach, dass die preußische Heeresleitung 70.000 Mann nicht verwendet hat, dass sie sich f r e i w i l l i g derselben begab. Konnte Napoleon dies wissen und rechnete er darauf? Er wird wohl manches erfahren haben über die halben Maßregeln der preußischen Mobilisierung, über die Mängel eines Wehrsystems, das vom ersten Mobilisierungstage an mit ganz enormen Manquements zu rechnen hatte; mit der Schwerfälligkeit in der Versammlung der Kräfte u. dgl. m. Aber wir müssen uns auch das freiwillige Verzichten der preußischen Heeresleitung auf 70.000 Mann näher besehen, um zu erkennen, ob denn dies für Napoleon gar so a c c i d e n t i e l l, u n v e r m u t h e t sein musste, als man es uns glauben machen will, oder ob er nicht vielmehr mit aller Sicherheit darauf z ä h l e n konnte. In diesen 70.000 Mann ist vorerst alles enthalten, was Preußen (Sachsen) an nicht mobilgemachten Feldtruppen in den Provinzen beließ (33.000 + 8000); es muss bemerkt werden, dass man in Polen starker Garnisonen zu bedürfen glaubte, und es scheint, vom Standpunkte der Regierung, nicht ohne guten Grund; dann zählen wir zu obiger Summe die Contingente von Hessen und anderer kleiner deutscher Staaten. Mit ersterem war

Napoleon in regem diplomatischem Verkehr und hat bestimmt darauf gezählt, es werde neutral verbleiben; die anderen fallen füglich nicht in's Gewicht. Soweit die mitunter sehr ungenauen Etats die Gesammtsachlage zu beurtheilen erlauben, so kann Napoleon die preußische Macht etwa wie folgt berechnet haben, wenn er den ihm selbst ungünstigsten Fall annahm: Feldtruppen Preußens 180.000 + 20.000 Sachsen = 200.000 Mann auf dem Papiere. Wenn er nun die Erwägungen, die wir gemacht, ebenfalls in dem ihm ungünstigsten Sinne machte, so sagte er sich wohl mit einiger Sicherheit, dass Preußen nicht mehr als höchstens 180.000 Mann im Krieg verwenden werde und die weitgehendsten Schlüsse mussten sich für ihn daraus ergeben, wenn er die preußische Strategie, die ihm in ihrem Wesen wohl bekannt war, erwog, welche sicher nicht im Stande sei, alle diese Kräfte auf einem Schlachtfelde zu vereinen. So lässt es sich erklären, dass Napoleon es unterlassen hat, eine „erdrückende" Übermacht heranzuführen, besonders wenn er an das Übergewicht der eigenen taktischen Kampfform dachte. Indess gestehen wir unumwunden zu, in dieser Sache nicht völlig klar zu sehen.

Denn gerade Napoleon hat uns gelehrt: keinen Mann, der in der Schlacht verwendet werden kann, zurückzulassen; mit einem Worte, möglichst stark zu sein. So fällt es uns bei diesem Kriege selbstverständlich auf, dass Napoleon keine auffallende Übermacht verwandte, da es uns scheint, er hätte dies immerhin so oder so vermocht. Die Energie, alles aus dem Lande zu ziehen, was kämpfen kann, verlangen wir, die wir von Napoleon gelernt, nunmehr im nachhinein von diesem; und wo wir zu erkennen glauben, er habe diese Energie nicht völlig angewandt, stutzen wir naturgemäß. Es ist wohl höchst interessant und lehrreich, festzustellen, wie weit in jedem Kriege die Population zum Kampfe herangezogen ward. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint uns das Verhalten Preußens plötzlich sehr verständlich, und nicht mehr können wir uns jenen Stimmen zugesellen, die das „freiwillige" Verzichten auf 70.000 Mann als Aberwitz ausgeben wollen. Preußen bewaffnete 1806 im Verhältnis weit mehr Männer als Frankreich unter Napoleon. Von den überhaupt vorhandenen Soldaten verwandte es in den

Entscheidungsschlachten verhältnismäßig mehr als die Franzosen; obwohl hier zugegeben werden muss, dass der Vergleich wegen der großen Ausdehnung und der Grenzverhältnisse Frankreichs nicht unerheblich hinkt. Daheim behielt Preußen im Verhältnis weniger Truppen als Napoleon und hatte von seinem Standpunkte aus hiezu manchen guten Grund, wie beispielsweise Polen. Der einzige auffallende Unterschied zu Gunsten der Franzosen ist, dass deren Souverän ein Gefolge von Verbündeten hinter sich herzog, während Preußen — sich über seine eigene Stärke täuschend und aufgeklärt und philanthropisch — niemand zur Liebe zwingen wollte.

Vorurtheilslosigkeit ergibt, dass Preußen nicht deshalb schwächer auf den Kampfplatz trat, weil es unzweckmäßig verfuhr, sondern weil es so unendlich kleiner als eben Frankreich war. Im Verhältnis hat es mehr Material zum Kriege gestellt als dieses; und ihm vorzuwerfen, dass es überhaupt noch Material zum Kriege zurückbehalten hat ist einfach, oder vielmehr doppelt unverständig. Historisch angesehen, ist bekannt, dass Preußen, sowie in seinem Staatshaushalte, so auch im Kriege, ökonomisch verfuhr und verfahren zu müssen glaubte; dies war eine Tradition, hing mit den Einrichtungen des Staates innig zusammen und lag im Geiste der Zeit. Militärisch angesehen, wird einem das Ding indess noch besser klar. Die Truppenstämme und Truppentheile, die man zuhause ließ, sie waren eben damals nichts als das, was heutzutage unsere Truppen zweiter und dritter Linie sind; erkennen wir heute für uns die Nothwendigkeit derartiger Truppen, so müssen wir den Glauben daran jener entfernten Zeit auch zugestehen. Rein militärisch stehen wir auch heute noch lange nicht auf der Höhe der Anschauung, alles, was bewaffnet ist, müsse auch sogleich marschieren; dies ist materiell unmöglich und kann, wenn es erzwungen werden soll, verderblich werden. Wir huldigen heute dem Princip wehrpolitischer Reserven, wir, die wir so ungeheure Erfahrungen über den Krieg seither gemacht; es muss für Jena auch verstanden werden. Sowie es heute im Geiste unserer Zeit liegt, dass man Leute unter dem Maß, Schwächlinge, alternde Soldaten, die gestern Bürger waren, also physisch schlechte Truppen, zuhause lässt, oder in Festungen ver-

theilt, ebenso lag es im Geiste jener Zeit, dass man das Gleiche mit den moralisch minderwertigen Truppen that. Ist der militärische Gedanke so gar nicht zu verstehen, wie es besser sei, lieber weniger als weniger gute Truppen in's Gefecht zu führen? Periodisch kehrt dieser Gedanke wieder, und dazumal regierte er. Aber das war es nicht allein, wird man erwidern; Preußen that den ungeheuren Fehler, der Reserve in der Strategie Bürgerrecht zu geben; fertige Streitkräfte stellte es zurück. Man weiß nicht, wo man anfangen soll, um alle Motive zu erklären, die Preußen 1806 auf die strategische Reserve wiesen. Wieder war es vor allem das eingefleischte Sparsystem des Staates, welches es als sehr begreiflich erscheinen lässt, dass man für alle Fälle Truppenkerne zurückbehalten wollte: — niemand wird leugnen, dass sowohl vor als seit Jena Fälle vorgekommen sind, in welchen strategische Reserven durch ihr Vorhandensein allein bedeutend auf den Gegner und sein Thun gewirkt —: es waren, wie bekannt, Gründe der inneren Politik ebenfalls im Spiel. Aber auch das militärische Raisonnement, das zu derselben führte, wenn nicht Indolenz allein dazu geführt, muss begriffen werden. Es lag nichts ferner, als die Idee, mit gesammelter Kraft ehrlich und plump eine Hauptschlacht mit der Hauptmacht des Gegners zu suchen (wie man vorgibt, dass es gegenwärtig Zweck des Krieges und nicht anders möglich und vernünftig sei); man gedachte, — die Strategie zur Kunst erhebend — strategisch von der Hand in den Mund zu leben, zu demonstrieren, zu drohen, Manöver auszuführen. Warum dieses so war, werden wir später sehen; indessen war es so. So schien es in der That nicht von erster Wichtigkeit, alle vorhandenen Mittel, hinweggehend über manche innere Schwierigkeit, zur Hauptentscheidung in rangierter Schlacht zu führen. Immer muss man sich hiebei daran erinnern, dass die Mobilmachung des Restes der preußischen Armee am 30. September fast *contre coeur* erfolgte und somit das Zurückbleiben schlagfhäiger Truppen nicht Product vorgeblichen kriegerischen Unverstandes allein, sondern mit die böse Frucht einer Politik gewesen ist, die allzulange und allzu enge mit der Strategie Hand in Hand gegangen war.

Trotzdem, es kann dies nicht genug bemerkt werden, besteht die bedeutsame Erscheinung, dass in der zweiten Octoberwoche, dem Beginn der Operationen, Preußen nur unerheblich schwächer auf den Wahlplatz trat, als Napoleon. Die denkbar mustergiltigste und die rückhaltslos verdammte Strategie haben fast die gleichen Kräfte einander gegenüber geführt; und nochmals hinzuzufügen ist, dass Preußen somit im Verhältnisse unendlich mehr geleistet hat, sowohl was Aufbringung als Heranführen der Mittel betrifft, denn sein gewaltiger Gegner.

Und nun treten wir mit wahrem Bangen vor der Größe des Wagnisses, solches, wie es hier geschah, erklären zu wollen, in das innerste Getriebe des großen Krieges.

Vorerst stellen wir fest: Jeder der Gegner gedenkt nach einem System, nach einer Schablone, nicht so sehr nach einem ad hoc bestimmten Programm, aber doch in einer ganz bestimmten und eigenthümlichen Art zu kämpfen. Will man — da wir heute über die Idee, im Kriege ein „System" zu befolgen, lächeln — ein solches für Napoleon nicht zugestehen, so sagen wir, er und sein Heer handelten nach einer Schule; denn am Worte selbst, das man gebraucht, liegt hier, in der kriegerischen Betrachtung, die nur ein matter Widerschein des Krieges ist, füglich nicht sehr viel. Gestehen wir es ein: Schule und System stak in Napoleons Heer geradesoviel wie in jenem seiner Gegner, und wenn es auch nur das System gewesen ist, keine festen Regeln dauernd zu befolgen, so war doch dies ganz sicher auch System. Denn einer sehr bestimmten Norm, wie es im Kriege sich verhalten soll, bedarf ein Kriegsheer unbedingt, wenn es nicht in Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung nach allen Richtungen zerflattern soll. Manche Dinge liegen derart auf der Hand, dass die Wissenschaft sich scheut, dieselben auszusprechen. Manches Wort für manchen Begriff wurde so oft mit unglücklichem Thun im Kriege in Zusammenhang gebracht, dass die Wissenschaft es nicht über sich gewinnen kann, dasselbe Wort im Rahmen erfolgreichen Thuns zu gebrauchen. So ist es mit dem, was man gemeinhin „System" in der Kriegführung nennt. Wahrhaftig, sogar Napoleon und ganz besonders seine Unterführer handelten nach einem System — dem napoleonischen — denn ihr Thun trägt auffallende, stets

wiederkehrende Züge, die logisch zusammenhängen, sohin Theile eines wohldurchdachten Ganzen, mit einem Worte eines Systemes sind. Nichts kann falscher sein, als zu glauben, die napoleonischen Marschälle — oder wenigstens die meisten von ihnen — hätten kein System gekannt und jeder hätte, wie Proteus, seine Erscheinungsform im Kampfe von Fall zu Fall gewechselt, sie seien hervorragende Militärs, das heißt Menschen von kriegerischem Genius — um ein conventionelles Wort zu gebrauchen — gewesen, und in ihnen allesammt sei mehr kriegerischer Verstand, und der ist in letzter Linie nichts als überhaupt Verstand, anzutreffen gewesen, als in einer gleichgroßen Zahl deutscher, russischer oder englischer Generale. Was ihre Stärke war, hatte ihnen ihre Umgebung, der Krieg, in dem sie lebten, das neue System, und den letzten Schliff Napoleon gegeben; **in** diesem System war jeder stärker, **überhaupt** war er es nicht.*) Sie waren alle — wie dies nicht anders möglich ist, nur Kinder ihrer Zeit und staken in den Anschauungen, die diese ihnen gab. Nur ist ihr System verschieden von dem System des XVIII. Jahrhunderts, liegt uns so nahe, beherrscht uns so, dass wir in demselben jetzt die Vollendung des Krieges sehen, über die hinaus nichts auszudenken ist, und somit verkennen, auch sie sei ein System. Nicht darf das Wort „System“, Preußens Thun aufgepfropft, gemissbraucht werden. Beide Gegner verfuhren nach Systemen, und nicht darin, dass einer von ihnen ein solches besaß und der andere keines, sondern in dem Unterschied derselben ist der Schlüssel zur Lösung zu suchen.

Diesen Unterschied nun aufzuspüren, ist für den, der die Wahrheit sucht, das allerwichtigste.

Doch vorher sei noch darauf verwiesen, dass Napoleon seinem System treu geblieben ist;

*) Daher Napoleons, des Besiegten, Wort: *Il me fallait être partout où je voulais vaincre, c'est la le défaut de ma cuirasse.* Wir werden, falls es die Umstände erlauben, in einer der folgenden Studien eine Analyse dieses *défaut* versuchen, in einem Kriege, wo es plötzlich erschien und wo Napoleon nicht gefasst darauf war.

die preußischen Führer schon in den ersten Stadien des Krieges von dem ihrigen wichen. Freiwillig thaten sie dies nicht. Sie wichen von dem ihrigen ab, indem sie zu ahnen begannen, es werde vielleicht doch nicht ersprießlich sein, ohne jedoch, wie dies wohl sehr natürlich ist, spontan zum neuen System überzugehen. Es liegt sehr viel darin, wenn eine anerkannte Kriegsform schon in den ersten Augenblicken des Krieges als nicht genügend erkannt, oder vielmehr vermuthet wird; indem der erste Versuch, dieselbe anzuwenden, unverhoffterweise fehlschlägt. Je fester man an diese Form geglaubt, desto heftiger ist dann die Reaction

sowohl moralisch als Entmuthigung und Rathlosigkeit,

als auch materiell, indem man zu einem Compromisse zu gelangen sucht, das, durch die Noth herbeigeführt, nur unvollkommen sein kann. Diese philosophischen Betrachtungen scheinen für praktische Zwecke ohne Wert zu sein. So ist es nicht. Die Kriegsgeschichte zeigt, dass manches Kriegsheer mit deswegen besiegt worden ist, weil es im Kriege, den es eben kämpfte, die als nothwendig erkannte neue Form anzunehmen ganz einfach nicht vermochte. Was sehen wir hieraus? Dass es in der Regel als ein Erfordernis der Form, in der man kämpft, erscheint, sie möge gefasst und fähig sein, Neuerungen anzunehmen; bereit, sich zu verändern, falls dies nothwendig wird. Jedoch es scheint dies wohl nicht mehr als ein frommer Wunsch zu sein, der noch lange keine Handhabe für die Praxis in sich schließt.

Das preußische System war vorwiegend darauf berechnet, durch den Schein, das Drohen, die Finte, das Manöver, das Heucheln der Absicht, als wolle man kämpfen, auf den Gegner Wirkungen zu thun. Friedrich hatte eine ökonomische Form des Krieges schließlich zum System erhoben, die sozusagen mehr darauf zielte, auf des Gegners Seele und durch sie unmittelbar auf seine Politik, als materiell und mittelbar auf seine Mittel einzuwirken. Ein großer Feldherr kann sich mit Erfolg dieser Form bedienen, und einiges Studium der großen Feldherren zeigt, dass sie sich mitunter dieser Form mit ungeheurem Erfolge bedient. Sofort kommt uns das bekannte Schlagwort in den Sinn, die Epigonen eines großen Feldherrn gebrauchten dessen Waffen

schlecht und dieserwegen unterlägen sie; nicht aus der Beibehaltung des Systems an sich, sondern durch die Fehler, die innerhalb und trotz des Systems von den Schülern begangen worden sind, die gewissermaßen in dasselbe nicht hineingepasst, pflegt man ihr Unterliegen zu erklären; während man anderswo es wieder für erwiesen hält, dass das alte System trotz seiner Stärken und seiner Schwächen nicht wesentlich verändert, überlebt und von einem neuen überholt worden sei, dem es weichen musste. Hier muss die sorgfältigste Erwägung angewendet werden, und der Gedanke kämpft beständig mit der Sprache, die ihn nur unvollkommen wiedergibt. So pueril die Frage klingt, so hat man sie doch gestellt: ob Preußen gegen Napoleon gleichfalls unterlag, wenn es der große Friedrich commandierte? und in den Schriften über diesen Krieg ist der Gedanke ausgesprochen, es hätte nicht so kommen müssen, wenn man bei Friedrichs ureigentlichen Maximen treu verblieben wäre. Wir wollen uns bemühen, logisch zu sein. Zum Schlusse seines Feldherrnthums hatte Friedrich bewusst und wohlerwogen aus der Furcht seiner Gegner vor ihm eine kriegerische Dynamis gemacht; es liegt sehr viel Material zum Erkennen, welche Natur der Krieg mitunter weisen kann, in jenem Verse: . . . und wenn der große Friedrich kommt und klopft nur auf die Hosen, so läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen . . . Er setzte die Drohung in der That an Stelle des Kampfes, doch wohlgemerkt nur dort, wo sie sich ausreichend erwies, den Erfolg zu geben, während er, wo dies der Fall nicht war, zum Abmessen der Kräfte schritt.*) Mit unvergleichlicher Menschenkenntnis übertrug er durch die bis auf den heutigen Tag noch immer nicht in ihrem tiefen Sinn er-

*) Der Verfasser fühlt, dass der Leser hier die Empfindung haben werde, er lasse seiner Phantasie zu sehr die Zügel schießen. Das, was er niederschreibt, ist jedoch das gewissenhafte Resultat vom Studium der Kriege Friedrichs des Großen, gewissenhaft, wenn auch ganz sicher fehlbar. Diese Kriege kennt man gegenwärtig wenig, wie der bekannte Streit über Friedrichs Strategie, der förmlich zwei Parteien schuf, hinlänglich beweist; ihre Geschichte wird — wie bekannt — eben erst begonnen. Indessen besitzen wir ja, was Friedrichs Motive und leitende Ideen betrifft, in seinen mit edelstem Freimuth, mit wahrhaft königlicher Anschauung geschriebenen Memoiren die allerklarste Quelle. Hören wir ihn — da hier der Ort nicht ist, um allzulang zu werden — wenigstens einmal selber sprechen: November 1760, Daun bei Torgau, der König in Düben, nahezu verzweifelnd, was zu beginnen sei, da er nicht einmal sichere Winterquartiere hat . . . *après avoir bien mûrement examiné et pesé toutes ces raisons, il fut résolu de commettre la fortune de la Prusse au sort d'une bataille, si toutefois on ne pouvait parvenir par des manoeuvres à déposter le Mari-*

kannten Exercierplatzkünsteleien den Glauben der Gegner an seine persönliche Furchtbarkeit auf die Mittel, deren er sich bediente, und die er seinen Nachfolgern überließ. Er testierte wahrhaft eine Fülle kriegsmoralischer Güter, als guter Rechner nur an das Morgen nach seinem Tode denkend. Darin liegt viel von seiner Größe, wenngleich sie hier nicht glänzt und gleißt. Es ist nun müssig zu untersuchen, wie lange und wie sehr sein Prestige in seinem Nachlass wirksam bleiben konnte. Man kommt darauf zurück zu sagen, dass seine Art, den Krieg zu führen, ein unter der Noth der Umstände geborenes Meisterwerk kriegerischer Ökonomie gewesen ist, welches von seinem Prestige am Gängelbande geführt, ja geradezu von ihm aufrecht erhalten ward. Friedrichs Krieg ist in seiner Art ein ganz besonderer Krieg, der mit ihm stand, ohne ihn nicht bestehen konnte. Diese Ausnahmserscheinung musste nach seinem Tode, da füglich nichts anderes an ihre Stelle zu setzen war, wohl oder übel zur Norm erhoben werden. Dass sie in das Prokrustesbett der Regel gezwängt werden musste, veränderte allmählich ihre ursprüngliche Form. Diese Form hatte die strategische Action vorübergehend zu einer Waffe gemacht, indem sie, wie wir oben entwickelten, es oftmals vorgezogen hat, durch das drohende Vorbereiten der taktischen Action diese selbst entbehrlich zu machen. Aus innerer Schwäche griff sie zum Manöver; kaum ein Marsch war nicht von strategischen Gedanken durchsetzt; auf dem Schlachtfelde selbst herrschte das Manöver, die Drohung, als billigeres Mittel vor, so lang es thunlich war. All dies wurde, wie es nicht anders kommen konnte, zum System erhoben, Regel, Norm, während es doch nur ein Correctiv und Ausnahmsmittel

---

*chal Daun de Torgau qu'il occupoit . . . Histoire de la guerre de sept ans, Oeuvres, éd. Preuß, V, 85.* Deutlicher kann man wohl nicht mehr sprechen. Es ist nun lehrreich zu sehen, wie die nachnapoleonischen Kritiker des großen Königs, die alle unter dem Banne der napoleonischen Schlachtenstrategie stehen, sich drehen und winden, um nicht zuzugeben, dass Friedrich, der ja fast immer schwächer war, die Hauptschlacht zu vermeiden suchte und nur im äußersten Falle zu ihr griff, was unserer Meinung nach gerade ein Beweis ist seiner Feldherrngröße; denn nicht die Schlacht ist der Zweck des Krieges, sondern das politische Ziel; weise derjenige, der es, wie Friedrich so oft, durch die Drohung allein erreicht! Indess im XIX. Jahrhundert will man von nichts, als von Hauptschlachten hören, sogar in der harmlosen Wissenschaft. Vgl. zu dem oben Gesagten Jominis und Bernhardis Urtheil, „Kritische und militärische Geschichte der Feldzüge Friedrichs II. etc.“ (Deutsche Ausgabe von Voelderndorf, 1811), III, 376 und „Friedrich der Große als Feldherr,“ II, 180 ff.

ursprünglich gewesen war. Das Schwergewicht des Krieges sollte jetzt noch, 1806, vorwiegend in der Drohung — sowohl kriegspolitisch als strategisch — und erst im äußersten Fall im Abmessen der Kräfte liegen, in welchem auch noch immer der Drohung ein breiter Raum angewiesen blieb.

Hieran ändert die Thatsache nichts, dass man in Preußen so unendlich viel Gewicht auf die taktische Ausbildung der Truppen, mithin auf ihr Geschick im Abmessen der Kräfte legte; wir kommen, um diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen, später auf denselben zurück.

Vorurtheilslos betrachtet, ist dieser ökonomische Krieg nicht ein sehr vernünftiger Krieg? Sollte man nicht glauben, er sei die Krone des Krieges in seiner welthistorischen Entwicklung? Das war die Meinung in Preußen vor der Katastrophe. Und wahrlich, man versteht es, wenn man in Preußen zu dem Glauben kam, ein vollkommenerer Krieg sei nicht mehr auszudenken.

Um nicht zu lang zu werden, beschränken wir uns nun auf die Idee: Diese Form des Krieges, die von kriegsconventionellen Einschränkungen wimmelt, ja, ohne sie geradezu nicht bestehen kann, wie wird sie sich verhalten, wenn ein Gegner die kriegsconventionellen Bedingungen derselben zerbricht?

Einzuschalten ist, dass Friedrich drohte, doch sich nicht drohen und imponieren ließ, wenn seine Gegner seine eigenen Waffen gegen ihn gebrauchten. Er wich nur vor der Nöthigung, die physisch war, und jene wichen schon vor moralischer Nöthigung. Anders erklärt man dies nicht, als eben durch Berufung auf Friedrichs Kriegsgenie. Nach ihm, als sein Krieg conventionell geworden war, ist der preußische Krieg gegen Drohungen, wie er sie übte, falls sie vom Gegner kamen, bald ebenso empfindlich selbst geworden, als er es wünschte, dass sie dem Gegner seien. Dies kann nicht anders sein, oder correcter ausgedrückt, es ist sehr natürlich. Waffen, die man selbst mit besonderem Erfolge brauchte, erschrecken, wenn man sie plötzlich in der Hand des Gegners sieht, umso mehr.

Wenn nun daran geschritten werden soll, den Charakter des napoleonischen Krieges auf einige klare Sätze abzuziehen, so stört und hindert uns die große Mannigfaltigkeit, in der wir ihn zu Tage treten sehen. 1796 verlegte Napoleon das

Schwergewicht des Krieges in die vorbereitende strategische Action, in das Manöver, die Drohung, **weil er beständig schwächer war.** Es verschob sich nun dieses Verhältnis mit dem Fortschreiten seiner Mittel an Zahl sowohl als an Güte immer mehr dahin, **dass der große Feldherr immer mehr an die taktische Action als ultima ratio, als sicherste Form des Kampfes appellierte.** Jetzt, 1806, denkt er, wie wir sahen, nicht an's Umgehen, nicht an strategische Künste mancherlei Art, sondern einzig und allein an's Abmessen der Kräfte, **weil er der stärkere ist,** und weiß, dass er es ist. Er nähert sich auffallend der Urform des Kampfes zwischen Menschen, die im taktischen Messen der Kräfte culminiert und betrachtet die Strategie vorwiegend nur als Mittel, seine Kräfte in's Gefecht zu führen; dieser Zweck bestimmt die Form seiner Strategie.

Hierin liegt nun, unserer innersten Überzeugung nach, ohne ein doctrinäres Schema aufzustellen, ein fundamentaler Gegensatz. Die Feldherren Preußens gedenken das Schwergewicht des Krieges in das, was außer der taktischen Action geschieht und geschehen soll, zu verlegen, indem sie glauben, der Gegner verharre in der ihnen genehmen kriegsconventionellen Form, die sich des Appells an's Gefecht, an's Messen der Kräfte zwar nicht grundsätzlich begibt, denselben jedoch nicht zum Haupt- und einzigen Motiv erhebt, welchem sie rücksichtslos nachstrebt. Wir sehen, immer enger werden die Grenzen, die zwischen zwei Contrasten lagen, die noch vor wenig Seiten die Theorie fixiert. Im wirklichen Kriege sehen wir nur mehr Nuancen. Denn Preußen denkt nicht zuletzt, es denkt nur nicht zunächst an das Gefecht, während Napoleon dieses thatsächlich thut. Gering ist der Unterschied in den Symptomen, welche der alten Strategie und der neuen eigenthümlich sind; doch in den Wirkungen soll dieser Unterschied ein auffallender sein.

In diesem Gegensatze scheint nun die Aufklärung noch immer nicht zu liegen. Worauf kommt es an? Doch offenbar darauf, ob der, welcher die kriegsconventionellen Beschränkungen durchbricht, auch stark genug sein wird, sie ungestraft zu verletzen; ob er hier — 1806 — überhaupt

zum Abmessen der Kräfte gelangt; und ob er in demselben Sieger bleiben wird.

Hier nun beginnt das Bild Leben und Töne zu gewinnen. Wir sehen zunächst, dass die deutsche Strategie, als die Drohung nicht sofort wirkt, nicht zu dem Entschlusse kommt, an das Gefecht zu appellieren, obwohl sie ihn erwägt; treu bleiben will sie der Idee, strategisch zu drohen, zu manövrieren, wie das Verbleiben hinter der Saale klar beweist, doch fühlt sie schon, es werde vergebens sein. Bald wird sie in der That gewaltsam aus ihrer Rolle der Abstinenz in taktischen Dingen gedrängt, da ihr der Gegner auf den Leib rückt und sie in dem kriegsconventionellen Repertoire des XVIII. Jahrhunderts kein weiteres Mittel sieht, um diesem zu entgehen.

Doch bis es dazu kam, müssen wir betrachten, wieso es kam. Leider liegt es in der Natur der Dinge, dass wir uns bei Betrachtungen der vorliegenden Art öfters wiederholen müssen: das Wichtige muss auch in der Menge an Druckerschwärze, die darauf verwendet wird, es darzustellen, klar ersichtlich sein. In Napoleons Correspondenz ist zu lesen, dass er darauf baut, die strategischen Manöver seiner Gegner würden ohne Wirkung sein, indem er entschlossen ist, sie herauszufordern, den taktischen Punkt auf das strategische I zu setzen, mithin in der That zu kämpfen; der Drohung füge er sich nicht. Klar ist, sehr klar, dass er dies nur dann thun konnte, wenn er seiner Überlegenheit im Kampfe sicher zu sein glaubte. Auch im XVIII. Jahrhundert wich man vor Friedrich nicht, bloß weil er strategisch manövrierte, sondern weil man befürchtete, in der taktischen Action den Kürzern zu ziehen, die am Ende von Friedrichs strategischem Thun drohend erschien; es ist nicht Unverstand, wie man so oft behaupten hört — nicht Formalismus, nicht blindes Fügen in die Scheingesetze kriegsconventionellen Thuns, wenn österreichische Feldherren im siebenjährigen Krieg durch ein strategisches Manöver Friedrichs sich schon besiegt erachteten; alle gingen sie eben dem unvermeidlichen taktischen Echec aus dem Wege, den das Manöver der gegnerischen Strategie drohend vor-

bereitet hatte und ihre Positionstaktik bestätigt dies sehr klar. Indem sie glaubten, Friedrich werde schlagen, fügten sie sich dem Gesetz, das er ihnen durch das ökonomischere Mittel der Drohung gab.*) Wir sagen hier ohne Selbstüberhebung: Das ist kriegerische Betrachtung, wie sie gemacht sein soll. Erklären muss man, nachdem man erwog und wieder erwog, ob denn nicht so manches, was scheinbar unerklärlich ist, doch noch erklärt werden kann. Hier, 1806, sehen wir, wie Napoleon vorwiegend aus dem Grunde, weil er seiner taktischen Stärke sicher zu sein glaubt, die Drohung des Gegners verachtet und zum Kampfe eilt. Er kann dies eben vernünftigerweise thun, weil er der Stärkere ist. Er treibt nicht Strategie. Er hält sich an die Taktik hier. Und transportiert nur seine Mittel.

Sogleich zeigt uns diese Betrachtung die Nichtigkeit des Vorwurfes, Napoleon habe den „geographischen" Punkt Berlin und nicht das feindliche Hauptquartier zum Ziele seiner Operationen gemacht, ein Vorwurf, der bisher mit mehr gutem Willen als Geschick widerlegt worden ist. Es kann wohl kaum mehr Initiative im Kriege geben, als den an den Tag gelegten und zur That gemachten Willen, das politische Ziel des Krieges, die Eroberung der feindlichen Hauptstadt, sogleich und unbekümmert anzustreben. Nichts besseres, so scheint es, kann man thun; man muss hiezu jedoch befähigt sein

durch die geographische Unmöglichkeit für den Gegner, uns Gleiches mit Gleichem zu vergelten; man muss unempfindlich bleiben können, wenn der Gegner gleichfalls strategisch droht, kurz der Stratege muss sich bewusst sein dessen, dass die Drohung, die er gebraucht, vom Gegner nicht erwidert werden kann, und, würde sie erwidert, nur eine solche Drohung ist, die keine Stärke hat. Drohung! Wir sagten doch soeben, Napoleon verzichte auf dieselbe, da er der Stärkere sei. Sogleich soll der Gedanke weiter entwickelt werden. Vorher noch eins. Ersichtlich ist, dass es nicht dasselbe sein kann, ob von Thüringen aus

*) Wie dies die Verhandlungen Dauns mit Soltikow nach der Schlacht von Kunersdorf bis zur Evidenz beweisen, deren negatives Resultat der französische Militärbevollmächtigte bei Österreich mit den einfachen Worten erklärt: . . *le roi de Prusse est, en vérité, trop redouté.* Oncken, Zeitalter Friedrichs des Großen, II, 279.



einer der Gegner auf Berlin und der andere auf Paris demonstriert. Hier fließt das moralische Gefühl der Überlegenheit oder der Schwäche zum Theile aus einer simplen Berechnung in Zeit und Raum; Siegessicherheit und Nervosität kommt auf beiden Seiten aus der Erwägung oftmals ganz materieller Factoren, wie Entfernung, Kraft und Zeit;

durch die Bereitwilligkeit, die taktische Action zu wagen, welche Bereitwilligkeit aus dem Bewusstsein eigener Stärke kommt. Gefasst muss man sein und bereit, das Abmessen der Kräfte zu beginnen, sobald der Gegner, was wahrscheinlich ist, herbeieilt, um das bedrohte Object zu schützen. In diesem Sinne aufgefasst, kann das Vorgehen auf die Hauptstadt des Gegners, die Drohung, nichts anderes sein als der Befehl, der Zwang für jenen, zur Schlacht herbeizueilen. Es ist hier die Drohung nichts als ein indirectes Suchen, welches den Feind, er wolle oder nicht, zum Abmessen der Kräfte treibt; diese Drohung ist, wie wir sehen, ein **Mittel**, die taktische Action herbeizuführen, während die Drohung, wie sie Preußen übte, jene zu **vermeiden** strebte. Um ganz genau zu sein, muss man wieder sagen, dass dies hier und jetzt der Fall so war. Denn was dann, wenn der Gegner seine Hauptstadt opferte? Dann verflacht sich diese Art, den Feind zu suchen, zu wesenloser Demonstration, wie sie vor Jena und nach Jena vorgekommen ist. Doch hier und jetzt folgte der Gegner der Aufforderung zum Kampfe, die ihm Napoleon gab. Wohl kam er ihm nicht entgegen, doch blieb er vorläufig stehen. Sucht in dieser Weise der Stärkere seinen Gegner, so vermeidet er dabei mögliche Irrthümer im directen Suchen desselben; er räumt alle Schwierigkeiten hinweg, die namentlich in einem großen Heere, sobald es hin und wider sich bewegt, indem es sucht, aufzutreten pflegen. Die eigene Kriegshandlung wird klarer, ruhiger, präciser, je mehr sie zugleich den Gegner zwingt, unfreiwillig, gezwungen, mit allen materiellen und moralischen Hindernissen einer Zwangslage zur Schlacht sich einzustellen. Es kann dies alles sein. Wann und wo es ist, stellt sich heraus, dass der, der solches versucht, sicher sein muss, im voraussichtlichen Abmessen der Kräfte im Vortheile zu bleiben.

Jedoch es muss nicht so sein, denn es war nicht immer so. Ein sehr gefürchteter Feldherr kann diese Form gebrauchen, auch ohne Absicht zur taktischen Action, wenn er des Glaubens in seinem Gegner, er sei zu schwach, sich mit ihm zu messen, völlig sicher ist; wenn er darauf rechnen kann, der Gegner werde im Rahmen der eben herrschenden Anschauung vom Kriege die Hauptstadt dem Verluste einer Feldschlacht unbedenklich opfern, sich aber doch dabei dem politischen Zwecke fügen. Diese Form ist naturgemäß sehr selten, eine Ausnahmsform, und wir führen sie nur an, weil sie möglich ist, vorkam, und vielleicht wiederkehren wird. In der Regel jedoch muss der, welcher auf die feindliche Hauptstadt operiert, der Waffenentscheidung gewärtig und zu derselben gewillt sein.

Noch ein Begriff ist klarzustellen. Wenn man sagt, Berlin sei ein geographischer Punkt gewesen — und man sagt dies im vollen Ernste, heute, und namhafte Kriegsschriftsteller sagen es; man erlasse uns die Stellen anzuziehen, die jeder, der das Quellenmaterial zum Kriege von 1806 gelesen, unschwer finden wird — so liegt darin ein gut Stück militärischer Scholastik, die verwirren kann. Die Hauptstadt Preußens war dazumal vor allem ein politischer Punkt ersten Ranges und ihr Fall musste von höchstem Einfluss auf das politische Endziel des Krieges, ihre Bedrohung somit in rückwirkender Weise von schwerstem Gewicht auf das kriegerische Thun auf beiden Seiten sein: man denke nur daran, dass Napoleon Russland im Anmarsch glaubte. Die Hauptstadt eines Reiches in der militärischen Zunftsprache als geographischen Punkt zu bezeichnen, geht nicht immer an und umso weniger darf dies — soll das Urtheil nicht ein schiefes sein — geschehen, je bedeutender die Rolle ist, welche die Hauptstadt im Staate spielt. Klar ist, dass man beispielsweise Wien und Paris nicht beide gleicherweise als geographische Punkte für die Kriegführung bezeichnen kann. Dieses, wahrhaft der Nabel der Nation, ist gegen den Krieg unendlich empfindlich; ein Kampf an diesem Mittelpunkt bestimmt die Geschicke des ganzen Reiches; seine Bedrohung allein hat ein paarmal die allerheftigsten Er-

schütterungen politischer Natur hervorgerufen und damit die Ziele des Krieges um ein bedeutendes verrückt. Jenes ist nichts — in den napoleonischen Kriegen — gewesen, als die Residenz des Souveräns, die er zum Kriege ohnehin vielfach verließ. So blieb der Krieg, den der Gegner nach Wien getragen, von weit geringerem Einfluss auf die Politik des Kaiserstaates, als jene Wirkung, die durch die Bedrohung oder gar Besetzung von Paris auf die französische Politik entstand. Nicht lediglich mit der Thatsache allein, dass Paris das Centrum der Staatsmaschinerie, der Gravitationspunkt aller Interessen, kurz das Object von Nützlichkeits-Erwägungen war, sondern mit dem Unterschied des Volkscharakters auch, der dort als Schmach empfindet, was hier als bittere Nothwendigkeit und resigniert empfunden wird, und dem Unterschied von dessen Äußerung, hängt alles dies zusammen. Man sieht, es besteht ein ganz gewaltiger Unterschied zwischen den sogenannten geographischen Punkten strategischer Kategorie. Was nun Berlin betrifft, wie es im Jahre 1806 gewesen ist, so begnügen wir uns aus dem Quellenmaterial als Resultat hervorzuziehen, dass es insofern gegen den Krieg äußerst empfindlich war, als Friedrich Wilhelm III. sich — innerhalb gewisser Grenzen — eher im Kampfe zerschmettern lassen wollte, als dass er es einnehmen ließ. Die kühle Anschauung des Kaisers Franz über den Antheil, den die Residenz an der Politik des Staates zugestanden haben solle, die Anschauung, der Österreichs Monarch 1805 und 1809 so deutlich Ausdruck lieh, die hatte Preußens König nicht und konnte sie nicht haben. Um von allem andern abzusehen, genügt es darauf hinzuweisen, welche Tradition Preußen zu bewahren hatte, um es klar zu legen, warum es sich wohl vor den Thoren von Berlin besiegen, aber wegmanövrieren durchaus nicht lassen konnte. So schließt sich die Kette der Erwägung. Die preußische Strategie kann keine geographischen Punkte Napoleons bedrohen, was doch vornehmlich ihres Amtes ist und wozu sie geschickt erscheint; bedrohte nun Napoleon Berlin, gebrauchte er somit ein Leitmotiv des XVIII. Jahrhunderts in seiner Strategie, so fand die preußische kein Mittel mehr, solches anders zu parieren, als indem sie

früher und später zum Abmessen der Kräfte schritt; was eben Napoleon wünschte. Insoweit es nicht doctrinär klingt, gegenüber dem lebendigen, vielfältigen Thun im Kriege aller Zeiten die Bedrohung geographischer Punkte zu dem „System“ des XVIII. Jahrhunderts zu rechnen, so sagen wir hier ohne Zögern: Napoleon wandte ein Motiv der alten Zeit aus guten Gründen an. Die Bedrohung Berlins ist ihm nur Mittel zum Zweck; er erspart sich das Suchen des Gegners und diesem fällt das Vorbereiten der taktischen Action unter dem Banne der Bedrohung seiner Capitale schwer. Man hat sich bemüht, zu beweisen, Napoleon habe an Berlin gar nicht gedacht, da es ein geographischer Punkt gewesen sei. Genug. Der Mann hat es wahrlich verstanden, nichts, was zweckmäßig war, zu verschmähen, und habe es aus noch so grauer Vorzeit, und aus einem noch so überlebten Systeme hergestammt.

Nachdem wir nun die Richtung des Angriffes betrachtet, und erkannt, dieselbe sei — doch im gewissen Sinne nur — eine seltsame Mischung gewesen aus einem strategischen Gedanken der alten Zeit, der zum taktischen Thun der neuen Zeit zu führen hatte; und entwickelten: die Abwehr und der Ort, den Preußen sich dazu ersah, sei gegen das alte Kriegssystem, das ja Drohen verlangte, gewesen, und geschehen sei sie unter Mängeln in den Mitteln, die historisch waren, sowie durch die im Augenblick des beginnenden Kampfes zutage tretenden Bedenken der Armeeleitung, die unter ihren Füßen den kriegsconventionellen Boden, auf dem sie schon nicht ganz mehr sicher stand, verlor: wollen wir die Art, in der altes und neues System aufeinandertrafen, vorurtheilslos besehen.

Aber vorher sei nochmals sehr darauf verwiesen, dass man im Beginne der zweiten Octoberwoche die äußeren, sichtbaren Zeichen der Überlegenheit des neuen Systems keineswegs verspürt. Denn die Kräfte sind nicht auffallend verschieden und die Stellungen an sich lassen nicht voraus erkennen, wohin sich die Wage der Entscheidung senken müssen wird.

Wir sehen, dass Napoleon zum Angriff getrennt marschiert, um vereint zu schlagen; nicht mit Armeen, natürlich, jedoch mit Corps in Heeressäulen. Ist dem nicht so? Wir kennen heute höheres,

weil vollendeteres; doch hier ist das Original, der Embryo.*) Besonders in den ersten Stadien des Angriffsmarsches liegt am Tage, dass Napoleon seine getrennten Heerestheile nicht in jener Zeit — wir treiben hier rein militärische Betrachtung, um sie dann zu widerlegen — bestimmt vereinen kann, die mehr als hinreicht, dass ein Theil von ihnen angegriffen, besiegt, zurückgeworfen werden kann. Es scheint, als ob dies immer und ewig — rein militärisch angesehen — möglich sein muss, wenn man die Kräfte trennt. Es ist nichts als Selbstberuhigung um jeden Preis, wenn man sagt, Napoleon konnte seine Corps in 24 oder 48 Stunden längstens auf jedem Punkt des Echiquiers vereinen; denn diese Zeit ist sehr hinreichend — rein militärisch angesehen — damit ein Theil der Corps zu einem verderblichen Kampf gezwungen werden kann. Es lag aber der Modus, getrennt zu marschieren, um vereint zu schlagen, in Napoleons System; somit muss er wohlbedacht gewesen sein. Rechnete der Kaiser mit dem Glück allein, das ihn bewahren werde, einzeln attakiert zu werden? Das ist seine Art, wie männiglich bekannt, wohl nicht gewesen. Glaubte er daran, der Gegner werde deswegen, weil er getrennt marschierte, um vereint zu schlagen, wovon man auf deutscher Seite bislang nur wenig Kenntnis hatte — man hatte sie, doch war sie kein vorherrschendes, kein Leitmotiv, sie war im Repertoire der Strategie vorhanden, doch regierte sie nicht**) — gleichsam aus Aberglauben vor der Macht der neuen Form auf die Gelegenheit verzichten, ihm,

*) Wir sind darauf gefasst, dass man uns erstaunt erwidern wird, ob uns denn nicht bekannt sei, dass Napoleon hier auf „einer Linie operiere", mithin vom getrennt marschieren keine Rede sei. Nun denn, nicht darin, ob man seine Heereseinheiten Corps oder Armeen nennt, sie zwei oder zwanzig Meilen zum Vormarsch auseinanderzieht, liegt das Kriterium jener Strategie, sondern in der Möglichkeit einzeln angefallen zu werden, während man marschiert. Dass diese Möglichkeit hier vorhanden war, gesteht Napoleon auf jeder Seite der Correspondenz unumwunden ein. Man denke an Blüchers Vormarsch nach Paris im Februar 1814, man denke an den Tag von Ligny, man denke an Mortara, und gestehe sich, dass kein essentieller Unterschied ist in der Gefahr für getrennte Corps oder getrennte Armeen, angefallen zu werden, kein essentieller Unterschied ob zwei oder mehr Meilen sie trennen; die Erscheinung ist dieselbe, die Dimensionen wechseln nur.

**) Die strategische Idee, getrennt zu marschieren, um vereint zu schlagen und ihre Anwendung im Kriege hat auch das XVIII. Jahrhundert gekannt. Wenn man Friedrichs des Großen Einmarsch nach Böhmen 1757 studiert, so erkennt ein vorurtheilsloser Geist, dass sein Verfahren das fleischgewordene Bestreben, getrennt zu marschieren, um vereint zu schlagen, war. Man studiere die Feldzüge Eugens und Marlboroughs und man wird ein paarmal diese Strategie unzweideutig zu Tage treten sehen.

Warum nun ward sie nicht ein Leitmotiv des XVIII. Jahrhunderts? Kein Zweifel ist, dass Friedrich das kriegerische Denken jener Zeit bestimmt hat; verfolgen wir somit

wo es irgend möglich war, Abbruch anzuthun? Jeder seiner Briefe an die Marschälle beweist das Gegentheil, denn stets fasst er die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, im einzelnen angegriffen zu werden, vorurtheilslos in's Auge. Nun denn, worin ruht die Stärke der neuen strategischen Praktik?

Napoleon besitzt und glaubt zu besitzen:

Die Überlegenheit an Zahl;

Die Überlegenheit an Schnelligkeit in der Bewegung seiner Heereskörper, folglich besitzt er und glaubt zu besitzen als Verbündeten die Zeit;

Die Überlegenheit im Befehlsgebungs- und Vermittlungsapparat, die erst die größere Schnelligkeit der Mittel wirksam und lebendig machen kann;

Die Überlegenheit der einzelnen Heereseinheiten für den Kampf durch

ihre Stärke und Zusammensetzung,

ihre Taktik, ihr Thun im Gefecht,

ihren kriegerischen Geist.

Nachdem wir aus dem concreten kriegsgeschichtlichen Detail — jedermann möge sich überzeugen, dass es vorhanden ist — diese zerstreuten Daten als die uns wichtig scheinenden hervorgeholt, und in dies Schema, das man uns wohl verzeihen wird, zusammengefügt; sagen wir geradezu: Getrennt marschierte, um vereint zu schlagen Napoleon, weil er aller dieser Überlegenheiten sicher war. Hätte er diese

---

sein Thun. Getrennt marschierte er nach Böhmen und schlug vereint (oder doch nahezu) bei Prag; so konnte er verfahren, weil er dazumal der stärkere war, sowohl an Zahl als an Beschaffenheit der Mittel, und der politische Zweck rasche Erfolge verlangte. Allein auf Prag folgte gar bald Kolin, und schneller als er gekommen, verließ Friedrich die Staaten der Kaiserin. Nachmals war er beständig schwächer als seine Gegner und die Strategie der Manöver ward ihm zum System, indem er, bittrer Reue voll, oftmals des Feldzugs von Prag gedachte.

Die Methode des Siegers nimmt die Mitwelt an. So nahm sie Friedrichs Strategie der Manöver als ihr Leitmotiv, ohne zu bedenken, dass er so handeln musste, da er beständig schwächer war; sein Thun 1757 bis Prag sah sie als ein abschreckendes Beispiel an und ferne lag es ihr, ein Leitmotiv daraus zu machen. Der Gedanke blieb latent, nirgends erhob man ihn jedoch wirklich zum System.

Was aber sagt Friedrich selbst über die Idee, getrennt zu marschieren, um vereint zu schlagen? . . . *rien n'était, plus important que de cacher ce projet, il ne pouvoit réussir qu'en en dérobant la connoissance et le soupçon même aux ennemis et à la cour de Saxe, qui trahissoit les Prussiens, et à l'armée, pour que l'imprudence ne le divulguât pas . .!*

Und nun denke man an die Gegenwart!

Sie zu verstehen bedarf man der Kenntnis der Vergangenheit.

So lese man die Kriegsgeschichte; allein vorurtheilslos lese man sie.

nicht gehabt, so steht dahin, ob er die moderne Strategie geübt, denn er hat sie nicht geübt, solange er nicht, wie hier, der absolut Stärkere war. Diese Überlegenheiten waren dazumal, 1806, die erste Vorbedingung für die neue Strategie, und wären jene nicht dagewesen, so hätte sich Napoleon dieser nicht bedient.

Jawohl, wir glauben, dass dem so war. Die früher schon von uns bemerkte Immunität der Heereseinheiten — wir zeigten, doch ist es ja genügend bekannt, worin dieselbe lag —; die Überlegenheit an Zahl; die schnellere und sicherere Bewegung: waren für Napoleon die Basis, auf welche erst er die neue Strategie zu stellen vermochte. An sich bedeutete sie nichts und konnte nichts bedeuten. Erst darin, dass diese Strategie so gar nichts war, als ein Mittel, die Kräfte zum Abmessen zu führen, weil sie der taktischen Überlegenheit ihrer Mittel sicher war, lag ihre eigenthümliche Kraft. Nur dann konnte sie bestehen, wenn sie von der taktischen Überlegenheit der Truppen gekrönt ward. So sehen wir, wie dieser Krieg, in welchem die Strategie so räumlich ausgedehnt und breit zu handeln scheint, kein eigentlich strategischer Krieg ist, in welchem dieselbe als Zweck dominiert; sondern vor allem ein taktischer Krieg, der vor allem zum Abmessen der Kräfte zu gelangen sucht, weil er der Stärkere ist.

Dieser Tendenz bleibt der Kaiser der Franzosen unentwegt beständig treu. Wir sehen, wie er ein Compromiss zwischen der strategischen Richtung Berlin und dem Wunsche zu schlagen schließt, indem er während des Vorschreitens beiläufig seinen Gegner sucht, ohne sich jedoch von der allgemeinen Richtung ziehen zu lassen. Als er den Gegner bei Gera zu erblicken glaubt, also auf seiner Anmarschlinie, zeigt uns die plötzliche Bewegung seiner Heereseinheiten nichts anderes, als den Wunsch, hier, auf dem Wege nach Berlin, den Gegner taktisch abzuthun. Als er mit Sicherheit erfährt, der Gegner stehe einen Marsch von ihm jenseits der Saale, wendet er sich zu ihm, um ihn zu erdrücken. Wenn er „strategisch“ in diesem Kriege verfuhr, zog er es da nicht vor, den Gegner völlig zu umgehen, wie es ja unbewusst schon halb geschehen war? Er führte taktisch Krieg,

er suchte nichts als die Schlacht, er nimmt offenbare Mängel, die die neue Strategie ihm bot, als er sich versammeln wollte, ruhig in den Kauf, weil er weiß, er werde im Abmessen der Kräfte der Stärkere sein.

Wenn nun um jeden Preis strategische Raisonnements für diesen Krieg gepflogen werden müssen, so sei erwähnt, dass größere Stärke, schnellere Bewegung, einheitlicheres Thun, als es beim Gegner war und nicht Terrainlehre und Geometrie Stoff zur Betrachtung bieten. Doch halt! Bei der Terrainlehre müssen wir ein Weniges verweilen. Die Saaleübergänge, die der preußischen Armee nicht passierbar schienen, als der Gegner im Flankenmarsche vor dem Flusse war, auf die geht der Kaiser der Franzosen frontal und einzeln vor. Er that mehr in Überwindung der localen Schwierigkeit als sein deutscher Gegner über sich gewann. Dies ist ein alter, wohlbekannter Scherz, der sich im Kriege öfters wiederholt. Die kriegsconventionelle Übereinkunft irgend einer Zeit decretiert, diese und jene und eine solche Örtlichkeit müsse der Krieg vermeiden, und thue er es nicht, so litte er. Wer es wagt, Hindernisse des Terrains, die allgemein als unpraktikabel angesehen sind, zu betreten und zu durchziehen, zerreißt die kriegsconventionelle Form und diese That, die nichts zu sein scheint als Energie und guter Wille, kann entscheidende Folgen nach sich ziehen, wenn sich der Gegner nicht zu ihr erhebt. Jedoch, das Ding ist nicht so crass, wie es hier der Deutlichkeit wegen leider dargestellt werden muss; freiwillig und aus Unverstand fügt sich niemand der kriegsconventionellen Form; man glaubt nicht nur zu derselben gezwungen zu sein, sondern es sind Umstände vorhanden, die mit hohem Ernste auf die Nothwendigkeit weisen, in derselben wie bisher weiterzuthun; wer sie überschreiten will, wird vorher — in der Regel — die Umstände, die zu derselben führen, heben müssen, wenn möglich unbemerkt. Dieses Hinausgehen über das, was als allgemein möglich und ausführbar im Kriege gilt, ist nicht stets, oder vielmehr fast niemals eine Improvisation, wie Hannibals und Napoleons Alpenübergänge in gewissem Sinne waren. Wenn, wie hier, kriegerischer Widerstand auf dem schwierigen Terrain erwartet werden muss oder zumindest erwartet werden

kann, so ist vorurtheilsloseres Thun in Hinsicht des Terrains wohl nur dann vernünftigerweise zu wagen, wenn man sicher zu sein glaubt der erheblichen eigenen Überlegenheit der Truppen im Gefechte um die Örtlichkeit. Nie fast war dies mehr der Fall, als eben jetzt bei Napoleon; wir kennen ja die Kriegspraktik der deutschen Infanterie, die ebene, gerade Flächen suchte, um zu kämpfen und schwieriges Terrain vermied. Man wird mit Recht ungläubig fragen: Hat denn Napoleon all diese Details gekannt? Wie muss sein Denkvermögen beschaffen gewesen sein, wenn er, wie man hier glauben machen will, alle Details sorgsam erwog? Wir wollen hier mit der Erwägung noch vorläufig genügsam sein, da in den Schlusssätzen davon geredet werden wird, und besser als es jetzt und hier geschehen könnte. Wir wissen wohl, dass der napoleonische Krieg sich über die Hindernisse und Schwierigkeiten des Terrains weit mehr hinwegzusetzen pflegte, als der alte, sparsame, wohlalignierte Krieg. Die Truppen des Empire kämpften in jedem Terrain; das hat Napoleon gewusst, er kannte und würdigte den allgemeinen Zug, der sich aus dem Verachten von Terrainschwierigkeiten ergab. Dies setzt jedoch stets voraus, dass der Feldherr die nöthige Vorsicht von Fall zu Fall angewendet haben müsse, indem er wohl erwog und sich immer frug, ob denn seine Truppen für alles und jedes geschickt und befähigt, ob denn die Schwierigkeiten nicht allzu große seien. Dem kann in einem großen Kriege nicht so sein. Der Feldherr, den Geist seiner Überlegenheit wohl würdigend, erwartet und muss von seinen Unterführern erwarten, sie handelten im Sinne dieser Überlegenheit; er kann sich mit den Einzelheiten nicht befassen, sondern verlässt sich darauf, die Wirksamkeit seines Systemes als solchen werde auch im Detail wirksam sein. In der That, es ist so. Welcher höhere Truppenführer, der ein Gefecht erlebte, hat nicht die Wahrnehmung gemacht, dass er erst **nach** glücklichem Erfolge so vieles und manches erfuhr, das zum Erfolge beigetragen hatte, weil es im angenommenen Systeme lag, und in dessen Sinne wirkte; so vieles und manches, was er selber im Augenblicke des Kampfes nicht voll und ganz und kühl durch-

dacht? Welcher Truppenführer hat es im Kriege nicht erlebt, dass ihm im nachhinein gemeldet ward, der oder jener seiner Untergebenen habe mehr gethan, als er erwartet hatte, und welcher Officier, der im Gefechte stand, kennt nicht das eigenthümliche Gefühl, da oder dort sei etwas zweckmäßig geschehen, und glücklich abgelaufen, das er nicht vorausgesehen, ja vielleicht gar nicht veranlasst hätte, wäre ihm die Lage der Dinge vorher bekannt gewesen? Das System, in welchem ein Führer zu kämpfen genöthigt ist, bringt ihm Tag für Tag seltsame Überraschungen, die oftmals seiner Initiative sich gänzlich entziehen, an denen er keinen Antheil hatte, da er sie nicht vorhersah und befahl, weil er einfach nicht alles zu wissen und zu thun vermochte; Überraschungen, sagen wir, denn es gibt auch solche unangenehmer Natur, die sich beim Schwächeren einzustellen pflegen, und die, von ihm nicht vorhergesehen, weil er nicht alles wissen konnte, erst nach und nach den Gedanken in ihm wecken, das System als solches tauge nichts, und keineswegs die Personen; diesen Eindruck empfängt ein Feldherr oft; und viele Feldherren vermögen sich ihm nicht zu entziehen, auch vor der Untersuchungscommission, wo sie Lob auf die Personen und Schweigen, Nichterklären auf die Vorgänge häufen. Indess ist die Kriegsgeschichte da, um die Personen im nachhinein äußerst scharf zu packen, die der besiegte Feldherr — und der hätte wohl den meisten Anlass hiezu — nicht über sich gewann zu packen, wenn er ein Ritter und mit sich aufrichtig war. Indess, das sind die Schattenseiten, und hier haben wir Licht. Das Hinausgehen über das Erwartete ist — wie es hier geschah — oft ein Ausfluss besonders kriegerischen Geistes, der sich in gutem Willen manifestiert. Historisch fest steht, dass fast alle Führer der napoleonischen Armee zu jener Zeit — 1806 — vom besten Willen beseelt gewesen sind, das Unmögliche zu versuchen. So konnte ihnen der Feldherr und Monarch manche Nuss zu knacken geben, deren Festigkeit er selber gar nicht kannte; zu knacken war sie durch größere, noch größere Intensität in Anwendung des eben herrschenden Systems und nicht durch Felherrnkunst; jene hing vom guten Willen ab. Dieser war vohanden und manches gelang, was ein anderesmal gar nicht versucht wurde.

So sehr man sich bemüht, in der eigentlichen Sphäre der positiven Strategie, den Räumen, Zeiten, Zahlen zu verbleiben. stets drängt es uns von dem rein materiellen weg in jene Region, wo, wie wir glauben, das Wesentliche der Entscheidungen des Krieges liegt. Man werfe einen Blick auf die Karte und sei offen mit sich: Erkennen wir am Abende des 13. October mit aller Sicherheit, Napoleon werde siegen, und zwar doppelt siegen? Durchdrungen sind wir davon, es kann nicht sein. Aber wenn wir das Leben und die Natur der beiden Heere und ihre Vorgeschichte kennen, und die kennen wir, dann wohl begreifen wir, woher der Ausgang kam. Um uns nicht zu wiederholen, bitten wir, man möge sich aus dem Abriss der Operationen das Bild der Lage holen, wie es eben war. Nicht in der strategischen Lage, denn die war am Abende vor der Entscheidung an sich für Napoleon sehr prekär, liegt der Geist des Krieges von 1806, trotz allem, was man darüber schrieb und noch darüber schreibt. Er gipfelt von Napoleons Seite ganz einfach in dem Wunsche zu kämpfen, die Kräfte abzumessen, und die Strategie, welche jene Kräfte in der Nacht des 13. heranführt, konnte nur bestehen, weil seine Mittel eben stärkere waren. Nicht die Thatsache, dass er umging, dass er getrennt heranmarschierte, schien ihm Aussicht auf Erfolg, sondern die kindlich rohe Absicht seiner Mittel, in der That zu kämpfen, ihre ausgezeichnete Befähigung hiezu und die relative Sicherheit, mit der er solche Mittel strategisch exponieren konnte.

Denn die Wissenschaft hat in gewissem Sinne völlig recht, wenn sie Napoleons strategischen Anmarsch zu den Schlachten tadelt. Die Wissenschaft erblickt sehr klar die Mängel jener Strategie, die in dem Wunsche gipfelt, getrennt zu marschieren, um vereint zu schlagen, sowie die Gefahren, die sie — wenn man sich an die Mechanik hält — im Gefolge haben kann. Napoleon selbst zeigt jedem, der ein offenes Auge hat, in seinen Briefen an die Marschälle, wie gut und wie ganz er die Mängel und Gefahren seiner Strategie durchschaut. Sehr deutlich steht ihm das Bewusstsein vor der Seele, dass Kriegsmittel, die man transportiert, und noch dazu relativ bequem transportiert, nicht augenblicklich schlagfertig sein können, besonders dann, wenn man sie rasch transportiert. Warum Raschheit und Bequemlichkeit, muss man

unerbittlich weiter fragen, wenn man die Wahrheit sehen will. Wo sind die Motive und wie heißen sie? Warum fehlen sie dem Gegner? Wir berühren hier den springenden Punkt. Vor allem: Sie fehlen nicht dem Gegner, und er kennt und handhabt sie; doch in geringerem Maße. Dies thut er, weil er in der kriegsconventionellen Form des XVIII. Jahrhunderts steckt. Der neue Krieg verstärkte nur die Raschheit der Action, und dies blieb dem Gegner in der Action füglich unbemerkt, nützte ihm die Erkenntnis hievon nicht, da er langsame Mittel hatte. Und nun Raschheit. Materielle Motive. Die eigene Armee ist ein fertiges Kriegswerkzeug, nichts, was ihr gleich an Wert ist, folgt ihr auf dem Fuße; sie kann durch Warten in der Inaction sicherlich nicht besser werden. Der Gegner zieht noch immer tropfenweise Verstärkungen an sich; er ist nicht völlig versammelt, oder zum mindesten, es ist möglich, dass er es nicht sei. Wem kommt die Zeit zugute, die verloren wird, als jenem, der noch verbesserungsbedürftig ist? Diese Zeit darf man ihm nicht lassen. In dem inneren Unterschied der beiden Kriegswerkzeuge, der im Principe Napoleon bekannt genug gewesen ist, liegt die deutliche Aufforderung für ihn, schnell zur Schlacht zu eilen. Jedoch im rein Materiellen — welches schon oft und viel erschöpfender als es hier geschehen kann, — gewürdigt worden ist, liegt der Antrieb zur Schnelligkeit nicht allein. Vor allem sprechen wir unumwunden aus, dass ein gewaltiges moralisches Motiv ihn zu derselben trieb. Es ist der Wunsch zu überraschen; das Streben darnach, durch den Überfall dem Gegner die Zeit zu benehmen, deutlich zu sehen, zu erwägen, und sein eigenes Thun jetzt zu corrigieren oder, wenn dies auch nicht, für die Zukunft klare Lehren zu ziehen. Es kann kein Zweifel darüber sein, dass Napoleon vor allem deshalb so schnell zu kämpfen suchte, damit man die Art, wie er es that, nicht deutlich sehen könne. Dies will völlig ernst genommen sein. Wir sahen, wie die preußische Führung zusammenzuckte, welches Zucken auf die ganze Armee überging, als sie den raschen, rücksichtslosen Krieg zu ahnen begann, ohne jedoch zu erkennen, worin seine Stärke sei. Das ist Vorhand und Activität, die dem Gegner die Zeit zum Schauen benimmt, wovon noch immer ein weiter Weg zur Meditation und ein noch viel weiterer zur That ausgeht. Dann

waren Rücksichten mancherlei anderer Art für Napoleon maßgebend. Die Schnelligkeit war schon eine Tradition in der französischen Armee; noch mehr war sie es im französischen Volk. Die berechtigten Eigenthümlichkeiten der gallischen Stämme passten vortrefflich für die Schnelligkeit, während sie für das Abwarten weniger passten. Löhnung und Verpflegung erscheinen auch daneben; und im Hintergrunde steht der politische Gedanke, das Moment der Schnelligkeit, das in dem Heere stak, zum Zwecke des Krieges möglichst auszunützen; wie musste ein Feldzug von acht Tagen auf Europa wirken, das hat sich Napoleon sicherlich gesagt und deshalb beschloss er schnell zu sein. Bequemlichkeit ist nun nichts, als ein Mittel zur Schnelligkeit. Alle strategischen Werke der gegenwärtigen Zeit suchen nach der besten Art und Weise, wie man durch das Nebeneinanderbewegen der Kräfte Zeit gewinnen kann. Heute erst ist die sogenannte Logistik des vorigen Jahrhunderts eine Wissenschaft für sich, die der Armeetechnik geworden. Hier, 1806, sehen wir das praktische Original. Das Leitmotiv desjenigen, der seine Kräfte parallel instradiert, ist Zeitgewinn, und dass er sie parallel instradiert, also im Raume theilt, das Mittel nur dazu. Es ist dies die grundlegende Idee, doch nicht die einzige. In den Kriegen des I. Kaiserreichs scheint sie uns geradezu die vorherrschende gewesen zu sein. Der Grad der Bequemlichkeit, in der man sich bewegen kann, hängt, wie sattsam bekannt, von dem Straßennetze, der eigenen Kraft, der Entfernung vom Gegner, der innern Schnelligkeit der Heerestheile u. dgl. ab. Daher erscheinen Bequemlichkeit und Schnelligkeit keineswegs als Gegensätze, sondern sie hängen innig zusammen und greifen an allen Orten in einander über. Wer schnell marschieren will, muss bis zu einem gewissen Grade bequem marschieren. Wir sahen die Gründe, warum Napoleon so schnell zu marschieren gedachte; vorherrschend war die Thatsache, dass seine Armee bereits einmarschiert war; zu der Schnelligkeit mahnte der politische Zweck des Augenblickes; auf dieselbe wies die Natur des neuen Krieges, der rasch zu schlagen willens war, damit man nicht erkennen könne, wie er schlug. Allein, was ist Schnelligkeit im Kriege? Siegt man mit ihr? Ist sie ein Axiom des Krieges? Napoleon operierte nicht jeder-

zeit schnell; oft hat er gezögert und ist langsam verfahren. Werden wir in der Erwägung so einfach als nur immer möglich, und fragen wir: Wohin führt es, die eigenen Mittel besonders rasch an jene des Gegners zu bringen, wenn man nicht sicher ist der Überlegenheit im Abmessen der Mittel? Es scheint uns klar zu sein, dass Schnelligkeit im Angriffe vornehmlich dem ziemt, der feste Truppen hat, oder der imstande ist, sie ehebaldigst fest zu machen; gerade wenn sie nur um Nuancen stärker sind, so erhöht unter Umständen die Schnelligkeit ihre Stärke; während Schnelligkeit um jeden Preis, zu der man schwache Mittel zwingt, auflösend wirken kann. Doch genug der Theoreme. Schnelligkeit an sich, als Doctrin, ist nichts; sie ist nur ein Mittel für besondere Zwecke; eine Form, die mächtig wirken kann, doch die sorgsam gehandhabt werden muss, um nicht die eigenen Mittel zu zerstören. Hier, 1806, waren Napoleons Mittel stärker, sie vertrugen Schnelligkeit, wie aus Vergleichung der Marschleistungen jener Tage mit denen von 1870 deutlich zutage tritt; aber nicht nur die Schnelligkeit, auch die aus ihr fließende Bequemlichkeit in der Bewegung vertrugen sie jetzt, und konnten sie vertragen. Man sieht, es hängt hier alles in sich zusammen und nicht so sehr das Detaillieren als die Anschauung des Ganzen gibt das richtige Bild. In Napoleon überwiegt eben jetzt der Glaube, er und seine Mittel seien stark genug, um eine des politischen und kriegerischen Zweckes willen rasche Strategie zu vertragen, die wegen ihrer Schnelligkeit, rein militärisch angesehen, wunde Punkte weist. Es ist dies dieselbe Überlegung, die späterhin Moltke einmal gemacht und deren imposante Einfachheit die Wissenschaft auch heute noch nicht zu interpretieren versteht.*) Hier, 1806, erlaubt Napoleon seine ungeheure Überlegenheit — nicht an Zahl, sondern in der Natur der Mittel — eine Strategie, die bei gleichen Mitteln eine Reihe offenbarer Mängel hat, die zu Unerwünschtem führen können. Das muss die Wissenschaft bedenken und darnach urtheile sie. Sie muss sich zu der Anschauung erheben, dass die napoleonische Strategie ureigentlich aus der napoleonischen Taktik

*) Kanngießers Werk über den Krieg von 1866, um nur eines von den zahlreichen Beispielen ähnlicher Art zu citieren.

kam, welche auch die Basis für alles war, was Organisation, Heeres-Verpflegung und dgl. anbetraf; ja dass die napoleonische Strategie ohne napoleonische Truppen ein Unding und undenkbar ist. Das ist Zusammenhang von Taktik und Strategie im wahren Sinne des Wortes. Dies übersieht man viel und oft, ja man stellt die napoleonische Strategie oft geradezu als ein Muster hin, welches man als solches befolgen müsse; nur bei Überlegenheit der Mittel hat sie Napoleon befolgt, hatte er dieselbe nicht, so kehrte er, wie 1814, zu den ureigentlichen Grundsätzen des XVIII. Jahrhunderts, dem Manöver, der Drohung, zurück. Hierin gerade liegt seine Feldherrngröße. Doch davon ein andermal. Hier, 1806, in dem besonderen Falle, war die moderne Strategie gut, weil die Neuheit und Stärke der Mittel Hand in Hand mit ihr gingen; sie war gut, weil sie zum Erfolge führte und dieser vorhergesehen und vorausberechnet war. Immer wieder kehrt man zum Gemeinplatze zurück, die Wissenschaft möge vorurtheilslos beim besonderen Falle bleiben, ohne allgemeine, abstracte Vorstellungen über die Vorgänge des Krieges, und besonders einer Kriegsepoche, zum Urtheil mitzubringen; denn für den besonderen Fall taugen sie oftmals nicht, das heißt, sie können das Urtheil verwirren. Hier beispielsweise kommt die Doctrin zum Schluss, Napoleon habe strategisch schlecht verfahren, und fragt man sie, warum er siegte, so zuckt sie die Achseln oder beruft sich auf des Corsen Glück. Dass nichts falscher ist, glauben wir gezeigt zu haben. Es kann aber auch verderblich sein für den, der den Krieg der Vergangenheit studiert, um zu jenem der Zukunft gerüstet dazustehen. Bis zum äußersten, bis zur Plattheit, wenn es sein muss, gehe die Betrachtung und nichts lasse sie unerklärt. Sie hüte sich, das Glück, den Zufall, dort als Urgrund der Entscheidung anzuführen, wo ihr zu derselben der Schlüssel fehlt. Aus der einfachen Berechnung thue sie dies, dass man in Zukunft auf das Glück, den Zufall, nicht wird rechnen können.

Wir nahmen wahr, wie von den ersten Tagen der Versammlung der Armee die deutsche Führung, an der Hand der alten Strategie agierend, mit derselben in Widerspruch geräth. Wohl herrscht die Absicht, leitet der Gedanke, jedoch die Mittel

entsprechen nicht mehr. An diesem innern Widerspruch zwischen Wille und Vermögen — beides innerhalb der alten Form — leiden während der Operationen Führung sowohl als die Mittel. Wer sieht nicht ein, wie Operationen strategischer Natur, die befohlen sind, und an der inneren Unzulänglichkeit der Mittel scheitern, verderblich sein und bleiben müssen für die Kriegshandlung als solche, welche durch sie gestört, getäuscht und enttäuscht, als für die Mittel, welche durch sie ermüdet und vorzeitig zerstört werden? An der innern Schwäche der preußischen Mittel, das heißt, an ihrer Wertveränderung gegen ehedem, keineswegs an ihrem Wertunterschied gegen die neuen Mittel, scheitern strategische Operationen aus der alten Schule im Keime schon; sie scheitern, sobald man sie überhaupt versucht und bevor man mit dem Gegner zusammentraf. Dies ist von allererster Wichtigkeit. Schon lange vor dem Zusammentreffen mit der neuen Kriegsform des Gegners, also vor der zweiten Woche des October, klappert und knarrt die deutsche Heeresmaschine an allen Ecken und Enden, als sie, wie gleichsam nur zur Probe, in Gang gesetzt ward. Wir haben hier nicht die Verpflegungsschwierigkeiten, Mängel in Befehlsertheilung und Befehlsempfang, die Abgänge der Etats und dergleichen vorwiegend im Auge: denn diese Dinge weist man mit leichter Mühe in jedem Heere nach, und es kommt vor, dass man sehr viel davon in einem Heere findet, das bald darauf siegreich war. Das Versagen des Geistes, der den alten Krieg beherrscht, wollen wir betrachten. Sehen wir, wie alle Operationen aus der alten Schule, wie Demonstration, Bedrohen der Verbindungen, insgesammt im Beginne schon sich als nicht ausführbar erweisen, oder besser, nicht ausgeführt worden sind. Das Erkennen der Heeresleitung, der Geist des Krieges aus der alten Zeit, den man mit Absicht und im Bewusstsein seiner Stärke dem neuen Kriege des Gegners gegenüberstellt, versage im Beginne schon, ist von mehr Einfluss auf die Führung gewesen, als man gemeinhin glaubt. Alle Zögerungen, Schwankungen in Ertheilung des Befehles, alle Regungen nicht wohl angebrachter Selbstthätigkeit der Unterführer, und sohin das ganze strategische Thun floss aus der Rathlosigkeit her, in die man hinein gerieth, als man erkannte, die alte Form tauge nicht mehr.

Die unabweisbare Evidenz, der alte Krieg verfüge nicht mehr über die alten Mittel, führte zunächst zum Zweifel, was nun zu thun sei. Sogleich entsteht im ganzen Heer, im Arbeitscabinet des Feldherrn, der rathlos, im Biwak der Truppen, die muthlos werden, ein Widerstreit von heftigen Empfindungen. Hier steift ein Führer sich auf die alte Form, erklärt ihr augenblickliches Versagen bloß für accidentiell, proclamiert solches aus guten kriegspsychologischen Gründen, und glaubt wohl gar selbst daran. Dort will ein anderer mit derselben brechen, um spontan zur neuen Form überzugehen, nach welcher er im Drange der Ereignisse vergebens hascht, sie gar nicht erkennt, geschweige denn sie zur That zu machen vermöchte. Ein dritter, kühl und skeptisch, glaubt und anerkennt den himmelhohen Unterschied in den Wirkungen von zwei Kriegsformen nicht, da die Ursachen jener verschiedenen Wirksamkeit ihm nicht so vor den Augen stehen können, wie uns, die wir die Elemente dieses Unterschiedes nachmals gemächlich aufgesucht. Kurz, es entsteht ein vielfaches Auseinandergehen in Denken und Gefühl, das jetzt, 1806, in der preußischen Armee aus uns bekannten Gründen nicht zögern wird, zur That zu werden. Damit ist dem Zufall, dem Accidentiellen, dem Unvorhergesehenen Thür und Thor geöffnet. In der That, es kann keine Lage im Kriege geben, die reicher ist an Erschütterungen verhängnisvoller Art, als jene, *wo die kriegsconventionelle Anschauung in's Schwanken geräth.* Jeder thut so ziemlich das, was ihm das Beste scheint, zwar mit dem besten Willen, doch bei jedem ist das, was er thut, verschieden von dem, was die andern thun. Man versteht die preußische Armee. Hier stößt Überzeugung eines Führers, der klarer zu sehen vermeint, als seine Kameraden, auf Zweifel und Rathlosigkeit und mit sich reißt er jene fort, ohne sie jedoch bis zur That zu führen, die er als die richtige erkennt, da sie, sich ihrer Pflicht erinnernd, bebend vor der Verantwortlichkeit, wieder zurückgeblieben sind. Hier ist der Moment, wo man sagen kann, ein Kriegsheer thue das Schlechteste, so es thun kann, allein es zögere und überlege nicht. *Denn es ist nahezu unmöglich für sterbliche Menschen, unter dem Donnergrollen eines beginnenden Krieges mit der gewohnten Vergangenheit zu brechen,* und aus den

Wunden, die der Gegner rasch und unerbittlich schlägt, das was notthut, zu lernen. Man lernt im Kriege nicht, wenn es auch einzelne gethan; man lernt zur Noth, was man unterlassen soll, wenn man gewitzigt wird, allein was zu thun, wenn man bedroht oder gar schon geschlagen ist, das lernt man nicht im Handumdrehen, wenn es auch einzelne gethan. Je schneidender der Gegensatz von zwei Kriegsformen ist, von denen die eine soeben erkennt, sie stehe nicht mehr fest auf altem kriegsconventionellem Boden, um zu erschrecken, als sie sieht, sie stehe plötzlich außerhalb desselben, desto erschrecklicher ist die Reaction für den sich schwächer fühlenden Theil. Daraus kann man den deutschen Feldherren jener Tage keinen Vorwurf machen, dass sie nicht, als sie erkannten, die alte Form tauge nicht mehr, spontan zur neuen griffen; sie hätten jetzt, in der zweiten Octoberwoche, die Principien des napoleonischen Krieges improvisieren sollen. Darauf laufen — unbewusst muss man wohl glauben — im Grunde alle Kritiken über diesen Krieg hinaus, welche Kritiken ausgerüstet sind mit Lehren, Doctrinen und Regeln, welche jahrelange Gedankenarbeit aus der napoleonischen Epoche mühsam zog. Man thut dies und es ist nur zu oft geschehen. Wer solches verlangt, und wäre er der erfahrenste Soldat, beweist, dass er den Krieg und in letzter Linie die menschliche Natur nicht versteht. Mühe hat die Führung, die wohl vorbereitet und mit einer Fülle von Absichten und Gedanken auf den Kampfplatz tritt, sich nicht von ihrer Anschauung und von ihrem Thun abdrängen zu lassen und dies sogar, wenn sie andauernd glücklich ficht. Es ist fast niemals geschehen, dass die Führung, gezwungen, den ganzen Apparat an Wissen und an Wollen, den sie mitgebracht, als wertlos bei Seite zu legen, es verstanden hat, in so kurzer Zeit, als es hier nothwendig war, brauchbaren Ersatz zu schaffen.

Vage Phrasen! wird man sagen. Gut, erwägen wir. Was thut die deutsche Führung? Sie hat einen Angriff geplant und sieht sich genöthigt, von demselben abzustehen, da ihr zu ihm die Zeit, die Kraft und die Gelegenheit fehlt. Sie befiehlt Operationen in des Feindes Rücken und auf seine Flanke, von welchen sie glaubt, er werde empfindlich sein gegen sie, und der Feind kehrt sich an die Drohung ganz einfach nicht, während sie an

anderm Orte über den Versuch gar nicht hinaus gedeiht. Die Ursachen liegen hier wieder in Raum, Stärke, Zeit, zum Theile auch in der Indolenz von Führern, die echt preußisch war für die damalige Zeit; das heißt, die Intensität der Kriegshandlung war dazumal in Preußen nicht so hoch bemessen, wie im französischen Heer, was mit den inneren Verhältnissen des Heeres, Marsch, Lager, Verpflegung, innig zusammenhing. Jene Indolenz ist also nur rein militärisch zu verdammen, denn sie lag im Geiste der Zeit, die das Element der Ordnung auf dem Marsche um ein weniges höher ansetzte, als man dies heute thut; an alle dem scheitern die einleitenden Operationen mit der Absicht zu drohen. Stets ist der Feind nicht dort, wo man ihn vermuthet, und da taucht er auf, wo es der preußischen Führung — als sich Napoleons Vorgehen rechts der Saale ausgesprochen hatte — am widerwärtigsten sein muss. Die Ursache liegt darin, dass die deutsche Kriegsmethode nicht zu schauen, nicht strategisch aufzuklären verstand, was mit der Kriegspraktik des XVIII. Jahrhunderts im Zusammenhange war, wo sich die Armeen sozusagen Rendezvous gegeben hatten, um sich zur Schlacht zu finden. Die Führung schwankt unter dem Einflusse der verschiedensten Stimmen, die laut werden in der Gefahr, zwischen Angriff und Vertheidigung unentschieden hin und her. Sie wagt jenen nicht und will sich doch mit dieser nicht bescheiden. Die Ursachen liegen außer in dem Temperament der verschiedenen Führer und dem Ansehen, somit dem Einfluss, den mancher von ihnen genoss, in dem natürlichen Bestreben einer Armee, wie die Preußens dazumal, offensiv zu werden, und der Evidenz, dass dies nicht möglich sei. Auf die Offensive verwies sie die Tradition und in die Defensive bannte sie das Bewusstsein nicht stark genug zu sein, um die Tradition zu wahren, welches Bewusstsein über Nacht hereingebrochen war, um noch stets zu wachsen. Das Hin und Her zwischen der Absicht, die Saale zu passieren und dem Verzicht darauf ist sehr natürlich bei einem Heer, das mit seiner Kriegspraktik und durch sie mit seinen Hoffnungen plötzlich gleichsam im freien Raume schwebte, und zunächst der Zeit bedurfte, um kriegstheoretisch Boden zu gewinnen, worauf dann die That nicht lange ausbleiben sollte. Das zu erklären, dazu braucht man die Charaktere der Führer nicht an den Pranger zu stellen, denn jeder von ihnen vertrat ja

nichts als eine von den Ideen, die sich aus der Lage naturgemäß von selbst ergaben, bei dem einen aus der einen, bei dem andern aus einer andern Lage. Man lese die Correspondenz dieser schwergeschmähten Männer vor den Entscheidungstagen nach, da findet man, wie keiner von ihnen mit seiner Absicht an oberster Stelle kategorisch und bestimmt zurückgewiesen wurde, sondern wie jede geäußerte Meinung eine verwandte Fiber im Hirne des obersten Führers berührte, die aus Ansehung der Lage schon von selbst zu schwingen anfing. Alles, was seine Unterfeldherren bewegte, empfand der Herzog von Braunschweig gleichfalls instinctiv; er musste es empfinden, denn alles drängte sich in die Erwägung zusammen: Es geht nicht gut; was ist zu thun? Bleiben wir bei der alten Form? Entschließen wir uns zur neuen? Und wie sieht sie aus? In letzter Linie, drohen wir weiter, oder entschließen wir uns die Kräfte abzumessen? Gehen wir über die Saale und suchen wir die taktische Entscheidung, oder versuchen wir das Äußerste in Demonstration, das heißt Stehenbleiben in der Flanke des heranmarschierenden Gegners? Mit einem Wort, befehlen wir gewaltsam die Kriegspraktik des XIX. Jahrhunderts, stellen wir uns plump und mit deutscher Geradheit zur Schlacht, da doch die Lage von diesem Plane räth, oder bleiben wir weiterhin dem XVIII. Jahrhundert treu, um, schwächer, wie wir einmal sind, die Hauptschlacht noch immer zu vermeiden, oder wenigstens Orte (Saale-Barrière) zu gewinnen, die uns Schutz und Stärke geben?

Das war die Lage; erkennen wir sie an. Es ist unendlich schwer, dieselbe mit wenig Worten präcis und doch historisch treu zu geben, wie denn in der subalternen Thätigkeit den Krieg zu schreiben, gar vieles äußerst schwierig ist. In großen Zügen zeigt uns indess der Depeschenwechsel zwischen Braunschweig und Hohenlohe thatsächlich dieses Bild. Der Fürst, gemäß seinem Charakter, will zum Kampfe eilen; der greise Herzog, skeptisch wie er ist, schiebt und schiebt denselben immer auf. Nicht sagen wir, er wollte einem Gefechte oder auch der Hauptschlacht überhaupt aus dem Wege gehen. Aber schon in dem Hinausschieben der Entscheidung, wobei man materiell und moralisch nichts zu gewinnen vorhersehen konnte, in dem Wunsche, sie zu meiden, solang es

eben ging, scheint ein Charakteristikon des alten conventionellen Krieges zu liegen, der von Friedrich vornehmlich das gelernt hatte, was er selbst nur als Zuthat, als **Auskunftsmittel** ansah und wozu er sich nur aus Nothwendigkeit entschloss. Geflissentlich vermeiden wir, das Für und Wider zu erwägen, welcher der Plane mehr Aussicht auf Erreichung des Kriegszweckes bot. Uns lag daran zu zeigen, dass ein fundamentaler Gegensatz im preußischen Heere bestand zwischen zwei der hervorragendsten Führer. Der eine drängte zur Schlacht; der andere wollte sie, wenn auch nur vorläufig, meiden. Der eine war, als der Gegner nahte, und da er ihm von Haus aus näher stand, zum Abmessen der Kräfte willig und bereit, während der andere, den unmittelbaren Eindrücken des Krieges entrückt, kühl hin und her erwog, da er wahrlich genug zu erwägen hatte, und, man sage was man wolle, bei der Schlachtenabstinenz seiner Lehrjahre verblieb. Natürlich gedachte er nicht ohne Schlacht den Krieg zu Ende zu führen. Aber das Vorwiegen des strategischen Gedankens, das Warten auf eine Gelegenheit, die nicht erschien, geben, von allem Materiellen abgesehen, wahrhaft einen Typ des Krieges, der von dem Napoleons sehr verschieden ist. Beständig lag der Wille zu kämpfen mit der Frage, ob dies von Vortheil sei, in auffallendem Hader. Wir glauben gezeigt zu haben, dass der Meinungsgegensatz, den wir entstehen sahen, sehr erklärlich ist, ja geradezu als historisch nothwendig, als unvermeidlich angesehen werden muss. Die von verschiedenen Führern geäußerten Ansichten über das, was zu thun war, welche Ansichten zum Theile in Thaten überflossen, waren nichts als Glieder in dem gewaltsamen Ausgleichsprocess, der sich unter der Hast und dem Drange eines Krieges zu vollziehen begann zwischen dem Willen zur alten Form und der vom Gegner aufgezwungenen Nöthigung zur neuen. Die Personen sind nichts als die Opfer, die eine alte, abtretende Zeit der neuen bringen muss. Sie sind es voll und ganz; nicht gewissermaßen, wie hie und da schüchtern angedeutet wird. Daher das Zerrissene, Schwankende, Widerspruchsvolle, Accidentielle, welches in diesem Kriege deutscherseits an allen Orten wiederkehrt; der Mangel an Einheit der Ideen, durch

sie an Einheit in der Kriegsaction, gab dem Zufall Raum. So ist manches in einen logischen Zusammenhang scheinbar nicht zu bringen, was geschah; manches, bisher unerklärt, suchten wir zu erklären, wie den Wandel in Hohenlohes Anschauung über die Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit, welche ihm zukam. Dieser Wandel ist nothwendig gewesen, und dass er im Fürsten entstand, ist — innerhalb gewisser Grenzen — nicht desselben persönliche Schuld. Wo, wie hier, die Wirkungen einer neuen Kriegsform des Gegners, welcher neuen Kriegsform Symptome man nicht genug gewürdigt hatte, weil sie für jene Zeit nicht klar am Tage liegen konnten, so auffallend erscheinen, da ist es eine Nothwendigkeit, dass der Mensch rathlos werde. An den obersten Führer stürmen Fragen und Vorstellungen heran, und dieser, eingedenk des militärischen Gesetzes, jeder Entschluss müsse wohl erwogen sein, zögert mit demselben, während sich der Unterführer Thätigkeit, denen nichts bestimmt befohlen wird, in zusammenhangslose, oft widersprechende Acte löst. Wie in jeder Thätigkeit des Menschen, so bedarf ganz vornehmlich im Kriege das Urtheil und der Glaube des Erfolges. Bleibt derselbe, wie hier, beharrlich aus, so muss ein Schwanken in der Anschauung zutage treten, wenn nicht der Führer, sowie Rüchel that, gewaltsam bei der mitgebrachten Anschauung verbleibt. Dieses Schwanken in der Meinung, was zu thun sei, diese bewegliche Procession von Hoffnung und Verzagen, von bestimmter Absicht und Rathlosigkeit nehmen wir in der Regel auch beim Sieger wahr. Hier, wo Preußen unterlag, hilft sich die Weisheit der Epigonen mit der billigen Lehre hinweg: der oberste Führer hätte einfach einen Entschluss, und wenn auch einen schlechten, fassen sollen. Das Beste sei der Feind des Guten, wird uns als Richtschnur für unser Thun in einem solchen Falle, bündig hingeworfen. Wer als höherer Truppenführer im Kriege je einen Entschluss von Wichtigkeit zu fassen hatte, und mit sich selbst nachher aufrichtig ist, wird zugestehen, dass solche Anhaltspunkte in einer Krise nichts bedeuten, nicht das Allermindeste. Denn, wenn der Führer sich zu entscheiden hat, da kennt er das

Gute noch nicht; es kreuzen sich im Augenblicke der Krise im Geist des Truppenführers die verschiedensten Gedanken als Reste von Studien über den Krieg, vorausgesetzt, dass er solche überhaupt machte; kaum denkt er daran, obiger strategischer Weisheit zu folgen, so erinnert er sich des Satzes: jeder Entschluss müsse wohlerwogen sein, und niemals dürfe ein solcher übereilt geschehen. Er zögert, muss es, kann nichts anders thun; und von den Eindrücken, die die vorschreitende Handlung des Krieges in ihm erregt, hängt es ab, wozu er sich entschließt. Wer weiß nicht, mit welchem Gefühle ein Truppenführer dann, wenn er sich entschlossen hat, die Ausführung beginnt, mit welcher steten Sorge, ob es doch das Rechte war, ob er nicht etwa gefehlt; der Energie, die er entwickeln muss, beim einmal Beschlossenen zu bleiben, von welchem ihn wieder abzuziehen das wechselvolle Bild des Krieges nicht lange zögern wird? **Nachsicht** im Urtheil der Besiegten scheint erste Pflicht der Kriegshistorie zu sein. Denn mit der Abschreckungstheorie erreicht man, wir behaupten dies, nichts oder nicht viel. Auf das Erkennen wirkt man nicht durch Schärfe der Kritik: denn diese ist unendlich leicht, und deswegen ist sie so oft und oft discreditiert. In einem so gewaltigen Rigorosum der Seele, wie es der Krieg erregt, hängt der Wille zum Entschluss beständig vom Erkennen ab, was das Beste sei. Wer nicht hinreichend erkannt und begriffen hat, kann ja verurtheilt werden; aber sind wir davon erbaut, wenn wir hören, der und jener sei so beschränkt gewesen? Zeigen muss man, warum er nicht erkannte. Welchen Schluss zieht der, der Kriegsgeschichte liest, und welche Lehren aus dem Axiom, das man so häufig gibt: der Feldherr solle bei den Entschließungen, die er fasst, nichts zu Rathe ziehen, als die gesunde Vernunft? Unanfechtbar scheint dieser Satz zu sein und doch bedeutet er nichts, gar nichts, ist taub und hohl wie eine klingende Schelle und tönendes

Erz und ein Sacrileg am Ernste des Krieges. Denn seine eigene Vernunft hält der Feldherr stets für die gesunde, und er muss sie dafür halten; nach ihr handelt er; er hatte damals, als er handelte, das reiche Materiale nicht, aus welchem wir heute im nachhinein die für den zeitgenössischen Krieg geltende gesunde Vernunft construieren; abgesehen davon, dass sich niemand aus bösem Willen oder Indolenz seiner Vernunft begibt, und kein Feldherr die gesunde in einen Winkel seines Hirnes weist, um nach einer andern zu verfahren. Gesunde Vernunft anerzieht man nicht, und niemand von uns kann sagen, wie über das, was uns heute gesunde Vernunft erscheint, eine spätere Zeit urtheilen werde. Die Vernunft, die er besitzt, hält der Feldherr stets für die gesunde und nach ihr handelt er, bis ihm der Erfolg dies bestätigt hat, oder der Misserfolg ihn eines Besseren belehrt. Doch nein, nicht des Besseren. Niemand ist weniger imstande, über die Motive einer Niederlage Klarheit und Licht zu geben, als der Feldherr, der sie erlitt. Allem, dem Zufalle, dem Unbekannten, kurz lauter Dingen außer ihm, schiebt der Besiegte die Ursache des Misslingens zu, da er nur ein Denkvermögen hat, und seine eigenen Fähigkeiten nicht vom Standpunkte des Lehrers und Meisters aus prüfen kann, wie dies ein Dritter vermag.

Das Suchen nach dem richtigen Entschluss im Kriege ist wohl die erste Thätigkeit desjenigen, der im Kriege führt. Wir haben dargethan, dass dieses Suchen jetzt, in den Octobertagen des Jahres 1806, der deutschen Führung unendlich schwer, fast aussichtslos erscheinen musste. Die alten Mittel des Krieges versagten und die neuen kannte man noch nicht, jene zu ersetzen. So ward lange kein Entschluss gefasst; der Oberfeldherr gelangte nicht zu demselben, so lange ihm noch freie Wahl dazu verblieb und ihn der Feind noch nicht in eine Situation versetzt hatte, wo Entschlüsse aus Verzweiflung reifen. Und will man, streifend an Aberwitz, den Monarchen schuldig sprechen, der nicht verbot und nicht befahl? Persönliche Veranlagung sowohl als Tradition wies ihn in diese Rolle. Auch nicht darin an sich liegt ein ewiges Gesetz des Krieges, dass der Monarch dem Feldherrn blind vertraue, und alles, was dieser wünscht,

aus seiner Machtvollkommenheit wirksam und lebendig mache; dass er sich den Anschauungen des Feldherrn immer blindlings füge. Nicht im Principe liegt das Recept zu erfolgreichem Thun, es kann nur in den Personen, im Wissen und Wollen von Herrscher, Feldherr und Heer zu finden sein. Sah man nicht zögernde, zagende Führer, die ein Machtwort des Souveräns zum Siege brachte? War Eingreifen des Monarchen in die bessere Überzeugung des Feldherrn nicht auch schon vom Erfolge gekrönt? Wer die Kriegsgeschichte kennt, außerhalb der letzten 30 Jahre, wird Beispiele genug hievon finden. Nicht damit schlägt und gewinnt man Schlachten, dass Monarch und Feldherr vertrauend und gläubig zusammenstehen, sondern mit dem Kriegssystem, das man eben hat. Ist dieses ein ganz unzulängliches, wie hier, so wird die höchste Eintracht von Monarch und Führer nicht zum Siege führen, sowie dann, wenn das System besondere Stärke hat, jene Eintracht den Erfolg erleichtern, doch ohne diese Stärke niemals geben kann. Doch abgesehen von dieser Erwägung, so ist wohl klar, dass diese Eintracht nicht befohlen, nicht decretiert werden kann; sie muss im Geiste der leitenden Personen liegen, und von selbst entstehen, wofür eine Anweisung, wie es geschehen solle, wohl nicht zu finden ist. Entsteht das gegenseitige Vertrauen nicht von selbst, so kann der Geist der Zeit nur ein äußerliches Compromiss befehlen, das ohne Stärke ist, weil es allein die Form betrifft. Wenn wir, fortbauend auf den Erfahrungen aus neuerer Zeit, es zum Princip erheben, der Monarch dürfe im Felde nichts als eine Art Executivorgan des Feldherrn sein, und andere Feldherren als die einer neueren Zeit in anderen Verhältnissen nicht den Weg zum Siege gehen, so wird man in wenigen Decennien angeblich nicht verstehen, wie sich ein Monarch trotz besserer Erkenntnis zu solcher Rolle fügen gekonnt. Dann wird man ebenso blind nach dem Erfolge richten, wie man es heute thut. Nicht entfernt soll hier der Meinung Ausdruck gegeben werden, als müsse der Monarch selbstthätig sein, und die Entschlüsse seiner Führer, bevor er sie zur That zu machen befiehlt, vor dem eigenen Geiste überprüfen; denn wir sind weit

entfernt davon, Recepte geben zu wollen. Nur zu zeigen streben wir, wie so manches Axiom des Krieges, das heute als unbestritten existiert, nur hervorgezogen wurde aus dem Erfolge einer ganz besonderen Zeit, von der niemand sagen kann, ob sie wiederkehren werde. Sah man einmal Fürst und Feldherr in auffallender Weise zusammengehen, o d e r g l a u b t m a n w e n i g s t e n s h e u t e n o c h, d a s s d e m s o w a r, so ist das Urtheil sogleich bei der Hand, um dies flugs zu einer ewigen Regel des Krieges zu erheben u n d m i s s t d e m P r i n c i p a n s i c h G i l t i g k e i t u n d S t ä r k e b e i. Stets wird es abhängig sein von den Umständen der Zeit und den Menschen der Zeit. Beide fabriciert man gleicherweise nicht, ja die Gegenwart vermag sie gar nicht nach ihrem wahren Werte zu taxieren.

Es ist historisch erklärt, dass Friedrich Wilhelm III. nicht urplötzlich zur Vorsehung und Allmacht emporgestiegen ist. Wohl geben wir zu, es m u s s t e nicht so sein; es würde uns füglich nicht unbegreiflich scheinen, wenn er es gethan; wohl würden wir dies verstehen; sowie uns das Gegentheil sehr verständlich ist: Er nähme dann eben einen anderen Platz in der Geschichte ein. Aber fordern kann man von ihm nicht im nachhinein, was viele Decennien nach ihm erst zum System erhoben wurde. Man wird uns wohl entgegnen, der Gedanke, um den es sich hier dreht, sei ein sehr, sehr alter gewesen, und konnte vor Jena füglich auch bekannt sein. Wohl, er mag bekannt gewesen sein; d o c h h e r r s c h t e e r n i c h t v o r; jede Zeit hat ihre Leitmotive, die nicht allzu zahlreich sind; denn sie nimmt aus den Erfahrungen des Krieges das hervor, was ihr für den Augenblick zu passen scheint, und lässt das Übrige für eine andere Zeit vorerst bei Seite liegen. So ist es in der That. Doch nicht zu viel dürfen wir speculieren. Der Umstand, warum Friedrich Wilhelm III. eine so passive Rolle spielte, erklärt sich ganz einfach aus der schiefen Stellung, in der er sich befand, da die Tradition verlangte, er solle beim Heere sein, und er doch nicht Feldherr selber war, sondern nur gerade soviel Scharfblick hatte, um manches zu sehen, was offenbar nicht gut war. Dass ein Monarch, um den Feldherrn nicht zu stören, sich zum Schweigen resigniert, wo es seiner eigenen Macht und Herrlichkeit an Kopf und Kragen geht, ist einfach undenkbar; das kann keine Methode und kein

Geist der Zeit uns geben. Dies kann nur dann geschehen, wenn der Monarch dem Feldherrn blindlings vertraut, und nicht allzu scharfe Augen hat, um Gefahren zu sehen; vereinbar ist dies nur mit ganz besonderen Eigenschaften in Fürst, Feldherr und den Umständen der Zeit. Nur für diese kann es vernünftig sein.

Ziehen wir die logischen Schlüsse aus der Betrachtung, wie der fühlbar werdende Unterschied der Kriegsform, den man nicht genug gewürdigt hatte, auf Entschluss und Thun in diesem Kriege nach allen Seiten hin auflösend wirken musste, und wenden wir diese Schlüsse auf die Ereignisse des Krieges an, so stellt es sich heraus, dass die kriegsgeschichtliche Betrachtung hier unendlich vorsichtig und indulgent sein muss, will sie vernünftig bleiben.

Die Theorie des Krieges verfügt über eine solche Masse verschiedener Glaubenssätze, merklich und unmerklich nüancierter Regeln, dass es dem einfachsten Geiste nicht schwer fallen kann, auf die überlieferten Vorgänge des Krieges je nach Bedarf und Wunsch eine derselben zu passen. Es scheint fast, als ob derjenige, der nichts als Kriegsgeschichte, eine trockene Relation dessen, was geschah, gelesen hat, den Krieg eher verstehen werde, als an der Hand und beeinflusst von der Theorie, deren Handwerk, die Kritik, in Ansehung der überreichen Mittel, die ihr zu Gebote stehen, ein wahrhaft leichtes ist.

Die deutsche Führung hat im großen Ganzen nichts gethan, als abgewartet, um zu erkennen, was zu thun sei. Daher die Katastrophe von Saalfeld des Prinzen Louis Ferdinand, der, beeinflusst von Hohenlohe, nicht warten wollte. Daher der endliche Rückzug an's linke Saaleufer und die Versammlung der Armee. Daher die Scheu, neuerdings und offensiv über die Saale zu gehen, welche Scheu noch unterstützt und vermehrt worden ist durch die kriegsconventionelle Anschauung des XVIII. Jahrhunderts über die Passierbarkeit von Flussthälern und Brückendefiléen. Daher mit einem Wort das Mechanische der Strategie bis zum Abende des 13. October. Diese Strategie hatte bisher noch keine Todsünde begangen; nicht endigte sie in offenbarer Aussicht zu unterliegen. Man hatte sich ja nur auf die Defensive resigniert, die Clausewitz für die stärkere Form an-

sieht, und welche Anschauung — wenigstens in taktischen Dingen — man heute, gestützt auf das Wort eines Feldherrn von außerordentlicher Gestalt, gläubig wiederholt. Nochmals, die Stellung, wie sie war, ist durchaus nicht so gewesen, dass man sagen könnte, sie musste zum Verderben führen. — Daher der Glaube, der Gegner müsse von Süden kommen, indem man ihm die Kühnheit, an der eigenen Stellung vorbeizugehen, nicht zugetraut hat; eine ganze Reihe sachlicher Fehler hat, wie bekannt, dieser falsche Glaube erzeugt. — Daher das jähe Erschrecken im deutschen Hauptquartier, als man erfuhr, Napoleon habe bereits umgangen. Ein charakteristisches Zeichen ist dieses Erschrecken für den Krieg, den man eben kämpfte. Die deutsche Kriegsform, die so vorwiegend auf das Manöver, auf die Drohung, als ein Mittel zur Kriegsentscheidung rechnet, wird starr vor Schrecken, als sie sieht oder zu sehen glaubt, der Gegner wende die Drohung gegen sie selber an. Sie ist unendlich empfindlich gegen Umgehungen, das lag im Geiste des XVIII. Jahrhunderts und musste in ihm liegen; während sie sich zur Anschauung „wer umgeht ist selbst umgangen" infolge der Unzulänglichkeit der eigenen Mittel nicht erhebt. Daher die Theilung der Armee am 13., man wusste nicht mehr, wo ein und aus. Alles, was vom 13. October an auf deutscher Seite geschah, entzieht sich ganz und gar einer abfälligen Kritik. Denn keiner von uns, die wir kritisieren, davon kann man wohl durchdrungen sein, hätte die Fähigkeit gehabt, das Richtige zu treffen. Nicht sagen, was zu geschehen hatte, wollen wir, es ist genug an dem, zu sehen, was geschah und unterlassen wurde. Und dann, der Entschluss war von Seite der deutschen Heeresleitung, gemäß dem virtuellen Bilde, das man vom Gegner hatte, nicht unbedingt zu tadeln; er bewegte sich im Geiste jener Zeit. Erstaunlich viel und eifrig wurde noch gedacht, bis man zu dem Entschlusse des Abmarsches und der Deckung desselben durch Hohenlohe kam; wir bitten, nachzulesen, was wir dort über die Qualität des Entschlusses vom 13. gesagt; für eine Maßregel der Verzweiflung war er noch auffallend wohl durchdacht.

Durchdacht mit dem Material an Nachrichten, die man eben besass; sie waren falsch und mangelhaft und es ist bekannt, warum dies war. Die strategischen Augen fehlten der preußi-

schen Armee. Ersichtlich ist, dass man der Führung Vorwürfe strategischer Natur wohl nur dann wird machen können, wenn sie ihre Mittel innerhalb der Anschauung ihrer Zeit in einer Art verwendet hat, die unzweckmäßig war. Hier fehlten jene Mittel zum Theile ganz und gar. Und in der Luft hängt jedes Raisonnement, das man an der Hand der gegenwärtigen Strategie hier thut.

Wir sahen, wie Napoleon beständig die taktische Entscheidung suchte. Wir nahmen wahr, wie die Heerführung Braunschweigs sich endlich doch zur Energie erhob, Hohenlohe, der seinerseits der Schlacht zustrebte, in die Defensive gleichfalls zu ziehen. Diese Defensive schien nun keine schlechte gewesen zu sein. Die Führung wich vorerst noch immer einem Kampfe aus. Wir sahen, wie in den Gefechten, die vor dem 14. geschahen, die Franzosen immer Sieger blieben und keineswegs durch Überlegenheit an Zahl, sondern durch die Art zu kämpfen. Wir fühlten im Getriebe und Gehaben des deutschen Heeres die Keime der Entmuthigung, welche die Erfahrungen von Schleiz und Saalfeld geweckt, bedenklich und gefährlich wachsen.

Die deutsche Führung theilt endlich ihre Kräfte, um Raum, Zeit und Gelegenheit zum Rücktransport zu gewinnen.

Nun zwingt Napoleon am 14. October auf zwei verschiedenen Schlachtfeldern zur taktischen Action, als sein Gegner, eben im Begriffe sich dieser zu entziehen, auf dieselbe nicht vorbereitet ist und an sie nicht glaubt.

Wir wissen, dass dort, wo Napoleon selbst angriff, die Führung auf Gefechte gefasst war, Gefechte immerhin defensiver Natur, mit dem Zwecke, zu erhalten, doch immerhin Gefechte, wenn auch keine Hauptaction; während bei Auerstädt ernster Widerstand des Feindes nicht erwartet wurde, und man diesen Widerstand im ersten Augenblicke auch nicht für ernst ansah.

Wir kennen das Zahlenverhältnis, die Localität und wissen, dass eine Überraschung, ein Überfall, ein Anpacken im Marsche, den Franzosen auf keinem Punkte gelang; sondern dass sich erst allmählich förmliche Schlachten entwickelten, Schlachten, die anzunehmen gewissermaßen im freien Entschlusse der preußischen Führung lag. Mit einem Wort, es ist weder bei Jena, noch bei Auerstädt zu sehen, dass der Stärkere den Schwächern einfach

abthut, ob dieser wolle oder nicht. Denn da wie dort entschloss sich die deutsche Führung selbst zum Kampfe.

Nur die Scholastik kann behaupten, dass der Umstand, zum Schlagen genöthigt zu sein, an sich schon zur Niederlage führen müsse; obwohl gerade heute durch die herrschende Doctrin, man nehme niemals das Gesetz des Gegners an, der Boden für jenen Glauben vorbereitet ist.

Man überschätze nicht den Begriff, der sich hinter der Terminologie „Initiative, Vorhand“ birgt. Derselbe ist in der Regel nichts als ein rückwirkender Reflex vom Erfolge, dem sich der Leser der Geschichte nur schwer entziehen kann; er ist didaktisch, doch kriegshistorisch ist er nicht. In der Regel ist die „Vorhand“ zur Action eine nichts und alles sagende sprachliche Figur, welche der Kriegsschriftsteller aus dem verfügbaren Materiale compiliert und, wohlgemerkt, dem didaktischen Zwecke zu Liebe, nur dem Sieger zuschreibt. Dass sowohl Sieger wie Besiegter beide vor der Entscheidung sowohl Vorhand als Nachhand zu haben glaubten, und der eine enttäuscht, der andere wahrhaft überrascht wurde, lässt sich mühelos an so manchem Beispiel des Krieges beweisen; man denke an Scherer, den sein Sieg bei Loano geradezu perplex gemacht hat, da er nichts weniger erwartete, als dass er siegen werde; man denke an das Erstaunen des Marschalls d'Estrées als er bei Hastenbeck erfuhr, dass er gesiegt. Für 1806 denke man an die Fanfaronaden preußischer Generale, man denke an die Siegeszuversicht Braunschweigs sowohl als Hohenlohes in den einleitenden Phasen der Schlacht, die jeder schlug. Die Stimmungen, die der Krieg erregt, wechseln sehr oft, und so schneidend contrastieren sie in derselben Seele, dass ein billig denkender Betrachter zu dem Schlusse kommen muss, Hoffnung und Muthlosigkeit seien auf beiden Seiten in der Regel annähernd gleich vertheilt; in der Regel, sagen wir, denn Ausnahmen kommen vor; doch sind dies Ausnahmen und in der Mehrzahl der Fälle wird auf beiden Seiten dieselbe Fülle an Hoffen und Verzagen nachzuweisen sein. Dies sagt uns eine kriegspsychologische Methode, die aufrichtig mit sich selber ist und sehr wohl weiß, dass man in die Kriegsgeschichte die schwarzen Punkte im Seelenleben des Siegers — didaktischen Zwecken zuliebe — nicht oft

aufzunehmen pflegt. Nun, für jetzt, 1806, sind solche schwarze Punkte moralischer Natur auf Napoleons Seite füglich nicht nachzuweisen. Jedoch, zu psychologisch werde die Betrachtung nicht: bewegt der Geist den Krieg, so wurzelt er doch in dem Materiellen des Krieges und kommt aus demselben her. Der Glaube Napoleons, er werde siegen, der umgab den Landgrafenberg in der Nacht des 13./14. October nicht mit Wall und Graben gegen den Gegner zu; zu naiv würde die Betrachtung werden, wollte man dies zugestehen. Er rechnete sehr materiell auf die Artillerie, die er heraufgebracht, auf die festen Truppen Lannes, auf die Scheu der Preußen, in der Nacht zu kämpfen und noch vieles andere mehr; man sieht, dass der Glaube Napoleons an den Sieg vor allem aus der Überzeugung von der Güte seiner Mittel floss, und nur durch sie bestand; wir nehmen wahr, dass das, was die Wissenschaft in Napoleons Thun „Initiative, Vorhand" nennt, für diesmal, 1806, aus dem Glauben, seine Mittel seien überlegene, floss. Die Vorhand ergibt sich hier von selbst; sie ist beim Feldherrn eine **Folgeerscheinung** des Vertrauens in sich und seine Mittel, auf Erfahrung und Realitäten basiert, doch ein **Motiv**, das ist sie nicht; man kann sie nicht um ihretwillen befehlen; ohne Gefühl der Überlegenheit ist sie nichts und kann sie nicht bestehen. In der Regel, muss hier natürlich eingeschaltet werden; denn es gab Fälle, wo die Initiative um ihretwillen da war, ohne Rücksicht auf die Mittel, gleichsam instinctiv; sie ist mitunter Ausfluss des Gemüths der Feldherren und nicht Product des Calcüls; sie garantiert nicht den Sieg und muss nicht vor der Niederlage schützen; denn die werden durch die Mittel herbeigeführt. Mollwitz, Solferino (nach der bisherigen Kenntnis); — Austerlitz (Alexander), Champeaubert, Montmirail-Etoges — sind sehr belehrende Beispiele hiefür. Hier, 1806, bestand sie durch den Glauben an die Mittel. Die taktische Action wird von Napoleon in einer Weise eingeleitet, die — rein militärisch betrachtet — verurtheilt werden muss; denn sie erscheint ganz einfach tollkühn, sie ist auch in der That nicht nachzuahmen; aber verstehen muss die Kriegsgeschichte auch das Außerordentlichste, damit sie dem Adepten zeigen kann, wohin er unter gewissen Bedingungen

gehen darf und soll. Die auffallende innere Stärke von Napoleons Mitteln gestattete ihm hier ein Experiment, wie er es am 13. abends wagte, oder vielmehr nicht wagte, sondern wohlberechnend unternahm.

Nachdem wir so das geistige Fluidum „Vorhand“ im Kriege — denn ein geistiges ist es doch wohl — in Napoleon genügend festgestellt, verlangt die Geschichte, wie sie einmal mit ihren Thatsachen unverrückbar feststeht, das Gleiche auf Seite des Gegners, nur mit dem andern Motiv, der „Nachhand“ zu thun. Nicht leicht wird dies sein; denn allzu nahe liegt es, dass sich die Erwägung in reiner Moral verliert, oder an dem Materiellen des Krieges unfruchtbar kleben bleibt, wenn man concret sein will. Bei Hohenlohe wird die Nachhand wohl nichts gewesen sein, als der Befehl, den er erhielt, dem Kampfe auszuweichen. Er, der Fürst, seine Seele, seine Individualität waren mit dem Streben nach der Vorhand im Kriege, nach Initiative, Activität wahrhaft überfüllt, wie es sein strategisches Thun schon früher und sein taktisches am 14. bewies. Er, für seine Person, dies stellt sich aus der Correspondenz mit dem Hauptquartiere heraus, fühlte sich nicht bedroht; nichts lag im Blicke dieses Feldherrn, das an die gar oft romanhafte und doch so oft geglaubte Vorahnung des Unglückes im Kriege gemahnt. Wir müssen, wenn wir das, was ihm an Vorhand fehlen konnte, finden wollen, auf Realitäten gehen. Nun denn: Der Fürst war mit sich selbst in Widerspruch gerathen, in eine wahre Collision von Wunsch und Pflicht, von Entsagung und Begehren. Es leuchtet ein, wie verderblich es werden kann, wenn eine Natur wie diese, nachdem sie heute nach dem Befehl — in unserem Falle die Defensive — verfuhr, morgen, der Eingebung des Augenblickes folgend, geradezu das Gegentheil von dem beginnt, worauf sie vorbereitet war. Wir wissen aus der Darstellung der Ereignisse, dass dies hier der Fall gewesen ist, und erklärt worden ist, dass der Entschluss des Fürsten, offensiv zu werden, sehr verständlich scheint. Inconsequenz und zweckbewusstes Ändern der Entschlüsse und durch sie des Thuns fließen in dem Geiste desjenigen, der **vor** dem Entschlusse steht, so eng zusammen, dass er wahrhaftig nicht erkennen kann, wo die Grenze

liegt;*) wozu von beiden er gelangen wird, das kann nur der Erfolg darthun, den er jetzt, vor dem Entschlusse ja noch gar nicht kennt. Ein kräftiger Entschluss sei das Höchste im Kriege, sagt man uns! Nun wohl, an hunderten von Beispielen weist man leichtlich nach, wie der kräftigste Entschluss zum Verderben führte; nicht die Art, wie wir zu unserm Thun gelangen, nicht der Weg des Wollens und Erkennens, der zur That uns führt, wirkt im Kriege auf den Gegner, sondern diese selbst, und oft ist die Frage, wie sie entstanden sei, praktisch ohne Belang;**) deutlicher; ein Entschluss, unter Zögern, wider Willen, zagend gefasst, der den Truppen Gelegenheit gewährt, vortheilhaft zu kämpfen, wirkt, wo der unrichtige, um jeden Preis kräftige Entschluss, wenn er die Mittel übel ansetzt, wirkungslos und verderblich bleiben kann. Dass der Entschluss kräftig sein müsse, ist ein vages Wort, das ebenso wenig besagt, als dass er wohlerwogen oder aber, dass er vernünftig sei; alle diese Abstractionen, sobald sie didaktisch sind, verwirren nur, wenn sie nicht ganz dem praktischen Zwecke versagen. Demjenigen, der vor einem Entschlusse steht, gleichen Inconsequenz — ein Schreckbild — und zweckbewusste Modification — eine Verlockung — beide auf ein Haar; wer den Krieg erlebt hat, wird dies verstehen, und wer ihn einmal erleben wird, wird zugestehen, dass hier an dieser Stelle die Wahrheit gesagt ist über den Entschluss im Kriege. Bedenken wir diese Wahrheit, so kann man füglich aus der Lage des Fürsten keine andere Lehre ziehen, als die wohlbekannte alte Lehre, ein Feldherr könne

---

*) Wie beispielsweise der arme Grouchy am 17. Juni 1815. Siehe den hochdramatischen Bericht hierüber in Charras, *Histoire de la campagne de 1815, 348.*

**) Der Leser wird finden, wir gingen hier zu weit; wohlan, man lese einmal nach in der Kriegsgeschichte, wie es sich mit dem kräftigen Entschlusse und dessen Gegentheil verhält! Man lese beispielsweise, wie Eugen und Marlborough zum Entschluss der Schlacht von Audenarde gediehen: während Marlborough verzagte, riss Eugen ihn fort! Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen (Geschichte der Kämpfe Österreichs), X, 330 ff. Man lese, um eine uns näherliegende Zeit zu betrachten, in einer der Chroniken der Freiheitskriege nach, wie die siegreichen Feldherren, und zwar Blücher, Bülow, ihre Entschlüsse fassten! Und welches Schwanken und welches Zagen und welche „Fehler“ am Morgen von Katzbach und Dennewitz stattgefunden haben! Förster, Preußens Helden, V, (Befreiungskriege), 662 ff., Sporschil, Freiheitskriege, II, 199 ff. einstweilen als Belege; denn wir gedenken, falls es die Umstände erlauben, ein andermal über den Entschluss im Kriege und umfassend zu

niemals zu argwöhnisch sein, wenn es nicht viele Lagen wieder gäbe, die das gerade Gegentheil beweisen und äußerst laut erheischen. Nochmals, den Krieg so zu schreiben, wie er wirklich ist, scheint unendlich schwer. Es gibt keinen, aber auch gar keinen Satz, den die Kriegstheorie aufstellt, — und sei er noch so allgemein gehalten — der nicht an der Hand eines oder mehrerer Beispiele des Krieges widerlegt zu werden vermag. Bei allen Schlüssen, die unter der Feder des Kriegsschriftstellers entstehen, sollte er stets und immer hinzufügen „im allgemeinen, gewöhnlich, in der Regel ist es so". Um nur das Nächste aufzugreifen, wohin wäre Davout gekommen, wenn er bei Auerstädt argwöhnisch verfuhr? Doch nehmen wir den Satz und dessen Tendenz als richtig und ersprießlich an, so muss zugegeben werden, dass man einem Feldherrn Argwohn, Bedächtigkeit füglich nicht lehren kann. Manche Individualität glaubt noch vorsichtig zu handeln, wenn andere meinen überkühn zu sein. Hohenlohe gewann eben in den Morgenstunden des 14. die Anschauung, bei einem Angriffe wage er füglich nicht viel und so griff er an; denn um die Schlacht zu verlieren begann er sie wohl nicht.

Es läge also der Grund, weshalb Jena für Preußen eine verlorene Schlacht gewesen ist, vornehmlich in des Fürsten Charakter, wäre somit accidentiell; denn wo stand im Buche des Schicksals geschrieben, Hohenlohe müsse am 14. hier Feldherr sein? Die Geschichte zögert nicht, obiges anzunehmen und in einem Athem ruft sie aus, bei Jena verlor der Draufgänger die Schlacht, während bei Auerstädt die Vorsicht unterlag. Sehr billig ist ein solches Urtheil nicht. Es scheint, was schwerer wiegt, — wir sagen

---

reden. Das eine wird man indess hier schon zugestehen: der Besiegte sieht die leisen Schwankungen, die ihn vor dem unglücklichen Entschlusse bewegten, von der Geschichte als Langsamkeit und Schwäche des Entschlusses aufgefasst. Von ganz demselben Seelenvorgange im Sieger spricht die Geschichte nicht, oder sie sagt, er überlegte reiflich. Der Sieger, der sich rasch entschloss, wird angestaunt, und dem Besiegten, der schnell und kräftig mit sich in's Reine kam, dem wirft man Halsstarrigkeit und Mangel an Einsicht vor, wie etwa Napoleon für seinen bewundernswerten Entschluss am Abende des 18. Juni 1815! Ist dem nicht so?

Und dann — jede Zeit, und die Wissenschaft jeder Zeit hat ihre Leitmotive und Terminologien. Heute herrscht in Hinsicht des Entschlusses der Wunsch und der Gedanke vor, derselbe möge rasch und kräftig sein, während in der Zeit vor Jena — man überzeuge sich hievon — die Wissenschaft vor allem darauf hielt, dass derselbe wohlerwogen sei.

es mit voller Überzeugung — nicht logisch geschlossen, nicht richtig zu sein. Die Wahrheit ist ganz einfach die: War das preußische Heer jener Tage dem Gegner nicht an Zahl erdrückend überlegen, wie Peter etwa bei Pultawa war,*) so führte es Elan so wenig als Zögern und Vorsicht zum Siege. Wohl scheint die Individualität des Führers auf die Entscheidungen des Krieges von höchstem Einflusse zu sein; doch hier setzt eine Gedankenreihe an, die nicht genügsam unterbrochen werden darf. Nicht die Individualität des Führers bringt allein die Entscheidung, sondern vereint mit dem Thun der Mittel; je gleichartiger die beiderseitigen Mittel sind, mit einem Worte, je conventioneller der Krieg augenblicklich ist, desto mehr wird hinter der Gleichheit der Mittel die Individualität des Feldherrn sichtbar und durch sie wirksam sein. Je ungleichartiger jedoch die Mittel sind, je mehr die einen den andern als überlegen angesehen werden müssen, desto mehr liegt die Entscheidung des Kampfes eben bei den Mitteln und dieses Verhältnis kann sich soweit verschieben, dass keine Individualität des Führers die Ungleichheit der Mittel ausgleichen kann, das heißt, in ihnen merkbar wirksam werde; ein grobes Beispiel, damit man sich verstehe: Wird die Individualität eines Zuluhäuptlings, der gegen eine britische Truppe in den Kampf tritt, irgend wirksam sein? Wird Initiative, Energie des Häuptlings irgend etwas auf die Seele seiner Leute vermögen, gegenüber dem europäischen Gewehr! Entschieden nein. Aber die Individualität eines europäischen Führers, der mit etwa gleichen Waffen und mit etwa gleicher Kampfesart der britischen Truppe entgegengeht, die wird hervortreten, und kann entscheidend sein. Es gibt eine Ungleichheit der Kriegsmittel, die durch nichts auszugleichen ist, nicht einmal durch die Individualität eines gottbegnadeten Führers. Viel wiegt im Kriege die Seele des Feldherrn, aber man vergesse über dem Feldherrn seine Mittel nicht. Nur insofern als sich der Geist des

*) Joh. B. Schels gibt (Schlacht von Pultawa, Wien, 1842, 12 ff.) das Verhältnis der Russen zu den Schweden wie 3 : 1, während es sich bei „Sarauw, Feldzüge Karls XII.“ 270, wie 4 : 1 stellt.

Führers in dem Thun der Truppen ganz und gar manifestiert, dieses Thun Fleisch und Blut von seinem Geiste ist; wenn der Kampf der Truppen völlig den Absichten der Führung entspricht, sich mit ihnen deckt; wenn der Wille der Führung sich bis in die Seele jedes Füsiliers ganz und voll erstreckt, dann kann man sagen, der Löwenantheil der Entscheidung lag beim Führer. Ein solches Harmonieren, innerhalb der Grenze, welche durch die Wirklichkeit gezogen ist, kommt äußerst selten vor und wo es vorkommt, ist es ein Product gegenseitigen Vertrauens, in gemeinsamen Erfolgen erprobt; indess es kommt niemals *vollkommen* vor. Wenn Truppen und Führer sich in dieser Weise nahestehen, dann kann man wahrhaft im Erfolge ein Verdienst des Führers und sein Verschulden in der Niederlage sehen; er hat das Werkzeug, das ihm willig und völlig gehorchte, gut oder übel geführt. Wenn und wo dies nicht der Fall gewesen ist — und es ist fast nie der Fall gewesen — da zwingt Nachdenken zu dem Schlusse, *dass Verdienst und Schuld gewissermaßen getrennt und auf beiden Seiten liegen*; entweder die Truppen corrigieren durch ihr Thun rein militärische Fehler, die der Führer begeht, oder sie brechen unter diesen Fehlern zusammen. Dies wieder soll kein Schema sein, sondern nur Extreme, zwischen denen die Wirklichkeit in tausend Nuancen abgetönt erscheint. Man könnte wahrhaft Bände mit der Betrachtung füllen: *dass das Kriegswerkzeug der Absicht des Feldherrn fast niemals so entspricht und entsprechen kann, wie jener es erwartete.* Ersichtlich ist, dass nur die Analyse, wie Verdienst und Schuld in Führer und Truppen *vertheilt* war, zu einem billigen Urtheile führen kann. Oft, *fast stets*, wir sagen es mit Überzeugung, klammert sich das Urtheil vorwiegend an die Führung und hält sich nur an diese, ja, hält dies für wissenschaftlich, correct, exact, genau; nichts kann ungenauer sein; der complicierte, schwankende, wechselvolle Charakter, den der Krieg trägt und immer tragen wird, der muss in seinem geschichtlichen Abbilde klar erkennbar sein. Wir wollen somit, absehend von der Wissenschaft, für 1806 ganz naiv die Grenze aufzufinden suchen, wo die Schuld der Führung in die Schuld der Mittel überzugehen begann. Doch wird dies erst nach endgiltiger Betrachtung der Schlachten mög-

lich sein. Hier sei, um Hohenlohes „Nachhand“ festzustellen, abermals gesagt: Der Fürst befand sich in einem inneren Widerspruche, indem ihm Passivität befohlen, und er selbst zum Angriffe geneigt war; seine Truppen, wahrlich von denen kann man sagen, dass sie zur Vorhand nicht geneigt gewesen sind, nach allem, was bisher geschehen war. Doch was ist die Stimmung der Truppen als solche? Manches Regiment, das im Biwak entmuthigt murrte, benahm sich brav, als es zum Kampfe ging. Wechselnder als die Seele der Armeen ist auch die öffentliche Meinung nicht. Und dann, wo ist der Führer, der sich bloß durch Rücksicht auf die Stimmung der Truppen, sobald sie noch geschlossen, geordnet, brauchbar zum Kampfe sind, von einem solchen, den er für aussichtsvoll ansieht, abhalten lassen wird? Man überschätze auch die truppenseelischen Momente nicht; denn flüchtig können sie zuweilen sein, wie eitel Wind. In unserem Falle hier wird ein anderes Raisonnement wohl mehr am Platze sein. Entsprach das Materielle der Truppen, über die Hohenlohe gebot, besser der ihm befohlenen Vertheidigung, oder dem Angriff, den er wünschte? Waren sie mehr zu jener oder zu diesem materiell geeignet und local bereit? Befand sich der Fürst dann, wenn er sich zum Angriffe entschied, im Widerspruch mit seinen Mitteln, von denen er mehr begehrte, als sie zu leisten fähig waren, und konnte er dies irgend vorher wissen? Hier wird die Betrachtung des so unendlich wichtigen Zustandes von Feldherr und Armee vor der Entscheidung unendlich complicierł und nur mit Mühe bannt man die Fülle an Erwägung in eine räumlich angemessene Form. Es ist bekannt, dass Hohenlohe der Offensivkraft seiner Truppen sehr vertraute, ja in ihr das taktische Compensationsmittel strategischer Missgriffe sah; noch am Abende des 13. October beherrschte und vielleicht mehr als je den Fürsten der Gedanke, im Angriff sei der Preuße unerreicht. Wir begreifen sofort, wie er die Idee, aus seiner gezwungenen strategischen Defensive gelegentlich einen offensiven Schlag herauszuthun, in sich verborgen weitertrug. W i r n e h m e n u r p l ö t z l i c h b e i m F ü r s t e n d i e V o r h a n d h i n t e r d e r s c h e i n b a r e n P a s s i v i t ä t, d e n H i n t e r g e d a n k e n u n t e r e r z w u n g e n e r U n t h ä t i g k e i t w a h r. Mit einem raschen Griffe ist der Fürst gerichtet, wenn man darauf verweist, seine

Truppen seien 24 Stunden später im Angriff unterlegen, er habe geirrt, sich über ihre Offensivkraft getäuscht. Doch wer von uns wird glauben, in ähnlicher Lage kalten Blutes den Gedanken an das einzige Rettungsmittel, das noch verblieb, aufgeben zu können, in unserem Falle die taktische Offensive? Man erkenne vorurtheilslos, dass es Dinge im Kriege gibt, über die einzig und allein der Versuch, die Probe, das Wagnis, mit einem Worte der Erfolg das Urtheil sprechen kann; dass es Principien gibt, deren Wertbestimmung nicht im vorhinein aus der Erwägung, sondern im nachhinein vom Schlachtfelde geholt sein will, aus zahllosen Gründen. Wer wollte sich vermessen zu verlangen, Hohenlohe hätte, weil er genöthigt war, strategisch defensiv zu verfahren, jeden Versuch grundsätzlich von sich weisen sollen, die in der preußischen Armee großgezogene taktische Offensive dann, wenn sie ihm günstig schien, endlich zu versuchen? Günstig erschien dem Fürsten die Gelegenheit, als er zum Angriff schritt, nicht wusste er, dass sie ungünstig war. Wahrlich, man versteht Hohenlohe völlig, ja wohl, ganz und gar, und desto völliger versteht man ihn, je mehr man den Krieg und seine Bedürfnisse selbst versteht. Wir sahen, wie er die Vorhand noch immer auf seiner Seite zu haben glaubte; es stellt sich nun heraus, warum; am Tage liegt, dass dieses warum erklärlich und verständlich ist.

Von der Vorhand der Hauptarmee sprechen wir füglich nicht; denn nur an Abmarsch dachte sie, und nur ein Mittel zum Abmarsch schien ihr zunächst der Kampf zu sein, den sie mit Davout begann.

Wir sahen, wie bei Napoleon die Vorhand materiell zur That ward durch sein Verfahren in der Nacht des 13./14. October. Wir sahen, wie dieselbe bei Hohenlohe gleichsam in Bereitschaft blieb, während sie, wie aus der Darstellung bekannt, in der Aufstellung und Bestimmung seiner Truppen nicht wohl zum Ausdruck kam. Diese befanden sich eben in einer Art von Provisorium, aus welchem sie der Wille des Feldherrn zum Angriffe und zur Abwehr gleicherweise rufen konnte, während sie doch — nach unserer heutigen Kenntnis — für beides gleich wenig vorbereitet waren. Gleichwohl legen wir Gewicht darauf: Auch Hohenlohe glaubte die Vorhand zu haben; wie es denn überhaupt den Anschein hat, als ob die Vorhand im

Feldherrn fast stets so lange vorhielte, bis sein Heer auf regelloser Flucht begriffen ist. Man denke nur an Mack und an seine felsenfeste Überzeugung, er handle initiativ!*) So sehen wir, wie mit der Terminologie „Vor- und Nachhand“ für die Praxis, die zukünftige Praxis des Krieges wahrhaftig nichts gesagt ist. Denn kein Feldherr, von dem man nachmals sagte, ihm gab der Gegner das Gesetz, hat dazumal daran geglaubt, er empfange es; wäre dem so, so wäre das Kriegführen leicht. Stillschweigende Vorbehalte hat auch Gyulai in der Lomellina gemacht und meinte sie ernst und glaubte an sie. Und in der That, nicht die Nachhand ist es, die einen Feldherrn in's Verderben führt, sondern der Umstand, dass er eben weniger Vorhand als der Gegner besitzt, weil er beide nicht im Kriege vergleichend nebeneinander stellen kann, da ihm die des Gegners fehlt. Hierin liegt, soweit die Abstraction überhaupt lebensfähig ist, Philosophie des Krieges; wohl ist sie, bis zur Einfalt fast, aufrichtig mit sich selbst; allein, es scheint, als ob sie geeignet sei, zu erklären.

Doch zu Concreterem. Die taktische Entscheidung ist nun endlich da. Wir wissen sattsam, dass Napoleon diese gesucht hat, bewusst seiner Stärke, wie er war. Wir sehen, wie überliefert ist, dass die deutschen Führer im Augenblicke, da ihnen die Schlacht aufgezwungen wird, plötzlich wieder Hoffnung fassen. Jene siegesfrohe Stimmung des greisen Herzogs vor Hassenhausen, sowie jene Hohenlohes vor Vierzehnheiligen, wollen wir die, souverän herniedersehend auf die beiden Männer, für den Ausdruck der zweckbewussten Heuchelei, des Galgenhumors oder aber der wahren Überzeugung halten? Genug, feststeht, dass unter dem Donner der Kanonen Feldherr und Armee sich wieder fanden; es steht fest, dass die Truppen willig zum Angriffe schritten; dass die Führer aller Grade befriedigt waren, als man sah, es komme nun doch noch zur taktischen Action. Das alte Preußen Friedrichs erwachte für einen Augenblick und erinnerte sich, dass es Aug' im Auge mit dem Gegner fast stets im Vortheil blieb. Alles hielt dafür, die taktische Action werde für die

---

*) „Ulm und Austerlitz“ von Moritz v. Angeli. Mitth. des Kriegsarchivs 1877, kann geradezu als ein Stück hoher Schule für Truppenführer angesehen werden.

bisherigen Fehler der Strategie entschädigen; man fühlte den Boden wieder unter sich, auf welchem man stärker zu sein glaubte.

Wir constatieren dies aus dem Quellenmaterial, um noch einmal zu zeigen, es sei kein ewiges Gesetz des Krieges, dass die Nachhand, einem Kriegsheer aufgezwungen, Böses fortzeugen müsse, und somit bis auf das Schlachtfeld wirksam sei. Wohl ist wahr, dass keine der beiden deutschen Armeen mit der Absicht in den Kampf getreten ist, eine entscheidende Schlacht zu schlagen, und dass von einer Zahlüberlegenheit nirgends etwas bekannt war. Dennoch kann diese relative Bereitwilligkeit von Führer und Truppen zum Kampfe nicht genug gewürdigt werden; denn kommen konnte sie bis zu einem gewissen Grade nur aus dem Glauben, dass man im Gefechte stärker sei. Und wenn man uns erinnert, dass die preußische Strategie, wie wir es bisher stets behaupteten, die Schlacht vermeiden wollte; und uns somit des Widerspruches mit uns selber zeiht, so antworten wir nur, dass derjenige, der das menschliche Herz versteht, auch seine Widersprüche kennt, Widersprüche, die der Krieg in Masse erregt und die sehr erklärlich sind; hatte die unsichtbare Gefahr bisher zum Zögern geführt, so ermannte man sich, als sie sichtbar wurde! Das freudige Eingehen auf den Kampf zeigt uns keinen Wechsel des Systems in der deutschen Kriegspraktik, sondern im Grunde nichts, als die Befriedigung, die man empfand, als man sah, der Gegner nehme auf seine Schultern die Sorge und Gefahr, zur taktischen Action zu kommen, und zwar, wie es der Führung augenblicklich schien, unter ungünstigen Bedingungen für ihn.

Wir haben bereits über die Mechanik beider Schlachten gesprochen. Wir kamen zu dem Schlusse, dass bei Jena Hohenlohe unterliegen musste, weil ihn falsche Nachrichten des Hauptquartiers über den Gegner zu unrichtiger Vertheilung der Kräfte brachten; und dass bei Auerstädt der Sansculottismus des Corps Davout den Sieg davongetragen hat über das ökonomische Verfahren der preußischen Generale, nachdem der Herzog ver-

wundet worden war. Wir fanden zwei verschiedene Motive, warum Preußen an beiden Orten unterlag, und dass diese Motive vermeidlich waren, mithin sozusagen zufällige Ereignisse die Entscheidung gegeben haben sollen, erscheint und muss uns jetzt unwahrscheinlich erscheinen, da nicht zugegeben werden kann, das Glück verbünde sich im Kriege ausschließlich dem Sieger und verlasse ganz den, dem es die Niederlage bestimmt. Je näher eine Kriegsepoche ist, desto mehr hält man in den Entscheidungen dieser Epoche das Glück für ein Agens im Kriege, und nur sehr allmählich führt Erkennen dahin, die ehedem nicht sichtbaren Ursachen beständig gleicher Wirkungen an's Tageslicht zu ziehen.

Immer uns erinnernd, dass

Napoleon die taktische Action von Haus aus suchte;

die deutsche Führung vor derselben zögerte und schwankte, um sie endlich doch freudig anzunehmen, als sie unvermeidlich war,

fassen wir das Wahrgenommene zusammen.

In beiden Schlachten tritt neben und außer den Nachwirkungen der Strategie in der taktischen Action,

den Principien Offensive-Defensive,

der Individualität der Führer,

dem Verhältnisse an Zahl,

dem Gefechtszwecke,

dem Geist der Truppen,

und vielfach unabhängig, in seinen Wirkungen gleichsam losgelöst davon, mächtig hervor

der Unterschied der Kampfform

beider Armeen.

Man muss hier unerbittlich sein.

Bei Jena garantierte die einleitende Strategie Preußen eine Niederlage; bei Auerstädt war's umgekehrt.

Bei Jena glaubte Hohenlohe den Gegner schwächer, als er thatsächlich war, bei Auerstädt überschätzte die deutsche Führung denselben.

Bei Jena überging Preußen aus der Vertheidigung zum Angriff, bei Auerstädt griff es an und ward dann defensiv.

Bei Jena wiegt vor der Elan in der Person des Fürsten, bei Auerstädt die Vorsicht und Ökonomie.

Bei Jena steht Preußen zu Frankreich, wie 1 : 2, bei Auerstädt ist's umgekehrt.

Bei Jena soll geliefert werden und wird geliefert ein Arrièregardegefecht, bei Auerstädt ein Durchbruch nach vorn.

Bei Jena sowohl als Auerstädt bewährte sich der Geist der Truppen gut, bis mit dem ersten Schritt zum Rückzug eine förmliche Panik begann.

Dies ist der, beiden so verschiedenen Schlachten gemeinsame Zug:

Bei Jena befindet sich Napoleon infolge seiner Strategie in einer Lage, die ganz besondere Festigkeit der Truppen heischte, wollte er die zur taktischen Entscheidung nothwendige Überzahl anstandslos zur Stelle schaffen; bei Auerstädt Davout desgleichen.

Bei Jena weiß Napoleon nicht, was ihm gegenübersteht, bei Auerstädt Davout desgleichen.

Bei Jena greift Napoleon von allem Anfang an; bei Auerstädt Davout vor und nach dem Höhepunkte des Gefechtes desgleichen.

Napoleon trägt bei Jena die Maske, die wir kennen. Davouts Individualität tritt, da er in Napoleons strenger Schule gebildet war, nicht viel anders hervor, als in der Richtung, auf die der napoleonische Krieg eben wies, nämlich Initiative, ja Sansculottismus im Gefechte.

Das Zahlenverhältnis ist bekannt.

Der Geist der Truppen ist, soweit sich dies erkennen lässt, hier wie dort so ziemlich der gleiche gewesen.

Dies ist ein Schema; obwohl es ein solches ist, so glauben wir dennoch, es liege der Geist des Krieges von 1806 darin. Man wird zugeben, dass es — soweit dies in der Kürze möglich ist — den Kern der Sache, das heißt die kriegshistorischen Thatsachen getreulich wiedergibt.

Es gilt nun zu erklären.

Zum allergrößten Theile ist dies bereits geschehen.

So gilt es, die letzten Striche an dem Gemälde zu thun.

Wenn wir vorurtheilslosen Blickes aus den eigenthümlich verwickelten Verhältnissen, denen wir hier begegnen, die, beiden Schlachten gemeinsamen Züge loszulösen suchen, so stellt es sich heraus, dass sie nur einen gemeinsam tragen, somit

logischerweise nur dieser eine als Urgrund der Entscheidung angesehen werden kann: die im Principe gleiche Art, wie man dort und hier gekämpft hat, und ganz besonders der elementare Kampf. Der Unterschied der Taktik, der ragt als einziges gemeinsames Symptom aus den auffallenden Gegensätzen hervor. welche beide Schlachten in ihrer Vorbereitung und in ihrer Führung im Großen weisen. In der That, wir müssen sagen: führte die strategische Vorgeschichte von Jena zum Verderben für das deutsche Heer, so gelangte es bei Auerstädt trotz guter strategischer Vorbereitung der Schlacht zum gleichen Resultate; unterlag Preußen da wie dort, weil es nichts vom Gegner wusste. so siegte jener, trotzdem er sich in gleicher Unkenntnis befand; also liegt die Ursache wohl tiefer; nicht Offensive oder Defensive, die in beiden Schlachten seltsam vermischt erscheinen. führten — insofern sie Principien waren — den Ausgang herbei, sondern Frankreich siegte und Preußen unterlag mit und in denselben Principien; die Ursache muss eine andere sein; nicht weil Hohenlohe ein Draufgänger und der König ein Cunctator war, unterlag ein jeder, sondern trotzdem sie verschiedenen Sinnes waren; die Ursache muss außerhalb der Personen zu suchen sein; nicht weil Preußen bei Jena schwächer war, unterlag es hier, denn läge die Entscheidung bei der Zahl. so musste es bei Hassenhausen siegen; der Urgrund muss auch hier ein tieferer sein; nicht weil man nach Norden durchzubrechen willens war, unterlag man bei Auerstädt, während man bei Jena auch geschlagen wurde, wo man abzuwehren sich entschloss; die Gründe müssen innerliche, wesentlichere gewesen sein. Und endlich, wir schreiben es der alten preußischen Armee zu ihrem Ruhm und Preis, aus vollster Überzeugung, nicht von irgend einer Tendenz geleitet, sondern der Wahrheit wegen, die zum Erkennen der Natur des Krieges führt, nicht darf die Niederlage dem Mangel an Kriegsmoral der Truppen zugeschrieben werden, sondern sie unterlagen eben trotz ihrer Kriegsmoral.

Wir verzichten hier, um die logische Geschlossenheit der Erwägung zu bewahren, auf die weitere Ausführung aller dieser Details, die ein ganzes Buch erfordern würde. Es liegt am Tage, dass, wo in denselben Stunden nur wenige Meilen von einander entfernt zwei Kriegs-

heere des einen Theiles von zwei Kriegsheeren des andern so völlig besiegt werden, wie es hier geschah, man bis zum Äußersten gehen muss, um darzuthun, dass nicht zufällige, von den augenblicklichen Abwandlungen der kriegerischen Lage erzeugte Umstände entscheidend gewesen sind, sondern dass die Gründe tiefer liegen müssen, dass sie seit geraumer Zeit schon in den Mitteln des Krieges gelebt.

Mit einem Wort, wir glauben — obwohl wir sicher sind, damit auf Widerspruch zu stoßen — dass nicht die Strategie, nicht die Ungewissheit der Gegner über einander, nicht das Princip Angriff oder Vertheidigung, nicht die Individualität der Führer, nicht die Zahl auf beiden Seiten, nicht die Tendenz des Kampfes — jedes einzeln oder alle vereint vorwiegend als Erklärungen für den Ausgang heranzuziehen sind, indem leichtlich wahrzunehmen ist, dass Preußen, wenn es in diesen Dingen hier im Nachtheil war, doch dort den Vortheil hatte, sowie Napoleon seinerseits auf günstige und Davout auf fast aussichtslose Vorbedingungen des Kampfes traf. Rein militärisch angesehen gleicht sich Gunst und Ungunst des — Kriegsglückes, sagen wir, um irgend etwas zu sagen — am 14. October morgens auf beiden Seiten aus. Und da wir wahrnehmen, dass Preußen trotzdem so völlig unterlag, so bleibt nur anzunehmen, dass es wohl zu einer anderen Zeit, an einem anderen Orte, unter anderen Verhältnissen gleicherweise unterlegen wäre, solange seine Kriegsform und seine Kriegsmittel dieselben blieben, welche am 14. vernichtet worden sind.

Denn diese Mittel und diese Formen versagten überall, ungeachtet der Art, wie man sie verwandte, durch Minderzahl und trotz Überlegenheit, kurz, in allen Fällen und in jedem Stücke.

So culminirt — unbeschadet der Wahrnehmungen von Stärke und Schwäche in kriegspolitischer, strategischer, kriegspsychologischer Hinsicht, die wir vor dem 14. October gemacht — die Entscheidung dieses Krieges vornehmlich, nicht ausschließlich, wir wissen es wohl, doch vornehmlich in der taktischen Action.

Alle anderen Wahrnehmungen, die aus dem Unterschied der beiderseitigen Taktik organisch sich ergeben und, von der elementaren Kampfform aus rückschreitend, die beiderseitige Strategie bis zur beiderseitigen Politik durchziehen, verblassen mehr und mehr, da sie sozusagen Zusätze sind, und so spitzt sich die Frage, woher der Ausgang kam, bis zu dem Punkte zu, wo wir die beiden Gegner Aug' im Auge sehen.

Dieses Resultat scheint heute, da man gläubig proclamiert, das Abmessen der Kräfte im Kriege sei einzig vernunftgemäß, die Hauptschlacht mit der Hauptmacht des Gegners ehrlich und plump zu suchen, der erste Zweck im Kriege, ein Gemeinplatz zu sein. Allein, für jene Zeit war dies nichts weniger als ein solcher, und jene Zeit betrachten wir.

Und so schließen wir die Frage, woher der Ausgang in letzter Linie kam, in die Betrachtung der taktischen Action, die von Napoleon begierig gesucht und von seinen Gegnern gezwungen aufgenommen wurde; viel sprachen wir bereits davon; so wollen wir nun schließen.

Wir wollen gründlich sein.

Lösen wir aus den Erscheinungen des Kampfes vom 14. October alles Unvermuthete, alles Zufällige, alles Nebensächliche ab, so bleibt als oberstes Princip in der taktischen Action, wie sie Preußen übte, jene Ökonomie der Kräfte zurück, jenes Sparen und Schonen des Truppenmaterials, welches wir aus den Verhältnissen der preußischen Monarchie in die Politik, in die Strategie, und von dieser auf das Schlachtfeld verderblich dringen sahen. Das ist der geistige Extrakt von der mechanischen Erscheinung, wie man niemals alle Kräfte zur taktischen Action vereinte, wie man überstarke Reserven zurückbehielt, wie man nacheinander kämpfte, da man beständig hoffte, mit dem engagierten Theil schon stark genug zu sein. Wohl hat die Kriegsgeschichte recht, wenn sie uns belehrt, dass die zu weit entfernte Aufstellung der preußischen Reserven auf dem falschen Flügel Davout den Sieg ermöglicht hat; doch muss sehr hinzugefügt werden, wieso und woher dies kam, warum es so geschah; und nicht der Mangel an Einheit im Befehl, hervorgerufen durch ein accidentielles Ereignis, Braun-

schweigs Verwundung, darf als Lückenbüßer angeführt werden, wo wir Typen sehen. Da wir dieselbe Erscheinung in allen Gefechten erblicken, so muss sie ein gemeinsames Merkmal der preußischen Schule, ein Glied ihres Systems, somit specifisch und keineswegs accidentiell gewesen sein. Der mechanische Urgrund der fortwährenden Niederlagen ist, jedermann erkennt dies an, das Zurückstellen zu starker Kräfte gewesen; zuviel Ökonomie der Kräfte; Geiz mit der Kraft. Wir sahen, dass er aus den Verhältnissen des Staates floss und überdies historisch war. Jedoch genügt dies, um eine völlig unzureichende Form zu erklären; können wir wohl glauben, Preußen behielt sie, trotzdem es ihre Mängel kannte, bloß aus Pietät und Gewohnheit bei, behalf sich mit derselben, da es nicht Energie genug besaß, Neues an ihre Stelle zu setzen, da dieses Neue entschieden kostspielig war? Die Kriegsgeschichte schreibt der Indolenz in Preußen diese Unterlassung zu. Jedoch es scheint, als ob dies nicht völlig richtig sei. In einem Heere, wo man so viel dachte, wie im preußischen der vorjena'schen Zeit, konnte Tradition und Indolenz als solche nicht für Beibehalt von Formen sprechen, die man als ungenügend ansah. Die Lösung liegt darin, dass man, mit bestem Wissen und Gewissen, diese Formen eben für genügend, ja für vorzüglich hielt; folglich muss sich die Erwägung um eine Stufe höher erheben. Wir sprachen in der Strategie von dem preußischen Leitmotiv, als müsse man, solange es eben ginge, drohen; wir blieben bei der Thatsache stehen, dass man auf die taktische Schulung der Truppen, mithin ihr Geschick zum Abmessen der Kräfte das größte Gewicht gelegt hat, was als Widerspruch erschien. Nun denn, auch in der Taktik setzt sich die Idee, zu drohen, äußerst deutlich fort. Das Sparen mit den Kräften ist nichts anderes und kann nichts anderes sein, als ein Ausfluss der Idee, auch auf dem Schlachtfelde zu drohen, sowie man strategisch auf dem Kriegstheater drohte. Jedoch darf dies nur mit größter Vorsicht hingenommen werden, wenn man sich sagt, dass Nacheinanderverbrauchen der Kräfte das Drohen wohl erleichtern, dass es aber ebensowohl zu einer Katastrophe führen kann. Worin kann nun die eigenthümliche Berechnung, mit einem Theile seiner Kraft zu drohen, begründet sein? Offenbar in dem Gedanken,

der eingesetzte Theil sei stark genug und kriegsgeschickt und kriegsgewillt genug, um das Gefecht so lange zu halten, bis das Blatt sich von selber wendet, oder wenn es schon sein muss, die Kraft, die nur zu drohen hat, eintreten kann, um einzugreifen. Die Absicht, mit einem Theile der Kräfte zu drohen, ist an den Glauben gebunden, der andere Theil sei specifisch stärker, als es der gleiche Theil des Gegners ist, und somit ebenbürtig auch einem größeren Theil des Gegners. (Uns scheint dies wenn auch kein ewiges, so doch ein sehr, sehr oft wiederkehrendes Gesetz des Krieges zu sein.) Dieser Glaube war in Preußen dazumal vorhanden, er hat in allen Führern, und soweit die nüchterne Wirklichkeit dies erlaubte, auch in den Truppen gelebt. Man betrachte nur die Mechanik vom Angriff Hohenlohes und man liest mit Flammenschrift daraus die Gewissheit, wie der Fürst von der Unüberwindlichkeit einiger preußischer Bataillone überzeugt gewesen ist und sie daher in einer Weise zum Gefechte führte, die rein militärisch zu verwerfen, und nur, wenn sich der Stärkere derselben bedient, nothdürftig gutzuheißen ist. Man erwartete von den eingesetzten Truppen Außerordentliches*) und gebrauchte sie gleichsam für sich, getrennt von der Reserve, ohne Zusammenhang mit ihr, die ja in erster Linie eine Staffage sein sollte. Aus dieser Erwägung erklärt sich alles, worüber die Nachwelt so unerbittlich gelacht, sehr natürlich und klar. Um zu drohen, um zu imponieren — man verstehe das Preußen jener Zeit — dazu brauchte man, wenn man uns das Bild verzeiht, doch es trifft den Kern der Frage, Puppen, Marionetten, die leicht und sicher und effectvoll zu bewegen waren; um zu drohen glaubte man zu brauchen jene Richtung und jenes Alignement, mit welchem Friedrich so oft erfolgreich gedroht. Und in dieser eminent militärischen Idee gipfelte die preußische Taktik der vorjena'schen Zeit.

Es ist so. Man lese die Reglements und Instructionen der damaligen preußischen Armee und man wird, obwohl es mit so dürren Worten, wie wir es hier der Deutlichkeit zuliebe thun,

*) Wieder sind diese Meinungen nicht Phantasien des Verfassers. Es war ein Merkmal der linearen Taktik, dass sie darauf rechnete, die Truppen der ersten Linie würden die Entscheidung geben. Siehe hierüber „Die Kriege Friedrichs des Großen, herausgegeben vom großen Generalstabe etc.," I, 149.

nirgends ausgesprochen ist, erkennen, dass der Formalismus jener Zeit nur ein wohldurchdachtes Mittel zu einem wohldurchdachten Zwecke war. Viel zu sehr von oben her ist über jene Zeit geurtheilt worden! Ein tief seelischer Gedanke, zu dem der Krieg in Perioden wiederkehrt, liegt dem Formalismus zu Grunde; weit mehr Psychologie des Krieges findet der, der offene Augen hat, im verhöhnten Formalismus, als im individualisierenden Princip unserer Tage; Schablone und Erziehung sind einander **nicht** entgegengesetzt, sondern nur zwei verschiedene Wege zu demselben Zweck, von denen der eine die Seele des zum Kampfe bestimmten Menschen skeptisch und der andere enthusiastisch ansieht. Ein Mann wie Saldern, über den sich heute jeder Lieutenant lustig macht, ist für den, der die Menschen kennt, eine verständliche, und, weil sie zweckbewusst gewesen ist, sympathische Gestalt. Worin liegt der Geist des Krieges, als darin, die Massen zum Kampfe willig zu machen? Es gibt verschiedene Mittel hierzu, und jede Zeit hat ihre eigenen Mittel. Cäsar und Napoleon machten ihre Heere zu Beutegenossen des Kampfes, den sie zusammen fochten, erleichterten ihnen den Kampf und gewannen derart — obwohl alles das sehr cum grano salis zu nehmen ist — ihren guten Willen zum Kampfe. Friedrich musste auf solches nothwendig verzichten, und so schuf er den Formalismus, oder vervollkommnete ihn doch, welcher sich des Zwanges an Stelle des Appells an den Egoismus oder die Hingebung bedient, doch manchmal mit gleichem Erfolge. Man lacht heute, in der Ära der Selbstthätigkeit und Initiative über Saldern, der da glaubte, es sei das höchste für den Füsilier, „wenn er als Maschine ficht"; man verstehe die menschliche Natur und bekenne, dass dies für jene Zeit und jene Verhältnisse das Richtige und wohlangebracht war. Der Formalismus der preußischen Armee, auf guten seelischen Basen aufgebaut, war nichts als ein Mittel zum Zwecke der Drohung, des Marionettenspiels, das wieder nicht geistlos mechanisch wirkte, sondern auf den Feind moralische Wirkungen that. Es ist so. Denn wenn in einem Kriegs-

heer das Bajonnett so hoch gehalten wird, wie dazumal in der preußischen Armee, und der Anlauf an den Feind als ultima ratio des Gefechtes gilt, so ist klar, dass die Taktik dieses Heeres in der **Drohung gipfelt.** Nochmals, man lese die militärischen Schriften jener Zeit und da findet man den Satz stets wiederholt: der Gegner werde, wenn ein preußisches Bataillon, wohl aligniert, mit dem Bajonnett angriffe, sicherlich nicht auf den Einbruch warten. Erst werde er wackeln, und dann wende er sich zur Flucht.

Sofort erinnern wir uns, dass auch die französische Fußvolktaktik im Bajonnettangriffe culminierte; auch dort herrschte also die Drohung vor. Begnügen wir uns vorläufig mit dieser Thatsache, die nicht zu leugnen ist, um späterhin zu sehen, ob, wenn zwei dasselbe thun, es auch dasselbe ist.

Wir sind somit bei den Verhältnissen der elementaren Taktik angelangt und wenden uns mit allgemeinerem Blick zur großen Taktik zurück. Wahrlich, die Drohung schien der deutschen Führung auch in der taktischen Action ein Surrogat für wirkliches Abmessen der Kräfte zu sein. Ist dies, nach dem, was wir darüber zur Aufklärung mitgetheilt, wohl unverständig, oder etwa gar nicht einzusehen? Lag nicht zu allen Zeiten darin die Kunst des Truppenführers, mit möglichst wenig Aufwand an Mitteln möglichst viel zu erreichen? So löst sich der Vorwurf des Geizes mit den Kräften allgemach und sehr natürlich in die Betrachtung auf, wie man in Preußen nicht deshalb vor allem mit den Mitteln geizte, weil sie spärlich waren, nicht weil es so in der Tradition begründet lag, sondern im guten Glauben daran, auch die Drohung als ökonomischere Form werde ihre Schuldigkeit thun. Und wer uns dies nicht glauben will und es widersinnig findet, der denke an die Gegenwart, und an die Apostel des ungestümen Angriffs mit dem Bajonnett gegen das Magazingewehr, da die Erfahrung zeige, zum Kampfe Mann an Mann komme es heute nicht mehr; der Gegner werde weichen, wenn man damit **droht!**

Wenn wir noch hinzufügen, dass man, um mit seinen Mitteln zu drohen, eine Art von Bühne brauchte, also eine freie, offene Gegend und Raum zur Evolution, so ist in den gemachten

Erwägungen der Geist jener Zeit *sine ira et studio* bündig wiedergegeben.

Lösen wir aus den Erscheinungen des Kampfes vom 14. October alles Unwesentliche, alles Zufällige, alles Nebensächliche ab, so bleibt als leitendes Princip in der taktischen Action, wie sie Frankreich übte, möglichstes Einsetzen der vorhandenen Kraft, also wahrhaftes Abmessen der Kräfte im Kampfe zurück. Doch hier muss die Erwägung wieder äußerst deutlich sein, um Alles klarzulegen. Liegt in der Idee, seine Kräfte mit jenen des Gegners abzumessen, irgend eine Garantie des Sieges? Es scheint wohl nur dann, wenn die eigenen Kräfte eben stärkere sind. Und so war es hier. **Weil** die napoleonische Taktik — das elementare Abmessen der Kräfte — unvergleichlich stärker als der Gegner war, **darum** schritt der napoleonische Krieg zum Abmessen der Kräfte, und keineswegs, weil dies ein Axiom des Kieges ist oder sein soll. Jetzt, 1806, bleibt Napoleon, im Vertrauen auf die Kraft seiner Mittel, beim kunstlosen Abmessen derselben, sicher wie er ist, er müsse in demselben Sieger werden und greift nicht zum Manöver als einem billigeren Mittel. Die napoleonische Schlachtentaktik war somit eine Folgeerscheinung von der specifischen Stärke der Mittel, war an sie gebunden, und keineswegs durch das bloße Princip, das sie bewegte, wirksam; sie hing geradezu von der Stärke ihrer Mittel ab. Worin lag nun die Stärke ihrer Mittel gegen die der alten Zeit? In einem Unterschied der elementaren Kampfform der Infanterie, der nicht **auffallend**, aber doch **sehr wirksam** war: dem Gefecht mit Schützen; und nebenher in einem Auftreten von Reiterei und Geschütz in Massen, die man vordem nicht kannte. Wir thaten bereits früher dar, worin das Wesen der napoleonischen Fußvolkstaktik lag. Sie gab dem einfachen Kämpfer das Gefühl seiner Stärke und dieses hielt ihn fester, sicherer auf seinem Platz im Kampfe, als guter Wille, Begeisterung, ja sogar der Drill es vermag. Wir sehen somit, wie die napoleonische Taktik, die so sehr auf das Abmessen der Kräfte zielte, ein heroisches Product der tiefsten Menschenkenntnis war; sie erleichterte den Kampf und so führte sie ihn leichter. Hier nun

kann eine Erwägung nicht übergangen werden, die von allererster Wichtigkeit ist für den, der die Natur des Krieges kennen lernen will. Preußen besaß ja auch seine Schützen, und auch die verstanden es, als Tirailleurs zu fechten; stets bisher musste unsere Darstellung die Meinung erwecken, als sei immer nur eine geschlossene deutsche Linie gegen einzelne Tirailleurs des Gegners in ohnmächtigem Kampfe gestanden. Es war nicht so, und, was das belehrende ist, man sah damals nicht, was und wie es war. Frankreich hatte eben mehr, nicht erdrückend mehr, nur überhaupt mehr Tirailleurs, als die preußische Führung zu entwickeln für gut fand. Nicht auffallend war dieser Unterschied dem, der im Gefechte stand, jedoch unendlich deutlich fühlte er ihn. In der That hat ein geringes Mehr an Tirailleurs, ein nicht principielles Hinausgehen, nur ein relativ geringes Überschreiten der kriegsconventionellen Praktik mit Tirailleurs die Entscheidung gegeben; um dies klar zu machen, denke man an ein Manöver unserer Tage, und gestehe sich, ob Tirailleurs, die hinter Büschen liegen, auffallen und drohend aussehen. Die deutschen Feldherren müssen, die ungeheuern Verluste ihrer Reihen sehend, ganz einfach nicht begriffen haben, dass dies von einem geringen Mehr an Tirailleurs auf des Feindes Seite kam. Auffallender kann der Unterschied zwischen Symptom und Wirkung kaum sein als hier. Wir kennen heute sehr genau die Wirkung der Tirailleurs, haben aber lange, lange nicht gesehen, dass diese Wirkung nahezu nur aus einer Nuance des Kampfes kam, die uns heute entgangen ist und von der man nicht verlangen kann, die deutschen Führer hätten sie im Kampfe selbst dazumal wahrnehmen sollen. Warum nun in einem Kampfe, wo Tirailleurs gegen dichte Linien ein wohlgezieltes Feuer aus relativer Sicherheit abgeben, die letzteren schließlich doch wohl weichen müssen, wurde dargethan. Die Franzosen kämpften bequemer, sicherer, und darum siegten sie. Sofort tritt als Folgeerscheinung der offensive Geist hervor bei Truppen und Führern, der, wenn man ihn anerzieht, versagen, wenn man ihn im Volkscharakter liegend wähnt, bitterlich enttäuschen kann, aber dann wohl mächtig auftreten wird, wenn er der Ausfluss eines Kraftgefühles ist, das man sich im Kampfe holte, das heißt, wenn die eigene Kampfform augenschein-

lich überlegen ist. Jetzt verstehen wir die Offensivtendenz der französischen Infanterie. Sie ist keine Manie; ist keine Doctrin; sie kommt von selbst als ein Product der Evidenz, stärker zu sein, aus der elementartaktischen Action. Jetzt verstehen wir, dass der französische und der preußische Gebrauch des Bajonnettes zwei ganz verschiedene Dinge sind, wenngleich sie im Principe ähneln. Der Franzose hat dann das Bajonnett gebraucht, wenn es galt, einen bereits erschütterten Gegner völlig umzurennen; es war der Punkt auf dem I, die Vollendung, die Krönung der taktischen Action, die durch den Schützenkampf wohl vorbereitet war. Und der Preuße? Auch er sollte dann das Bajonnett gebrauchen, wenn es galt, einen bereits erschütterten Gegner völlig umzurennen; es war der Punkt auf dem I, die Vollendung, die Krönung der taktischen Action, die durch den Kampf von Linien wohl vorbereitet war! Hier liegt der Gegensatz, und hiemit die Erklärung: was das Bajonnett betrifft, so ist im Principe die Absicht beider Heere haargenau die gleiche; beide denken, mit demselben zu drohen; beide, nachdem sie den Gegner erschüttert. Darin nun, dass Preußen mit seinen Bataillonssalven den Gegner nicht derart erschüttern konnte, als zum Angriff mit dem Bajonnette unerlässlich schien, dagegen selber durch des Feindes Schützen unverhältnismäßig litt — darin, in dieser Nuance in den Symptomen dessen, was man auf beiden Seiten that, liegt die Erklärung, wieso es kam, dass Preußen nicht zum Bajonnettangriffe schritt.*) Die verhältnismäßig wenig Schützen mehr auf Seite der Franzosen, und die relativ kurze Spanne Zeit, die zwischen dem deutschen und französischen Bajonnettangriff liegt, waren geringe Symptome und hatten die gewaltigsten Wirkungen gehabt; wohl droht auch die französische Taktik mit dem Bajonnett, aber sie erschüttert den Gegner, bevor sie droht, während die preußische mit der Drohung auf einen intakten

*) Darauf mussten wir Gewicht legen, durch eingehendstes Zerfasern des Infanteriegefechtes der beiden Gegner diese Wahrheit darzuthun. Denn in den Urtheilen über diesen Krieg zögern die Kriegsschriftsteller nicht, die Personen, somit die Führer dafür zur Rechenschaft zu ziehen, dass sie nicht „im Sinne des großen Königs" rücksichtslos zum Angriff schritten.

Friedrich hätte, dess sind wir überzeugt, seine Bataillone zu einem so ungleichen Kampfe sicher nicht geführt, denn er hat sehr genau gewusst, was man von Truppen im Kriege billig verlangen — das heißt erreichen — kann.

Gegner stößt. In diesen Nuancen, die dazumal im Kriege nicht auffielen, die heute noch lange nicht völlig auf ihren wahren Wert gewürdigt sind, ruhte der Keim der Entscheidung. An diese feinen Züge des Krieges muss man sich halten, um zu sehen, wie schwierig er ohne praktische Versuche, oder vielmehr vor dem Versuche zu verstehen ist. Doch genug. Ein nicht auffallender, doch sehr wirksamer Unterschied der elementaren Taktik brachte es dahin, dass die deutschen Truppen unverhältnismäßig litten, wo die französischen Zermürbungstruppen verhältnismäßig wenig litten; die deutsche Drohung übereilte sich, wo sie sich an den intakten Gegner wagte, und vom Erfolge gekrönt war die französische Drohung, die nach einem ungleichen Abmessen der Kräfte zur Vollendung der Arbeit an die deutschen Truppenreste heranrückt. Wenn wir nun bedenken, dass beide Gegner, was die große Taktik angeht, successive kämpften, so führt die logische Erwägung zu dem Schlusse, dass dies für Preußen schlecht und gut für Frankreich war. Napoleons Absicht, seine Kräfte abzumessen, ist daher nicht buchstäblich zu nehmen. Jeder Kenner der napoleonischen Taktik weiß, dass Napoleon gerade den Gebrauch der Reserve zum System erhob, mithin sein Abmessen der Kräfte kein unbedingtes war. Wohl ist dies zuzugeben, aber wer könnte blind dagegen sein, dass der succesive Gebrauch der Kräfte auf Napoleons Seite eben auch nichts anderes war, als ein Sicherheitsfactor in einem Kampfe, wo schon geringe eigene Kraft hinreichend war, den Erfolg zu geben? Die napoleonische Reserve-Verwendung wird vielfach nicht völlig aufgefasst. Seine Reserven stellte Napoleon oftmals nicht so sehr infolge des Princips, Reserven zu haben, zurück, sondern mit der Überzeugung, er bedürfe in dem Kampfe, den er eben kämpfte, derselben nicht unmittelbar. Es war eine Art von Sparsamkeit, wenn man will, die aus der **Ungleichheit** der beiderseitigen Form natürlich entstand; mit den Garden trieb Napoleon, wie bekannt, diese Sparsamkeit oftmals bedenklich weit. Davout gestattete sich bei Auerstädt die Ökonomie einer Gefechtsreserve nicht, obwohl sie Princip gewesen ist. So sehen wir, dass die napoleonische Ge-

fechtsreserve ursprünglich eine natürliche Folge des eigenen Überschusses an Kraft, an Zahl, an Kampfesform, oder an beiden vereint gewesen ist, und sich hier gewissermaßen von selbst aus diesem Überschusse ergab, während dies in der linearen Taktik keineswegs der Fall war. Natürlich ist nicht zu verkennen, dass die Gefechtsreserve Princip gewesen ist, sowie heute beiläufig die Gefechtsreserve als conditio sine qua non jedes Gefechtes gilt. Aber festgestellt muss werden, dass die neue französische Kampfesform, specifisch stärker wie sie war, von selbst auf die Reserve wies, während dies bei der linearen Form der Fall nicht war, hier die Reserve künstlich geschaffen werden musste und, wie erwiesen ist, oft gehindert hat, oder wenigstens schwierig zu gebrauchen war.

Diese Erwägungen mussten wir thun, um die mechanische Erscheinung, dass Frankreich ebenso wie Preußen nacheinander kämpfte, in's rechte Licht zu stellen; doch halt, hier ist ein wesentlicher Unterschied. Frankreich kämpfte in der That successiv, während diese Absicht bei Preußen oftmals nicht über den Versuch hinausgedieh. Warum? Die französische Reserve sah sich wahrhaft als Triarier an, obgleich die Führung hoffte, die engagierten Truppen schon würden, wie es so oft geschah, die Entscheidung geben. Die deutschen Reserven handelten ebenso; auch sie betrachteten sich als Triarier, wenngleich sie vielleicht um eines Haares Breite weniger gewillt waren, deren Rolle wirklich durchzuführen, vielmehr sich nur zu zeigen gedachten; man weiß, dass sie mechanisch ungeschickter dazu waren, thatsächlich in's Gefecht zu gehen, als ihre französischen Gegner. Auch sie erwarteten, nur vielleicht um eines Haares Breite mehr und fester, die Entscheidung durch die engagierten Truppen schon fallen zu sehen. Alles nur Nuancen, wie man sich ehrlich eingestehen muss. Noch tiefer heißt es also hier zu gehen, soll der Unterschied gefunden sein. Die französische Reserve erhoffte von den engagierten Truppen den Sieg; die preußische erwartete gleichfalls denselben. Es ist wohl klar, dass eine der beiden Reserven enttäuscht werden musste. Nun war die französische Kampfesform für das Heranziehen von Reserven

ungleich günstiger beschaffen, als die preußische; hier schlägt stark der mechanische Unterschied von Linie und Colonne vor. Waren die deutschen Bataillone der ersten Linie besiegt, so waren sie aufgelöst und trugen die Verwirrung in die Reihen der Reserve, die, kämpfend mit den Hindernissen des Terrains, ihnen aus weiter Ferne wohl aligniert zu Hilfe kam. Die französische schloss in diesem Falle tropfenweise an, während die unvergleichlichen Schützen, dann Reiterei und Artillerie ihren Anmarsch deckten. So sehen wir, wie es nicht dasselbe ist, wenn zwei dasselbe thun; und wie hier die Praktik der Reserve sich bewährte, während sie dort an inneren Schwierigkeiten fast immer scheitern musste. Es ist nicht zu verkennen, dass die französische Reserve mehr zum **Kampf** und die preußische mehr zur **Drohung** bereit war; der letztern mechanische Fehler sind zum großen Theile Producte dieser Idee. Und so schließt sich die Erwägung dahin, dass der ganze taktische Mechanismus beider Heere, ebenso wie ihre Strategie, den Unterschied erkennen lässt, der in der Tendenz zu kämpfen und in der zu drohen liegt.

Wir nehmen dieses Resultat vorweg, da sich das Bild der großen Taktik an das strategische Bild organisch fügt. Wir wissen jetzt, dass in einem Kampfe der beiden Heere die Entscheidung des Kampfes in den beiderseits zunächst engagierten Truppen liegen muss, da hier besonders die Schwäche der deutschen Kriegsform lag; und dass von da aus der Zusammenhang der Dinge immer erheblichere Übel auf deutscher, minder erhebliche auf französischer Seite zeigt. Wir wissen, dass Preußen, um einen Misserfolg der engagierten Truppen wett zu machen, vorwiegend an die Drohung denkt, während Frankreich mehr dazu bereit und geschickt ist, wirklich zu kämpfen. Man wird uns hier ganz sicherlich und immerhin nicht ohne Grund des Mangels an concreter Überlegung zeihen; doch bleiben wir bei dem, was wir gesagt. Alle Details der Taktik auf beiden Seiten sind mehr oder weniger der sinnliche Ausdruck der beiden so entgegengesetzten Ideen, von denen die eine ihre Stärke aus dem Bewusstsein ihrer Überlegenheit und die andere aus der Tradition gewinnt. Frankreich droht **und** kämpft; Preußen kann **nur**

drohen, ist viel zu extrem gesagt, jedoch es gibt den Geist der Lage. Dieser eigenthümliche Gegensatz setzt sich auf beiden Seiten von der taktischen Action in die strategische, von dieser in die kriegspolitische rückwirkend fort und wurzelt tief im Gegensatz der Heere, ja der beiden Staaten, die im Kampfe stehen. Dieser Krieg ist, man vergesse dies nicht, ein Ausnahmskrieg gewesen, wie er lange vorher nicht da war und nicht sobald wiederkehren wird. Er muss in scharfen Umrissen gezeichnet sein, soll sein Bild ein historisch entsprechendes werden. Nun wissen wir, dass Preußen auf seine Offensive, auf den Kampf der eingesetzten Truppen felsenfest vertraut, und ein Schimmer von Hoffnung blitzte auf in Führern und Armeen, als der sinkende Nebel des 14. October zum endlichen Kampfe rief. In letzter Linie, muss daher zugestanden werden, hing die Entscheidung von dem Verhalten der engagierten Theile ab.

Wir kennen dieses Verhalten.

Wir haben gesehen, dass die deutschen Führer in Unkenntnis darüber waren, was wohl die Truppen zu leisten vermöchten. Der taktische Gedanke Braunschweigs sowohl als Hohenlohes war auf den Angriff gerichtet, und sie befahlen denselben, erzwangen ihn, bis die Mittel versagten. Hier stehen wir auf einem Punkt von erster Wichtigkeit, den wir bereits berührten. Die Truppen entsprachen der Absicht der Führer nicht und so scheint es, es müsse die Schuld der Niederlage den Truppen zugeschrieben werden. Es wurde die allgemein verbreitete Anschauung widerlegt, dass Braunschweig und Hohenlohe, jener vor Hassenhausen, dieser vor Vierzehnheiligen gleichsam aus Unverstand stehen geblieben wären und es zwecklos versucht hätten, die Objecte durch Umfassen wegzunehmen. Die Thatsache ist die, dass ihre Mittel ganz einfach versagten, dass sie taktisch nicht geschickt im Kampf um Örtlichkeiten waren, was klar daraus hervorgeht, dass beide Führer auf die verschiedensten Mittel verfielen, um die gelähmte Angriffskraft der Infanterie durch Geschützgebrauch, Reiteranfall und dergleichen wettzumachen. Der Gedanke beider Feldherren ist der richtige gewesen, aber ihre Truppen besaßen die Stärke nicht, ihn zur That zu machen.

Wir haben gesehen, wie die deutsche Infanterie unter einer

mechanisch sehr empfindlichen, moralisch äußerst auflösenden Ungleichheit der Kriegsform litt. Man stelle sich vor, was es heißt, wenn Truppen, denen man so oft wiederholte, ihren Bataillonssalven und ihrem Bajonnettangriff widerstehe der Gegner nicht, plötzlich inne werden, dass jener doch nicht weicht und noch dazu in einer Art und Weise kämpft, die es unmöglich macht, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten, der gleichsam hinter der Deckung über die deutsche Geradheit lacht, die ohne Deckung steht. Man erwägt die Dauer des Gefechtes und erstaunt frägt man sich, wieso es kam, dass die deutschen Truppen überhaupt solange Stand gehalten haben. In der That, wo ist der moralische Wertunterschied beider Armeen zu spüren, den der Unterschied an Behandlung, Löhnung, Verpflegung, Bekleidung geradezu erwarten lässt? Wo sind die verderblichen Früchte, die ein Spar- und Knauser- und Stocksystem in einem Heere unfehlbar tragen muss, und wo sind Muth, Begeisterung und guter Wille, die man vom französischen füglich erwarten sollte, als auffallende Contraste zu sehen? Wir müssen es — 1806 ist ja neun Jahrzehnte von uns entfernt — gestehen, dass man im Gefechte selbst verderbliche Folgen aller jener Sünden, die man vor Jena durch lange Jahre an Preußens Heer begangen haben soll, nicht evident erblicken kann. Wir lernen daraus — und dies ist äußerst lehrreich für die Kriegspsychologie der heutigen Zeit — wie ein Kriegsheer im Gefechte selbst keineswegs alles Unrecht verhängnisvoll vergilt, das man ihm angethan, oder überschäumt von Dank, wenn man es human und gut behandelte; wie einige Heller Löhnung, ein paar Lothe Fleischration, ein paar Monturstücke mehr oder weniger im Kampfe nicht den Ausschlag geben müssen. Ein tiefer, seelischer Sinn liegt in dieser Erscheinung, die allerdings in die Gegenwart nicht passt, wo man den Soldaten durch gute Behandlung in materiellen Dingen vor allem zum Kampfe zu captivieren sucht. Die auffallenden Folgen von Darben und Entbehrung, so sehen wir, äußern sich im preußischen Heere außerhalb der taktischen Action, vor den Schlachten symptomatisch, und nach denselben universell. Diesen auflösenden Folgen begegnen wir am Marsche, im Quartier, auf dem Rückzuge, und

in der That sind sie mehr strategischer als taktischer Natur. Wohl fließt der Geist der Kriegsheere zum allergrößten Theile aus deren Magen her, doch im Gefechte selbst denkt der Soldat nicht oft an seinen Magen. Was daraus zu schließen sei? Nicht entfernt denken wir daran, Proselyten zu machen für Rückkehr zu einer Zeit, wo der Soldat systemmäßig darbte und weit sind wir davon, den ungemeinen Einfluss abzuleugnen, den die Lebensweise eines Heeres auf dessen Thun hat. Aber uns lag daran zu zeigen, wie die Folgen des preußischen Sparsystems nicht entfernt als Grund der Niederlage anzuführen sind; wohl treten solche böse Früchte vereinzelt in der strategischen Sphäre des Krieges hervor, und sie mögen daselbst vielfach moralisch sowohl als materiell geschadet haben. Aber im Kampfe selbst vergaß das Heer, dass es hungerte und darbte. Es schlug sich brav. Und so sehen wir, dass, da die taktische Action doch vor allem im Kriege entscheidet, die Lebensweise eines Heeres für dieselbe nicht von entscheidendem Einflusse sein **muss.** Wohl mag in der strategischen Sphäre des Krieges manches Atom des Kampfes infolge des Mangels und der Nothdurft des Lebens für den Kampf verloren gegangen sein. Aber von solchem Belang, wie eine neue, humane Zeit dies glauben machen will, ist dieses Motiv nicht gewesen.

Man gewinnt auch aus der Erzählung so vieler Zeugen das anschauliche Bild, dass die deutschen Truppen viel Bravour entwickelten und sehr nahe liegt es, anzunehmen, dass der Gegner nicht soviel entwickeln musste, da ihn seine starke Kampfesform dieser Mühe überhob. Nun denn, diese Kampfesform war so wesentlich verschieden von der Preußens, dass der Unterschied mit Imponderabilien nicht auszugleichen war. Wohl befahl die deutsche Führung vorzugehen, wohl griffen die Feldherren an, allein die Truppen versagten, und man muss gestehen, es konnte nicht anders sein. So bleibt von den taktischen Dispositionen beider Feldherren, soweit sie nicht durch das eben herrschende System schon entschuldigt sind, füglich nichts zu tadeln, als dass sie die Truppen, selbe überschätzend, in eine Lage brachten, der sie nicht gewachsen waren. Die Kunst, die Mittel, die man hat, haarscharf zu taxieren, ist eine unendlich seltene und sehr schwierige Kunst, und um so schwieriger muss sie dann sein, wenn Tra-

dition und Heergeschichte die Truppen mit einem Nimbus umgibt, nach welchem, wie im preußischen Heer jener Tage, ihre ganze Taktik zugeschnitten ist. Es gab kein anderes Mittel, sich aus der Affaire zu ziehen als endlich und schließlich das Drohen mit dem Bajonnett; an dieses appellierte die Führung nicht mehr; es waren die Truppen keine Scharen unerreichter Helden, die sicherem Tode tollkühn entgegengehen. Nun können wir den Antheil, den die Führung und jenen, den die Truppen an der Niederlage hatten, klar und deutlich sehen: Jene gebrauchte das einzige systemmäßige Mittel, das ihr zu Gebote stand, nicht mehr, weil die Truppen, innerlich erschüttert, nicht mehr stark genug, es auszuführen, waren.

Wir haben gesehen, wie in beiden Schlachten zwei Principien, die Heere zum Kampfe willig zu machen, aneinander gerathen sind. Das eine gründete sich darauf, den Truppen den Kampf durch die Form des Kampfes möglichst leicht zu machen; es gewann den Willen des Einzelnen durch die Evidenz des Vortheils, den er im Kampfe besaß, welche Evidenz laut und vernehmlich sprach. Das andere zwang seine Truppen zum Kampfe. Doch halt, hier setzt sich unwillkommenerweise eine Gedankenreihe an. Was war der Sinn des Drills, was ist, was kann er sein? Es scheint, als ob er nicht so sehr imaginärer Zwang zum Kampfe, als vielmehr ein Ablenken der geängstigten Seele von den Vorgängen des Kampfes durch mechanische Verrichtung sei. Denn wäre dem nicht so, so würde ja das einfache Verlesen der Kriegsartikel vor dem Gefechte das beste Mittel sein, die Truppen zum Kampfe zu zwingen. Dem Drill liegt ein tief seelischer Calcul zu Grunde, trotz allem, was die Kriegspsychologie der heutigen Zeit dagegen sagt. Er soll den Willen des Kämpfers gleichsam übertölpeln, letzteren seines Willens, das heißt der praktischen Consequenz des Zögerns, des Zagens, der Furcht, möglichst entkleiden, und letztere, so weit dies geht, unschädlich machen. Auch der Drill ist eine Art, dem Manne den Kampf zu erleichtern. Doch wohl fühlt man den Unterschied des französischen und deutschen Principes zutage treten, wenn man den Unterschied der Kampfesart erwägt. Innig hing diese auf

beiden Seiten mit der Kriegsdisciplin und dem Volkscharakter zusammen. Blind konnte der Drill bis zu einem gewissen Grade machen; bis zu dem Grade, der **hier** nothwendig war, vermochte er es nicht; und so fiel **hier**, bei Jena, jetzt, 1806, das Kunstproduct des Drills vor der Evidenz des Gegners, dass er selber stärker sei. Dieser Umstand muss wohl erwogen werden, wenn man dem Drill das Urtheil sprechen will. Hier hatte er eine Ausnahmsprobe zu bestehen, die, wir können es wohl glauben, Erziehung auch nicht bestanden haben würde.

Diese Extreme, Worte, die extrem klingen, brauchten wir hier, um deutlich zu sein. Man weiß indessen, dass die Grenze zwischen Drill und Erziehung keine so scharfe ist, und jene zwei Motive nicht so grundsätzliche Gegensätze sind, wie man es, um dem didaktischen Zwecke zu dienen, oftmals glauben machen will.

Wir haben gesehen, wie die französische Kampfmethode der preußischen jene Orte zudictierte als entscheidende Punkte, die ihr selbst genehm gewesen sind. Preußen ging auf dieselben gläubig und vertrauend los. Wie hat die Kriegsgeschichte an dem preußischen Heer jener Tage gesündigt und wie sündigt sie noch daran! Billige Betrachtung zeigt, dass die lineare Taktik Raum und freie Räume brauchte; der Gegner, im freien Felde, vom Nahen geschlossener Bataillone bedroht, wirft sich instinctiv in Objecte des Terrains, die ihm Schutz gewähren und welche die lineare Taktik, da sie mit Feinden angefüllt, nicht unbeachtet liegen lassen kann. Die lineare Taktik glaubte genöthigt zu sein, Hassenhausen sowohl als Vierzehnheiligen zu nehmen, bevor sie weiterging, und an den vergeblichen Versuchen, solches zu erreichen, hat sie sich verblutet. Nicht Unverstand der Führung, nicht blindes Vertrauen auf den Geist der deutschen Truppen hat dies allein bewirkt. Dass die entscheidenden Punkte dort liegen mussten, wo sie Frankreich brauchte, lag ganz und gar im Unterschied der beiden Kriegssysteme, von denen das eine auf dem Boden, wo man eben kämpfte, manches lassen konnte, was ihm nicht genehm war, während das andere solches thun musste, was ihm verderblich ward; wenn mit dieser vagen Phrase irgend etwas gesagt ist. Frankreich konnte im freien Felde kämpfen und in

Orten des Terrains, die zahlreich waren. Preußen verstand es nur, im ersten Fall zu fechten und war genöthigt, da sich ihm der Gegner hier nicht stellte, dort ihn aufzusuchen, wo er es eben that, und es unterlag. Die ganze Führung der Schlachten zeigt doch so klar, dass alles, was auf deutscher Seite geschah, ein unverfälschter Ausfluss der alten Schule war, zu der man sich, als die Kanonen zu donnern begannen, nach den strategischen Nieten der jüngsten Zeit vertrauend zurückgewendet hat: wenngleich zugegeben werden muss, dass die deutsche Führung, die Offensive auf die Spitze treibend, diese in Sackgassen geleitet hat, aus denen es keine Umkehr gab.

Es steht fest, dass in beiden Schlachten auf deutscher Seite die Principien des XVIII. Jahrhunderts viel stricter befolgt worden sind, als in der strategischen Vorgeschichte derselben; als das Thun des Gegners noch Zweifel und Befürchtungen aller Art wachgerufen hatte. Natürlich ist das wohl. Gelangte man schon in der Sphäre der Strategie zu keinem annehmbaren Compromiss der neuen mit der alten Form, so leuchtet ein, dass man in der taktischen Action nicht an dasselbe denken konnte.

Wir haben gesehen, wie das Verhalten der von beiden Seiten engagierten Truppen auf die Entscheidung der Actionen von erstem Einflusse gewesen ist; und in welch' verderblicher Art das Unterliegen der vorderen deutschen Kräfte auf die Reserven zurückgewirkt hat. Die Glieder der Kette sahen wir plastisch ineinandergreifen, die von dem ersten leisen Schwanken der alignierten Bataillone verhängnisvoll zur Flucht geführt.

Nach unserem Erkennen glauben wir in der That, dass dem so ist. Man wird wohl sehr bemerken, dass die Analyse des elementaren Infanteriegefechtes der beiden Gegner einen unverhältnismäßig breiten Raum unserer Erwägung eingenommen hat; und dass wir dem Unterschied dieser Kampfesarten die Hauptursache der Entscheidung beigemessen haben. Dies wird vielfachem Widerspruch begegnen. Wir haben demselben bereits, so weit wir es vermochten, dadurch vorgebeugt, dass wir darauf wiesen, wie himmelhoch der Unterschied zwischen Symptom und Wirkung der neuen französischen Kriegsform war. In der That, die große Masse der französischen Infanterie focht in ge-

schlossener Ordnung und nur ein Theil als Tirailleurs, allein ein geringes Mehr an Tirailleurs, die noch in ihrem Geschäfte geschickter waren, als die deutschen Schützen, trug unverhältnismäßig viel zur Entscheidung bei. Es ist nicht zu verkennen, dass alle unsere Raisonnements insoferne unselbständig sind, als sie auf Detailkenntnissen fußen, die in den Quellen nur zu finden sind; dort möge man nachlesen, um zu sehen, ob unsere Schlüsse falsche sind. Wir glauben, dass gar oft die Entscheidung eines Gefechtes in der unscheinbaren Vorbereitung desselben ruhen kann, und der geräuschvoll in Scene gesetzte letzte Stoß nur mehr der Schluss- und Endpunkt einer langen und entscheidenden, doch unmerklichen Arbeit war. Wir glauben, dass dem so in der neuen französischen Taktik war. In der unscheinbaren Vorbereitung des Gefechtes lag das Entscheidende. Wenn wir bedenken, wie die Männer jener Zeit das Symptom nicht gewürdigt haben, das im Schützenkampfe lag, und wie lange es gedauert hat, bis er, unvollkommen nur, nachgeahmt wurde, so gewinnt immer mehr der Glaube, ja die Überzeugung Raum, dass diese Kampfform, die äußerst verderblich auf den Gegner wirkte, in ihren Symptomen nicht so erkennbar war, wie sie es heute ist, und der Widerstreit an Meinungen über die Natur des Entscheidungsgefechtes und die Rolle, die es in den napoleonischen Kriegen gespielt, scheint dies zu bestätigen.

Wenn wir sehen, wie in beiden Schlachten die Entscheidung des Kampfes in so völlig gleicher Weise geschieht, beidemale vor Objecten, welche die neue Taktik besetzt und umklammert hält, wie das Wellenspiel auf beiden Seiten hier beweglich eine Zeit lang schwankt, um von hier aus plötzlich in den reißenden Strom von Flucht und Verfolgung überzugehen, so muss man zu dem Schlusse kommen, dass beide Schlachten recht eigentliche Infanterieschlachten gewesen sind, in welchen eine Nuance der elementaren Taktik den Sieg und die Niederlage herbeigeführt hat.

Der Epilog weist gleichfalls darauf. Wir haben gesehen, wie die taktische Action des 14. October für das preußische Heer, Truppen sowohl als Führer, eine letzte Probe gewesen ist, in der man sein Bestes versuchte. Auffallend ist die Reaction, die

sich ergibt, als das Heer Friedrichs des Großen, welches in der Schlacht das Correctiv für manche strategische Fehler gesehen,*) erfährt, dass es auch hier, und noch dazu in solcher Weise, den Kürzern ziehen muss. Hingewiesen haben wir darauf, dass diese Reaction wohl unvermeidlich war. Sofort treten nach der Entscheidung die inneren Schäden der preußischen Armee verzehnfacht hervor. Jetzt sieht man Deserteure, jetzt entsteht die Fahnenflucht, jetzt greift Raub und Plünderung um sich, jetzt lösen sich die Bande des Gehorsams, was zu erklären das lange Sündenregister, welches die Geschichte für Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. angefertigt hat, nicht angezogen werde! Wir wiederholen: Im Kampfe thaten die Truppen ihre Schuldigkeit; nach demselben genügt es, auf die Entmuthigung zu weisen, die ein Heer erfahren muss, das solches erlebt, wie Preußens Heer bei Jena-Auerstädt, um die heftige Reaction zu erklären. Ein Ähnliches kam in der Geschichte auch bei Heeren vor, die unlängst glücklich gekämpft. Nicht soll geleugnet werden, dass große Mängel in der Armee vorhanden waren, und dass sie sich nach dem 14. October verderblich fühlbar machten. Aber zur Steuer der Wahrheit, und mehr als das, als Wegweiser für den, der die Wahrheit als Mittel zu einstigen Zwecken des Krieges sucht, muss daran erinnert werden, dass im Kampfe selbst diese Schäden moralischer Natur, besonders bei den Truppen, fast gar nicht nachzuweisen sind. An einem Haare hing bei Auerstädt die Entscheidung, was den Geist der Truppen anbetraf.

So sehen wir, indem wir zusammenfassen, nicht detaillieren und erschöpfen, sondern den Geist der Dinge ziehen, dass bei Jena-Auerstädt vor allem ein altes Princip einem neuen wich, und wie erst lange nach der Fülle an Erwägung, die daran zu knüpfen ist, das Urtheil über die handelnden und leidenden Menschen mit großer Vorsicht gefällt werden darf; obwohl die Geschichte bisher es vorgezogen hat, aus der bissigen Memoirenliteratur der folgenden Zeit und Kriegstagebüchern, die nachmals am warmen Kamine verfertigt worden sind, das Material zur Verdammung der Opfer von 1806 zu ziehen.

Nicht vage Gerechtigkeitsliebe, kein ephemerer Zweck führt

*) Dies steht historisch fest.

uns zu obigem Urtheil, sondern der furchtbar ernste Gedanke, dass auch wir, die wir uns, sowie die Männer Preußens zu jener Zeit, für die Besten unserer Zeit ansehen, nicht sicher davor sind, einstmals ebenso gerichtet zu werden; und die praktische Erwägung, wie dies zu vermeiden sei.

Napoleon hat die heißbegehrte taktische Entscheidung endlich gefunden und ihm verblieb der Sieg. Um denselben einzuleiten, marschierte er rasch und daher bequem; er bediente sich der modernen Strategie. Wir sahen ihre rein militärischen Mängel. Uns scheint, als hätte Davout bei Auerstädt immerhin unterliegen können, wie die Sachen lagen. Können. Darin liegt der Geist des Krieges von 1806. Er unterlag nicht. Ist darum ein verdammendes Urtheil über eine Strategie zu fällen, die ihre Heereseinheiten in solche Lagen brachte, wie Davout? Für 1806 ganz sicher nein; ein Krieg, dessen Strategie so bequem sein kann, wie dieser, weil seine Mittel so hervorragend starke sind, ein solcher Krieg ist eine sichere Form des Krieges, die stärkste, die es geben kann. Denn **rein militärisch** gibt es einen Krieg ohne Chancen nicht; nur **kriegshistorisch** gibt es ihn; versprechen kann niemand und zu keiner Zeit, ihn zu führen; gehört er der Geschichte an, so mag er ohne Vorurtheil betrachtet werden. Wir ersehen aber aus diesem Kriege, wie in ihm die Strategie mit der Taktik so innig wie kaum je zuvor, Hand in Hand gegangen ist. Die Strategie Napoleons im Jahre 1806 ist ohne genaue Kenntnis ihrer Natur und der taktischen Natur derselben, überhaupt nicht zu verstehen. Denn nur dann erkennen wir, wie eben diese Strategie einzig möglich war, wenn die Mittel, so wie hier, unendlich stärker waren.

So stellt sich der achttägige Krieg von 1806 wahrhaftig als ein Ausnahmstyp des großen Krieges dar, und von diesem Gesichtspunkte aus muss er betrachtet sein. Nichts könnte gefährlicher sein, als aus Napoleons strategischem Thun, das nur für einen Ausnahmsfall zugeschnitten war, Axiome des Krieges zu machen. Wenn man auch ohne Vorurtheil zugesteht, Auerstädt hätte für Davout eine Niederlage werden können — denn von welcher

Schlacht könnte man ersteres nicht verstehen, wenn sie anders ausgefallen wäre, als sie eben ausgefallen ist — so wiesen wir darauf und hier sind wir wohl sicher, keinem Widerspruche zu begegnen, dass die Niederlage des einen französischen Corps gewiss nicht eine völlige gewesen und von Napoleon gar bald und glänzend wettgemacht worden wäre; dass sie nicht vermocht haben würde, den Ausgang des Kampfes entscheidend zu bestimmen. Und wenn wir den Blick noch höher erheben und betrachten die ungeheure Überlegenheit Frankreichs in jeder Hinsicht an Kriegsmitteln, so kann man wohl, wenn dem Satze überhaupt eine Berechtigung zugrunde liegt, zu dem Schlusse kommen, der Krieg sei schon strategisch entschieden gewesen, bevor er zur taktischen Action gedieh; mehr als das, mit dem Augenblicke, da er erklärt ward.

Hier liegt die große Lehre von 1806.

Nicht das, was man gerade in diesem Kriege, gerade an der Saale, gerade im October that, nicht die Geschichte dieses Krieges, sondern seine Vorgeschichte, die Vorbereitung von Staat und Heer der feindlichen Parteien, hat die Entscheidung herbeigeführt.

Zwei grundverschiedene Formen des Krieges prallen aufeinander und die Personen hüben wie drüben sehen wir nichts anderes thun, als was sie die Vergangenheit hüben und drüben gelehrt.

Und diese beiden Formen?

In Preußens Kriegführung und Heer erkennen wir die auf die Spitze getriebenen Principien des XVIII. Jahrhunderts.

In Frankreichs Kriegführung und Heer die des XIX.

Wir sehen in Napoleons großer Armee ein Heer, dem es durch seine Zahl, durch die Art, wie es ergänzt, verpflegt, gelöhnt, bekleidet und bewaffnet ward, und durch die **Art, in der es kämpfte — leicht** gemacht war, zu kämpfen und zu siegen.

Leicht heißt im Kriege: leichter als dem Gegner.

So sehen wir, wie Schnelligkeit, Initiative, Kühnheit der Action, und ganz besonders der kräftige Entschluss in diesem Heere natürlich aus der Überzeugung kamen, dass es stärker sei.

Sein Heer vor allem denen des alten Europa dadurch überlegen zu gestalten, dass es in jedem Stücke*) leichter als jene zum Kampfe ging und schlug, das war des großen Menschenkenners Leitmotiv, als er die Heere Frankreichs schuf.

Jedoch nicht darf dies Leitmotiv, wie es wohl verlockend scheint, zu einem „ewigen" Gesetz des Krieges umgestempelt werden.

Dort und dazumal war es wohl angebracht; dahinsteht, ob es anderswo, zu einer andern Zeit, auch am Platze wäre.

Nun ist noch eine Erwägung anzustellen, die von Wichtigkeit erscheint. Es kann wohl nicht geglaubt werden, dass der Kaiser der Franzosen so systematisch, wie wir es hier thaten, die Chancen des Kampfes abgewogen hat. Niemand wird behaupten wollen, dass er alle Schwächemomente seiner Gegner so durchschaute, wie wir, denen eine gewissenhafte historische Prüfung solches erlaubt. Der Kriegsschriftsteller fühlte wohl oft bisher den Blick des Lesers fragend auf sich ruhen, ob denn der Sieger von 1806 seine Gründe für den Sieg so methodisch entwickeln, so analysieren konnte, wie es hier in behaglicher Breite geschah. Die Antwort dessen, der den Krieg kennt und der da weiß, wie dessen leitende Gedanken aus Erwägung und Erfahrung zusammengesetzt sind, ist ein vernehmliches Nein. Und, dies zu erklären und Napoleons Siegessicherheit in jedem Stücke gleichwohl zu verstehen, ist nicht schwer. Jedes Kriegssystem, doch halt, nicht jedes, fast jedes sagen wir, ist ein Mischproduct der Empirie und schaffender Gedanken. Besonders in der taktischen Sphäre überwiegt meistentheils die lebendige Erfahrung, während in dem Zug der großen Operationen meist der schöpferische Gedanke eines Einzelnen zu erblicken ist, der theoretisch baute, oder aber große Muster aus der Kriegsgeschichte nahm, um völlig neues oder aber lange nicht mehr geübtes auf die Bühne des Krieges zu tragen. Doch wir wollen bei der Sache bleiben. Die Vorzüge der französischen Kriegsform seit der Revolution waren auffallende gewesen und die Erfahrung so vieler Schlachten hatte Napoleon gezeigt, dass die neue Taktik

*) Pleonasmus, den der Leser unschwer corrigieren wird.

wahrhaft unübertrefflich sei. Das war Empirie, sie kam aus vierzehn Jahren fast unausgesetzten Krieges. Es ist ein Zeichen praktischer Veranlagung, die Güte eines Mittels, welche die Erfahrung beweist, nicht weiter theoretisch zu erhärten. Wohl kannte Napoleon die leitenden Gedanken, die er sogleich mühelos aus der Empirie der neuen Taktik zog, während wir sie lange im nachhinein mühsam aus derselben zogen. Wohl hatte ihn die Empirie belehrt, seine Taktik sei die stärkere; aber es lag keine Veranlassung für ihn vor, die Sache wissenschaftlich zu zergliedern und, so wie wir, bis in das Detail des Kampfes, und jedes einzelnen Kampfes herunterzugehen. So blieb ihm vom Detail, wie historisch feststeht, manches unbekannt und musste ihm, dem Vielbeschäftigten, unbekannt bleiben. Er begnügte sich mit der Erfahrung, seine Truppen seien in jedem Stücke stärker, ohne sich um das wie und warum über Gebür zu quälen. Der Feldherr arbeitet mit einem weit geringeren Apparat an Gedanken, als es die Kriegsgeschichte thut, und als die Kriegsgeschichte ihm gemeiniglich zu imputieren pflegt. Er frägt sich nicht vor jeder Action, die einer seiner Unterführer unternehmen will, wie die Chancen im Detail sein möchten; sondern, sein Kriegssystem im großen Ganzen kennend, überlässt er es dem Unterführer, im Rahmen dieses Kriegssystems das Richtige zu thun. Alles und jedes kann der Feldherr ganz einfach nicht wissen und erwägen; vorkommen kann, sowie es 1806 vorkam, dass der Feldherr insoferne überrascht wird, als da oder dort ein Führer mit einem Truppentheile soviel geleistet hat, als er, der Feldherr selbst, nicht erwartete. Dann lag aber der Grund hiefür so recht eigentlich in der Stärke des eigenen Systems — wenngleich nicht stets, doch meistentheils, — des Systems, das der Feldherr im großen Ganzen kennt. So war es hier mit Davout, und sehr gemischt, wie wir oben sahen, waren Napoleons Empfindungen bei Erhalt der Siegespost; er sah, wie stark seine Mittel im angenommenen Systeme waren, so stark, dass sie seine persönlichen strategischen Fehler gut zu machen vermochten. Dieses universelle Stärkegefühl zeitigt Gefühl der Stärke im Detail bei allen Unterführern. In der That, die Leistungen der Marschälle

des ersten Kaiserreiches flossen zum allergrößten Theile aus der Kriegspraktik des Kaiserreiches und keineswegs aus den persönlichen Eigenschaften der Führer. Es ist ein Abglanz des napoleonischen Systems, welches den Herzog von Auerstädt verklärt und fast tritt seine persönliche Physiognomie dagegen zurück. Nicht weil die Marschälle Helden, ideale Heerführer waren, zeigten sie an allen Orten Initiative, Vorhand, Activität; sondern sie erhoben sich zu diesen kriegerischen Tugenden, weil ihre Mittel eben stärkere waren. Nichts als Phrasen scheint alles dies zu sein, und wohl liegt darin Stoff zu actueller Erwägung genug. Und bis zur höchsten Stelle uns erhebend, nehmen wir ein Gleiches wahr. Napoleon glaubt einfach, diesesmal der specifisch Stärkere zu sein und handelt demgemäß; obwohl er sein Siegesbewusstsein nicht so *ad hoc* analysiert, wie wir, denen die Muße eines langen Friedens die Zeit dazu gewährt.

Dass dieses Siegesbewusstsein seit Austerlitz mächtig gewachsen war, steht geschichtlich fest. Wir sahen, wie es in diesem Kriege Napoleon in eine prekäre Lage brachte, prekärer als die Mortiers am Dürrenstein das Jahr vorher. Allein gerade dadurch, dass solche Lagen glücklich überwunden wurden, erhält sein Glaube an sich und seine Mittel neue, mächtige Nahrung. Die Überzeugung von der Unbesiegbarkeit seiner Mittel, der Übermuth auf ihre Stärke, das Pochen auf dieselbe, gehen vom 14. October aus, und dies ist wahrhaft der Beginn einer Phase in des Kaisers persönlicher Entwicklung, die von nun an mächtig wachsen wird. Doch soll dieser unendlich interessante seelische Abwandlungsprocess an anderer Stelle aufgezeichnet werden, sofern uns dies gelingt. Für 1806 ist die Phase der Entwicklung in Napoleons Feldherrnthum, wie wir sattsam sahen, der Appell an's Abmessen der Kräfte, nachdem er **jetzt**, 1806, angesichts der Stärke seiner Mittel, der heroischen strategischen Künste seiner Lehrjahre nicht mehr bedarf.

Wir haben bereits — soweit wir es vermochten — dargethan, dass ein Kampf, wie ihn Preußen bei Jena-Auerstädt bestand, auf das ganze Heer, Führung sowohl als Truppen, auflösend wirken musste, nachdem wir, wie wir glauben, genügend

und erschöpfend dargethan, dass er auflösend war und warum er es war. Die ungeheure Reaction in der Seele eines Heeres, dem man immerfort und beharrlich wiederholte, man führe es zum Sieg, dem man Verachtung des Gegners geflissentlich anerzog, und das so bittere Erfahrungen machte, wie das preußische am 14. October, ist begründet im Wesen des Krieges und wir kennen kein Heer aus keiner Zeit, das sich einer so furchtbaren Enttäuschung gegenüber gleichmüthig verhalten hätte. Nicht darf daraus jedoch, beileibe nicht, gefolgert werden, es sei das Princip, die Heere an sich glauben zu machen, ein verwerfliches. Diesmal, dieses eine Mal, war die Ungleichheit in der Mechanik so gewaltig, dass Imponderabilien sie nicht wett zu machen vermochten, und dass diese jetzt fielen sehr erklärlich, doch sind sie selbst nicht zu verwerfen. Wohl traten nach der Entscheidung verderbliche Folgen der Selbstüberschätzung ein; aber welche Zeit erzieht ihre Mittel vor allem für die Niederlage? Gerecht und milde muss man sein, will man die unverhüllte Wahrheit des Krieges sehen. Alles wandte man zu jener Zeit in Preußen an, um den Sieg zu erhalten, in Vorbereitung der Mittel; sie auch noch dazu gegen das Missgeschick immun zu machen, ging nicht gleicherweise an, so wie man es heute noch nicht, aus kriegspsychologischen Rücksichten thut. Um das jammervolle Bild des Rückzuges zu erklären, um die Festungsübergaben und Capitulationen im freien Felde, die damals förmlich Mode wurden, zu verstehen, dazu genügt nur Objectivität, bei der man immer weit entfernt davon sein kann, jene gut zu heißen. Es würde uns nicht überraschen und überrascht uns nicht, wo wir Muth, Entschlossenheit, Widerstand zum äußersten begegnen. Aber wir schlagen nicht pharisäerhaft die Hände über dem Kopfe zusammen, wo wir natürliche Wirkungen natürlicher Ursachen sehen. „Wohl muss zugegeben werden, dass die Zeit vor Jena mit der Philanthropie und ihrem Cosmopolitismus und ihrem Biedersinn viel dazu beigetragen habe, Jena zu erklären,“ wird uns verblümt gesagt, so nebenher. Der Geist der Zeit, in der die Entscheidung fiel, der ist die **allererste** Potenz, die wir betrachten müssen, wollen wir ihre Folgen verstehen; er ist der Schlüssel zu so manchem,

was ohne solchen unverständlich scheint. Alle preußischen Führer handelten im Geiste ihrer Zeit, denn sie waren Kinder ihrer Zeit und mussten es wohl sein. Jede Zeit hat andere Ideen über den Punkt, wohin der Krieg auf seinem Wege zum äußersten vordringen kann und soll. Auch unsere Zeit kennt solche Grenzen, die man Völkerrecht, die man Humanität, die man Gesittung nennt. Wie stünden wir wohl einem Kriege gegenüber, der sich über diese Grenzen — kriegsconventionelle Grenzen des XIX. Jahrhunderts — rücksichtslos erhebt? **Wir würden einfach rath- und that- und hilflos sein!** Das war die Lage 1806. Die Rücksichtslosigkeit des napoleonischen Krieges, die wir uns seither zum Muster nahmen, und die man heute für selbstverständlich hält, erschien den Männern jener Tage als eine Barbarei, gegen die nicht anzukämpfen sei, und sie senkten das Panier. Wer über die eigene militärische Epoche hinwegzusehen vermag, wer die Vergangenheit des Krieges und die Unveränderlichkeit der menschlichen Seele kennt, entsinnt sich der Veränderlichkeit in der Natur des Krieges, die uns ebenso wie unseren Vätern die allerungeahntesten Überraschungen zu bringen immerhin vermag. Nicht sagen wir, das Verhalten des deutschen Volkes und des deutschen Heeres sei 1806 ein rühmliches oder auch nur ein für den Augenblick opportunes gewesen. Aber wir verstehen, dass es natürlich war.

Rückzug und Verfolgung tragen den weltgeschichtlichen Typ dieses Krieges. Wir verstehen Friedrich Wilhelms III. angsterfülltes Flehen um einen Waffenstillstand, denn jeder Monarch, der nicht eine Ausnahmserscheinung ist, hätte gehandelt wie er. Wir würdigen den Umstand, dass der Wille des Königs, nicht mehr zu kämpfen, in Truppen und Führer, die sehr gewillt sein mussten, dem Wunsche des Königs entgegenzukommen, überfloss. Wir begreifen den innern Widerspruch, in welchen die ganze Kriegshandlung durch das stolze Ablehnen jeder Verständigung seitens Napoleons gerathen musste. Wieder floss hier die Politik, die im Hauptquartier verfertigt wurde, ver-

derblich in die Kriegsaction. Wenn Generale, die nur den beschränkten Zweck: zu kämpfen oder sich kämpfend zurückzuziehen, kennen und befolgen sollen, durch die diplomatischen Schmarotzer des Hauptquartiers beständig auf dem Laufenden erhalten werden von den Abwandlungen einer Politik, die den Frieden sucht, so werden sie, falls sie nicht so urwüchsige Degen sind wie Blücher, den Wunsch ihres Monarchen vorwegzunehmen suchen. Sie werden dies, wie wohl am Tage liegt, der Kriegshandlung zum Vortheile nicht thun. Ein solches geschah hier; es lag im Geiste jener Zeit und muss gleichfalls verstanden sein. Dies lehrt uns, wie sehr in manchen Fällen beschränkte, blinde Werkzeuge wohl zu gebrauchen sind; und wie es oftmals gut für den Zweck des Soldaten ist, wenn er, ohne an die Politik zu denken, streng bei seinem Handwerk bleibt. Wir sagen dies nicht allein mit einem Blicke auf die Truppenführer, die sozusagen auf Schleichwegen von der Politik des Königs sich Kenntnis zu verschaffen wussten; denn diese Kenntnis, somit dies Thun, war illegal. Es gilt dies jedoch gleicherweise für den Führer der Armee, wenn er nicht ganz besondere Gaben hat; Aushilfsführer, wie solche der König hier auf seinem Rückzug wählte, lassen, wie der Franzose treffend sagt, jede von oben empfangene Idee in die Maschine transpirieren. Es ist um Aushilfsführer überhaupt ein eigen Ding, und man darf sie nicht mit jenem Maße messen, mit dem man andere Führer misst. Unkenntnis, Ungeübtheit, Verdruss mit der Aushilfsrolle, die ihnen, nothdürftig als Vertrauensrolle ausstaffiert, überwiesen ward, wirken auf solche Feldherren ein. Die ganze Verwirrung, die sich auf dem Rückzuge ergab, war zum Theile die Folge des Wechsels im Befehl. Und hier müssen wir zum erstenmal aufrichtig gestehen, dass es nicht hinwegzuleugnen ist, die Blessur des Herzogs, also ein accidentielles Ereignis, habe verderbliche Folgen gehabt. Jedoch diese Folgen erhöhten nur mehr die Auflösung, sie führten dieselbe nicht herbei, sondern vervollkommneten sie nur. Wir sehen auf diesem Rückzuge, aber auch erst auf diesem, die bösen Früchte reifen böser Saat, die Irrthümer vergangener Jahre in die Armee gestreut. Wir betrachteten die Mechanik der Retraite und wenn wir uns auch gestanden, wir würden sie nicht in jedem Stücke so befohlen haben, wie sie geschah.

falls wir das vom Gegner wussten, was wir heute wissen, so verstehen wir sie doch. Wir sahen in ihr nur unvermeidliche Consequenzen der Schlachten. Die Idee, nach Magdeburg zu gehen, die wird wohl niemand verdammen wollen. Wir sahen die materielle Unmöglichkeit für Hohenlohe, hier zu bleiben, und billigen mussten wir es, wenn er abmarschierte. Wir sprachen kein Wort von der strategischen Heilmethode, die Clausewitz nachmals für jene Tage ausgedacht und die vor ein paar Jahren in seinen Nachrichten zum Vorschein gekommen ist. Wir zögern nicht zu sagen, dass wir hier den berühmten Autor des Buches vom Kriege nicht wiedererkennen; mit der geschlagenen Armee will er in drei Tagen 18 deutsche Meilen machen, er glaubt, das wäre die Medicin gewesen, die eine vernunftgemäße Strategie dem todeswunden Heere zu reichen gehabt. Wir bitten sehr, darüber in dem bekannten Werke nachzulesen und dann entscheide man, ob unsere Kühnheit wohlberechtigt sei. Wäre dieser Marsch angetreten und beendigt worden, so würde er als ein Markstein in der Kriegsgeschichte stehen; man würde ihn ganz einfach für übermenschlich halten. Begann man ihn und versagten die Mittel, so trüge heute Hohenlohe zu den Vorwürfen moralischer Natur, mit welchen man ihn überlud, auch den des Wahnsinnes. Wir haben hier ein seltenes und auffallendes Beispiel vor uns, wie ein seiner Kraft bewusster Geist individuell Kriegsgeschichte schreibt. Er selbst traut sich die Fähigkeit zum Unmöglichen zu, und so lehrt er das Unmögliche; wohl ist ein gesunder Kern darin, wenn der Lehrer von dem Schüler das Unmögliche verlangt. Allein gefährlich kann es sein, mit Illusionen zu spielen, die vor dem Auge dessen, der im Kriege stehen und sich entschließen sollen wird, vor der erbarmungslosen Wirklichkeit des Krieges in nichts zerrinnen werden. Solche Illusionen macht nur eine Ausnahmsnatur zur That, diese bedarf eines Ausnahmscharakters, und diesen erzeugt man nicht durch schonungslose Kritik. So darf die Kriegsgeschichte — Clausewitz in Ehren — nicht geschrieben sein.

Wir sind wohl überzeugt, dass niemand es fälschlich deuten wird, wenn wir uns sowohl im ersten als im zweiten Hefte des vorliegenden Werkes gegen den unvergleichlichen Lehrer des Krieges

gewandt. Nicht Polemik kann es sein, wenn sich der Schüler in einzelnen Fällen mitunter gegen den Lehrer erhebt, sondern der Umstand, dass er ihn nicht beiseite liegen lassen kann, und es nicht über sich gewinnt, ihn einfach abzuschreiben.

Wir wollen hiermit die Betrachtung des Rückzuges schließen. Denn nur ganz außerordentliche Kraft eines hervorragenden Charakters, der die anderen Charaktere zwang, über das im System der Zeit liegende Maß an Energie hinauszugehen, hätte hier Rath zu schaffen vermocht. Dass ein solcher Charakter nicht zur Stelle war, ist uns hinreichend bekannt. Und kann es bilden, wenn wir aus sicherer Ferne anzugeben uns vermessen sollten, was hier zu thun war? Charaktere, die über das, was ihre Zeit als Maß für den Charakter festgesetzt hat, sich erheben, nochmals, die bildet man durch Belehrung nicht, sie bilden sich selbst und ziehen aus der bloßen Betrachtung dessen, was geschah und unterblieb, stets ein richtigeres Resultat hervor, als es fremde individuelle Betrachtung jemals zu bieten vermag.

Was Napoleons Verfolgung anbetrifft, so geht — trotz allem was die Wissenschaft dagegen gesagt hat und noch dagegen sagt — aus dem Materiellen derselben die Thatsache hervor, dass der Kaiser sofort nach den Schlachten Berlin als Operationsobject in's Auge gefasst hat, und die Ausbeutung des Sieges secundären Kräften überließ, da ihm der Sieg zu vollständig erschien, um ihn selber auszubeuten. Wahrhaftig, Napoleon sah nach dem 14. October in der geschlagenen Macht des Gegners kein Operationsobject, sondern nur eine hochwillkommene Beute für ein paar seiner Corps; wahrhaftig, er ruhte aus und gab seinen Mitteln, die sich so vorzüglich bewährt, ein paar Tage der Erholung, rein militärisch angesehen, vielleicht sogar einen zuviel: wahrhaftig, er wählte den geographischen Punkt Berlin zu seinem Operationsobject. Unglaublich ist, wie zeitgenössische Kriegstheorie die Kriegsgeschichtsschreibung vergangener Zeiten bestimmt, und wie sehr sie das Urtheil gelegentlich verwirren kann. Weil man aus Napoleons Kriegen die doctrinäre Lehre zog, er habe immer nur die Hauptmacht des Gegners zu seinem Operationsobjecte gemacht; seine Schnelligkeit und Beweglichkeit seien immer gleich unermüdlich gewesen; immer habe er verächtlich auf geographische Punkte heruntergesehen:

so dreht und windet sich die Kriegsgeschichte dann, wenn sie das Gegentheil wahrnimmt, nach allen Richtungen, um den Contrast in das System, so gut oder so schlecht es eben geht, zu pressen. Sie übersieht die ungeheure Mannigfaltigkeit, in welcher der Krieg überhaupt und ganz besonders in der Hand eines Feldherrn von erstem Range, wie der erste Napoleon es war, und unter verschiedenen Verhältnissen, wie solche die napoleonischen Kriege weisen, aufzutreten pflegt. Sie nimmt nicht wahr, oder hütet sich wahrzunehmen, dass kein Krieg dem andern gleicht, so dass diese, sogar was die leitenden Ideen betrifft, so große Unterschiede zeigen, wie die Individuen derselben Art. Und hier trafen zwei Arten des Krieges zusammen.

So stellen wir — des Widerspruchs gewärtig — indem wir hoffen, es werde eine Zeit erscheinen, die unserer Meinung beipflichten wird, folgende Thatsachen fest, die das Bild des Krieges vollenden.

Napoleon unterlässt die Verfolgung mit dem größten Theile seiner Macht, weil er erkennt, der Gegner sei so total besiegt, dass er als ein würdiges Operationsobject nicht mehr anzusehen sei. Wohl mahnt der Kaiser die Marschälle, das Möglichste zu thun, um die Zerstörung zu vollenden; doch er selbst greift nicht mehr ein. Es lesen sich die bezüglichen Befehle wie die Directiven eines Commandanten, der einem Untergebenen eine Nebenoperation befiehlt; auch jener schärft diesem Gewissenhaftigkeit, Beharrlichkeit u. s. w. ein; allein trotzdem hält er den Zweck für eine Nebenoperation. Man muss nicht der Doctrin zuliebe das in Napoleons Correspondenz ernst nehmen, was in dieselbe passt, sondern nur das, was sich mit dem, was er that, gedeckt hat. Für den Menschenkenner liegt es klar am Tage, wie Napoleon mit seinen Gedanken nicht so intensiv bei der Verfolgung war, wie es das militärische Ideal, das er uns sein soll, erheischt. Und darauf kommt es an. Erheben wir uns über die Doctrin und erkennen wir, dass, wie dieser Krieg ein Ausnahmskrieg gewesen ist, auch Napoleon ausnahmsweise handelt; wahrlich, dass er dessen fähig sei, davon hat er sowohl früher als später Beweise genug gegeben.

Napoleon unterlässt die legendäre Activität der Kriegführung,

indem er seinen Truppen ein paar Tage Ruhe gönnt. Klar sehen wir, warum er's that. Er glaubte vor sich bis nach Berlin offenen Weg zu haben und erwog, ein Tag früheren Erscheinens daselbst wiege die Vortheile nicht auf, die sein Heer aus der Ruhe gewann; ja, materielle Vortheile sind nachzuweisen, wenn man an die natürliche Dankbarkeit für seine Truppen durchaus nicht glauben will. Noch klarer sehen wir, wie aus der Sorglosigkeit, mit der Napoleon ruhte, ihn die Nachricht des Gefechts von Halle rief und der Argwohn, die Elbe sei gesperrt. Jetzt kommt Leben und Bewegung in die Armee und sofort bricht sie auf, um die so wichtigen Übergänge zu gewinnen. So klar, so deutlich sehen wir, wie der Kaiser der Franzosen hier wieder nicht nach der Doctrin, welche ihm die Epigonen imputierten, sondern nach dem Augenblicksbedürfnisse des Krieges handelte. Ein paar Tage der Ruhe schienen ihm zulässig, als der Feind zerschmettert war; er gewährte sie, da der Krieg sie ja eben erlaubte. Sofort eilt er zu neuem Thun, als es der Krieg verlangt.

Diese beiden Züge vollenden das Bild des Krieges von 1806. Napoleon trägt eine gewisse, eine gewisse, sagen wir, Sorglosigkeit zur Schau; er argwohnt keine großen Widerschläge; nach den Schlachten benimmt er sich sozusagen behäbig, denn er ruht. Sein ganzes Thun nach dem 14. October athmet das Bewusstsein, die Arbeit sei rasch und gänzlich gethan, und es bliebe nur mehr die Consequenz aus dem Erreichten zu ziehen.

Napoleon wählt endlich Berlin als Operations-Object, das er im Beginne des Krieges schon als Endziel des Krieges ansah. Schon früher wiesen wir darauf, dass Berlin, die Hauptstadt der preußischen Monarchie, auch 1806 kein „geographischer" Punkt gewesen ist, sondern ein Object von erster kriegspolitischer Attraction. Wir stehen nicht an zu glauben, dass der Zweck des Krieges auch in unseren Tagen es manchmal erheischen kann, gewisse militärische Vortheile der Besetzung eines „geographischen" Punktes, wie die Capitale des gegnerischen Staates, ohne Vorurtheil zu opfern. Wir halten uns für überzeugt, dass hier, im Jahre 1806, von Seite Napoleons ein Ähnliches geschah. Bekanntlich hat er das Gleiche

1813 zu wiederholen versucht, als er Oudinot doch wahrlich nur aus politischen Gründen — seine Feinde sagen, aus Rachsucht gegen Preußen — mit einem starken Heere auf Berlin gesandt. Wir haben hier somit die historische Analogie. Bedenke man, dass sich Napoleon wohl den Eindruck ausmalen konnte, welchen die Besetzung von Berlin auf Europa, mithin auf die Russen machen musste, und man wird begreifen, dass er wohl von Haus aus entschlossen sein konnte, einige Tausend Gefangene und einige Beutekanonen mehr diesem Zwecke zu opfern. Hier dictierte oder konnte doch die Politik militärische Unterlassungen dictieren, welche rein militärisch, an der Hand der Doctrin, nicht zu erklären sind, welche jedoch die Politik mehr als genügend erklärt. Aber bemerkt muss werden und stets erinnere man sich, dass nur, wer stärker ist, militärische Unterlassungen politischen Zwecken zuliebe in der Regel straflos begeht.

Wir glauben, es werde nach alledem nicht mehr nöthig sein, das Urtheil der Kriegsgeschichte, dessen wir Erwähnung thaten, als gebüre dem Glücke Napoleons ein großer Antheil am endlichen Erfolge, indem es reiner Zufall war, dass er vom Marsche des Fürsten zu Hohenlohe erfuhr, auf seinen wahren Wert zurückzuführen. Jener lief ihm an der Havel geradezu in's Garn. Wohl erfuhr Napoleon zufällig hievon, und dieser Zufall führte nach Prenzlau und Lübeck. Aber er hätte sicherlich, wie die Dinge lagen, früher oder später, so oder so, in Erfahrung gebracht, Hohenlohe ziehe nach der Oder. Wir wollen hier auf die Bereitwilligkeit der preußischen Bevölkerung, den Sieger mit Nachrichten zu versehen, nicht mehr als nöthig verweisen; klar liegen die Dinge ziffern- und datenmäßig, ja geographisch für den, der sehen will. Und dann, was waren das für Trümmer, die an der Ucker und an der Trave in seine Hände fielen? an Zahl sowohl als an Beschaffenheit? Nur Epiloge weist uns die Geschichte noch und so glänzend sie auch für Frankreich waren, das Resultat haben sie nicht wesentlich mitbestimmt und dem welthistorischen Charakter des Krieges würden sie, wenn nicht geschehen, keinen Eintrag thun.

Die Entscheidung des Krieges lag bei Jena-Auerstädt. Wir sehen, wie der materielle Krieg **diesmal** über jene

Form des Krieges, die vornehmlich mit geistigen Hebeln wirkt oder wirken will, glänzend obsiegt. Denn auf den Contrast von wirklichem Kampfe und Drohen im Kampfe laufen die Extreme hier wie dort in letzter Linie hinaus.

* * *

So bliebe uns denn noch die Moral des Krieges aus der Erzählung des Krieges abzuklären übrig.

Man begreift unter dieser Moral jene Summe an Erfahrungssätzen, die, aus dem Kriege von dazumal geschöpft, und in didaktische Form gegossen, auch für die Gegenwart noch geltend sind.

Der menschliche Geist hat immerdar darnach gestrebt, die Lehren der Erfahrung in allgemeine Thesen umzugießen. So sucht er es auch für den Krieg zu thun. Es liegt dieses Bestreben in der menschlichen Natur, welche Ordnung und Zusammenhang in das Urtheil bringen will. Was den Krieg betrifft, so entstehen jene Sätze, welche jede Zeit die unveränderlichen Grundsätze der Kunst des Krieges nennt, zum Theile aus diesem registrierenden und ordnenden Motiv. Der Geist des Kriegsschriftstellers nimmt sich vor, die allgemeinen Grundsätze des Krieges aus den so heterogenen Erscheinungen des Krieges zu gewinnen und dieses nivellierende Bestreben beherrscht ihn auch, wenn er Contraste sieht. Es geht nicht an für den didaktischen Zweck der Kriegsgeschichte, die Kriege als Individuen anzusehen, deren Leben besonders studiert sein will; denn sie geriethe zu einer Sammlung von Besonderheiten und nicht zu einem Sammelbild; denn es gilt Axiome, ein Bündel von solchen zu gewinnen und nicht eine Reihe von Lehren für den Ausnahmsfall; denn es handelt sich darum, dem Autodidakten, der den Krieg studiert, das Gemeinsame des Krieges und nicht das Besondere desselben zu zeigen.

Ersichtlich tritt hiebei zu Tage, dass der Krieg als Individuum — und ein solches wird er auch in der Zukunft bleiben — hierunter leiden muss.

Wir stehen nicht an zu glauben, dass das Studium eines Krieges im Detail mitunter weit mehr bilden kann, als das Durcharbeiten eines Abrisses der ganzen Kriegsperiode.

Indess, es ist so; der Lehr- und Lernzweck erheischt es so. Rückwirkend ist auch der Geist, den man aus der Kriegsperiode zog, auf die Betrachtung eines ihrer Kriege. Wer heute einen Krieg des ersten Kaiserreiches schreiben will, der muss vor allem dessen Interpreten wohl gelesen haben, auf dass er wisse, welche leitenden Ideen an die Vorgänge des Krieges anzupassen sind. Er betrachtet das Besondere; und die allgemeinen Ideen, die er mitgebracht, beherrschen ihn bei Betrachtung des Besonderen; er sucht die abgeleitete Theorie mit der überlieferten Wirklichkeit auf jeden Fall zu reimen. Das kennt er, was man Napoleons Maximen nennt, unantastbar scheinen sie ihm zu sein, und um solche nicht anzutasten, corrigiert er, nicht die Geschichte selbst, denn die steht fest, sondern das historische Urtheil.

Und doch — wir sagen es mit Überzeugung — gibt es wohl keine größeren Contraste in der Natur des Krieges, als wir sie in den Kriegen finden, die der erste Kaiser der Franzosen geführt hat. Die einfache Erwägung, wie verschieden die Mittel, wie heterogen die Zwecke, und wie von einander abweichend die Resultate waren, führt geradewegs zum Schluss, jeder Krieg Napoleons müsse ein besonderes Aussehen weisen.

Wir haben der Meinung wiederholt Ausdruck gegeben, der Krieg von 1806 sei eine Ausnahmserscheinung und müsse von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet werden.

Aber ein anderes Motiv, praktischer, scheinbar zweckbewusster, und doch vor allem instinctiv, weist die Kriegsgeschichte auf den Pfad, der zu allgemeinen Lehren, zu unveränderlichen Grundgesetzen des Krieges führen soll. Thatsache ist, dass sie sich beeifert, aus den Kriegen jeder Epoche die unveränderlichen Grundsätze hervorzusuchen, und hoch ist sie erfreut, wenn ihr dies gelingt. Neuerdings sagt man nicht mit Rüstow „unveränderliche Grundgesetze“, sondern „Axiome“, wenigstens was die Strategie betrifft. Welches ist nun das zweite Motiv? Es ist das instinctive Streben, sich Geisteswaffen zu verschaffen, von denen man die Hoffnung hegt, sie würden auch in Zukunft wirk-

sam sein. Das Suchen nach Axiomen um jeden Preis ist nicht so doctrinär, als es den Anschein hat, sondern es ist das bange Haschen nach einer Richtschnur und nach einer Norm zum Thun im künftigen Kriege, von welcher Norm man hofft, die Zukunft gehöre ihr. Es ist das Forschen nach den unveränderlichen Grundgesetzen der Feldherrnkunst in letzter Linie nichts als der unbewusste Protest gegen die Veränderlichkeit in der Natur des Krieges, die sich so oft verhängnisvoll geäußert und vor der die Gegenwart beständig zagen muss.

Zugeben muss man, dass dieses Streben sehr natürlich, ja dass es sogar didaktisch wohl angebracht sein kann. Jedoch es zeigt den Krieg nicht so, wie er in der Vergangenheit gewesen ist, sondern wie man **gerne möchte,** dass er in Hinkunft sei. Es ist das wissenschaftliche Forschen nach Axiomen für den Krieg mit einem Worte nichts, als die Bitte an die Zeitgenossen, über die kriegsconventionelle Übereinkunft, die eben herrschend ist, nicht hinauszugehen.

Dieses Bitten wird, angesichts der welthistorischen Nothwendigkeit, dass sich der Krieg verändere, meist vergeblich sein.

Ist der Krieg conventionell geworden, so eilt die Wissenschaft, ihn als die vollendetste Form des Krieges darzuthun. Üppig wuchert an allen Orten die Euphemie oder besser die ungeheure Lüge vom Fortschritt, den der Krieg bisher gemacht. Es ist ein eigenthümliches Problem, wieso es kommt, dass man für eine so zerstörende und unglückbringende Action der Weltgeschichte, wie der Krieg, das harmlose Wort vom Fortschritte braucht: es liegt Genugthuung und Selbstberuhigung darin, von dem durch den Fortschritt Erreichten zu reden, ohne näher darauf einzutreten, wie die nächste Stunde schon den Fortschritt von heute in's alte Eisen werfen kann. Gefährlich ist es in der That, daran zu erinnern, und es öffentlich zu sagen, der Krieg stehe nicht still und alles, was bisher erreicht ward, sei vielleicht nichts anderes als Übergang zu Neuem.

Der Zweck dieser Philosopheme rückt sofort in's rechte Licht, wenn wir an die Zeit von Jena denken.

Wir nahmen an, dass dieser Krieg als Ausnahmserscheinung zu betrachten sei; und so wollen wir, oder besser, wie wir eingestehen, können wir sehr wenige, nur ein paar unveränderliche Grundgesetze der Feldherrnkunst mit gutem Wissen und Gewissen aus demselben ziehen.

Man lese die Militärliteratur aus der Zeit vor Jena und man wird sehen, dass Preußen dazumal, sowie heute wir, im conventionellen Kriege seiner Zeit jenen Krieg erblickte, der **grundsätzlich nicht mehr zu verändern sei.** Die Axiome für jene Zeit trugen die Männer jener Zeit aus der Kriegsgeschichte der ganzen Zeit vorher zusammen und hervorragend beeinflusst waren diese Sätze durch den Fortschritt, den Friedrich eingeführt; sowie wir heute wieder unsere Axiome aus der Vergangenheit bis zu unseren Tagen suchen und befriedigt darauf sehen, wie herrlich weit wir es zuletzt gebracht. Unsere Gegenwart erscheint uns als Vollendung*), sowie ihre Gegenwart unseren Vätern als Vollendung erschien. Um zu verstehen, wieso es kam, dass die Männer der vorjena'schen Zeit nicht vorausgesehen haben, was sich vorbereitete, bedenke man, wer von uns in der Lage ist, auch nur zu ahnen, was uns die Zukunft bringen werde; und doch ist nicht zu zweifeln, dass auch unser Krieg sich sehr verändern wird. Daraus leitet man ohne Mühe ein Axiom, das wohl für alle Zeiten Geltung haben wird: Jede Zeit sieht ihre Art zu kämpfen als die vollendetste an und kaum kann sie verstehen, was an deren Stelle gesetzt zu werden vermöchte; indem, wie männiglich bekannt, man nicht in der Zukunft lesen kann.

Man muss sich allen Ernstes auf den Standpunkt stellen · Jede Epoche hält ihren Krieg für den vollendetsten Krieg; wir thun es für unsere Zeit; es muss für jene gelten!

---

*) Die Sprache muss mit solchen Abstractionen naturgemäß im Hader sein. Vollendung bedeutet hier soviel, dass die ungeheure Mehrheit der Zeitgenossen unsern Krieg als einen solchen, der nicht mehr grundsätzlich zu verändern ist, ansehen und die Praxis sich dieser Anschauung durch That und Unterlassung fügt; nicht schließt dies vereinzelte Meinungsgegensätze, Propheten einer neuen Zeit, unbequeme Warner u. dgl. aus.



Fast unbemerkbar sind die Symptome, die, in der Gegenwart allmählich keimend, die Wiege eines künftigen Krieges zu bilden bestimmt sind; unmerklich, leise treten die Ursachen auf, die unbedeutend sind dem Anscheine nach und doch zu den mächtigsten Wirkungen führen. Das scheint uns ein ewiges Gesetz des Krieges in der That zu sein: dass Veränderungen der Bedingungen zum Kriege nicht voraussehenden Geistes, in ihren Folgen scharf und sicher abzuwägen sind. Es liegt, wie wir an Jena sahen, der große Unterschied an Wirkung wahrhaftig oft in einem geringen Unterschied der Form, der an sich nicht gewürdigt werden kann, sondern über den einzig der Versuch belehrt. Wir haben das Bild der beiden Heere mit guten Gründen breiter ausgemalt, als es der Umfang dieser Studie zu erheischen schien; wohl dachten wir zuerst daran, auch das Bild der Heere historisch zu geben, indem zuerst das alte Kriegssystem, ohne Blicke auf das neue, aus dem Thun des XVIII. Jahrhunderts logisch entwickelt ward, bis es uns allen plausibel, zweckmäßig, gut, erschien;*) bis wir es für den unveränderlichen Krieg angesehen haben würden; und dann das neue ohne Blicke auf das alte, als eine Improvisation, ein Gemisch von Noth und zweckbewusstem Wollen, von dem Bedarf bedrohter Zeit und sieghafter Aussicht auf eine neue, dessen Wert erst zu erweisen sei; wir dachten lange daran, ob dieses, eine wahrhaft historische Art den Krieg zu betrachten, nicht doch durchführbar sei, und überzeugten uns, dass es doch nicht gut möglich war, denn wir leben eben noch selbst im neuen Systeme und es fehlt uns somit das Verständnis für's alte, das erst mit einem wieder neuen wiederkehren kann. So gaben wir das Bild der Heere rein militärisch und ziemlich breit, um — das Leitmotiv verkehrend — den großen, den ungeheuren, den aufallenden Unterschied zu zeigen, der zwischen altem und neuem Kriege **nach der Auffassung von heute** bestand. Wir thaten dies, um die furchtbar ernste Lehre daraus abzu-

*) Der Verfasser glaubt, dass dieses nicht ganz unmöglich ist. Sehr lebhaft ist ihm in Erinnerung, wie er, zu einer Zeit, da er über den Krieg zu denken begann, doch das Wesen des Krieges von heute in dem Maße kennend, wie dies allgemein und üblich ist, Bülows Sätze ganz plausibel fand und ihm zustimmen musste, da er nicht imstande war, ihn zu widerlegen; er schämt sich nicht, dies einzugestehen.

leiten, wie die Menschen jener Zeit trotz eines so auffallenden Contrastes der Ursachen die Wirkungen mit voller Sicherheit nicht abzumessen wussten. Kann man glauben, jene Menschen seien blind gewesen gegen die Gefahr, und unser geistiges Auge habe sich seither geschärft, wie etwa die Kanonen verbessert worden sind? Der Mensch, seine Seele, sein Verstand, bleiben zu allen Zeiten gleich und um die Dinge ringsherum richtig abzuwägen, dazu bieten sich dem Zeitgenossen nur jene Anhaltspunkte dar, die im Geiste seiner Zeit vorhanden und bekannt sind. Wir stehen dem Kriege von morgen geradeso mit Zweifeln gegenüber, und ebenso vermessen nennt man den, der den Propheten heute spielt, wie jene Männer dem Kriege des XIX. Jahrhunderts gegenüberstanden und wie sie die neue Form des Krieges, die zum Bruch mit der bewährten alten drängte, misstrauischen Auges sahen. Wenn wir bedenken, dass ein so auffallender Unterschied dazumal füglich nicht erkannt worden ist, so muss man sich eingestehen, dass er dazumal so auffallend nicht gewesen sein kann. Wenn wir erwägen, dass ein Geist wie Clausewitz lange Jahre ungestörten Denkens brauchte, um nur die Hauptgrundzüge des Krieges, den er selbst erlebt, einigermaßen festzustellen; wenn wir uns erinnern, wie zögernd, tastend, unvollkommen, die ersten Versuche ausgefallen sind, die Lehren, die Napoleon gab, praktisch anzuwenden, und wie nur ganz ungeheure Zahlüberlegenheit es ermöglicht hat, ihn mit seinen eigenen Waffen — wie man damals wähnte — schließlich zu besiegen: so nimmt man wahr, dass die Symptome eines in seinen Wirkungen vom alten auffallend verschiedenen Kriegssystems für den Zeitgenossen nicht auffallende sind. Es fließt dies aus der Unvollkommenheit der menschlichen Natur. Erst eine spätere Zeit erklärt die Gegensätze und sie thut oftmals zuviel darin, indem sie glauben machen will, jene Gegensätze seien dazumal ebenso sichtbar gewesen, wie sie es heute sind. Sie sind es nicht gewesen, auch zur Zeit von Jena nicht und man nahm sie nur mit Mühe und unvollkommen wahr, wie ein Blick in das militärische Denken vor Jena zeigt, aus dem wir ein paar Proben gaben. Wohl ersehen wir, dass es Männer gab, die einzelnes vom Unterschied erkannten; jedoch sie waren weiße Raben, unbequeme Prediger

einer neuen Zeit, der man die alte nicht ohneweiters opfern wollte. Wieder fließt dies aus dem Wunsche her, in der vorhandenen Form des Krieges, der wohlbekannten, vielgeübten, weiter fortzuthun. Jedoch es kommt dieser Wunsch nicht aus der Trägheit allein, und nicht ist er gewissermaßen selber Zweck: auch er ist logisch fundiert, ja opportun begründet; er kommt aus dem guten Glauben an die alte Form, an ihre Wirksamkeit, die man im Geiste prüfend neben die neue stellt, welchen Vergleich aber erst der praktische Versuch in der Regel zum klaren Urtheil wandeln kann.

Man, das ist die Wissenschaft, erklärt und zeigt uns einen Contrast zwischen dem alten und dem neuen Kriege, wie er auffallender kaum jemals in der Kriegsgeschichte zu erblicken ist. Nur Pydna weist ein gleich auffallendes Bild der Gegensätze. Nun wissen wir, dass die Männer jener Zeit die Chancen des Kampfes nicht mit Deutlichkeit zu erkennen vermochten, obwohl sie gute, erfahrene, auch kriegsgewohnte Soldaten der alten Schule und mancher von ihnen ein tiefer Kriegsdenker war. Im Rahmen der Anschauung vom Kriege, die vor Jena in Preußen gang und gäbe war, galten diese Männer für Autoritäten, sowie gegenwärtig im Rahmen unserer Anschauung vom Kriege Männer für Autoritäten gelten. Doch die Welt schritt seitdem vor. Heute kennen sich die Gegner; heute, in der Ära der Militärbevollmächtigten; heute, da die internationalen militärischen Feste — Armeemanöver, zu denen man sowohl Freund als Gegner lädt — wieder in Schwung gekommen sind; heute, wo eine unendlich reiche militärische Literatur, der sich fast keine Militärmacht entzieht, einen Austausch von Gedanken nach allen Seiten möglich macht; heute, da das Ideal des alten guten Lloyd, den Krieg international wissenschaftlich zu pflegen, auf der Tagesordnung steht: gibt es keine Gegensätze, kann es keine geben, somit sehen wir sie nicht, können sie nicht sehen, und der Vergleich mit Jena hinkt! Ist dem so? Bestehen wirklich keine fundamentalen Gegensätze? Sie bestehen. Fundamental genug, um zur Entscheidung im künftigen Kriege zu führen. Denn wer ist wohl naiv genug zu glauben, die Entscheidung werde nicht erfolgen, da die Mittel scheinbar gleiche sind? Es glaubt dies niemand, doch indessen nimmt man an, die Entscheidung

werde sich im künftigen Kriege etwas in die Länge ziehen. Es mag dem ja so sein; jedoch es muss nicht sein, und verhängnisvoll ist es, darauf zu bauen. Der Krieg, wenn er zu conventionell geworden, strebt nach einer neuen Form, oft unbewusst, und wer dieselbe vorwegzunehmen weiß, oder beiläufig findet, schafft sich eine Promesse zum Siege. Was kann diese neue Form wohl sein? Sie muss nicht wesentlich verschieden sein von dem, was wir heute kennen. *Ein unmerkliches Mehr an kriegerischem Geist auf einer Seite kann — besonders wenn alle anderen Mittel und Formen gleiche sind, — den Ausschlag geben. Eine Nuance in der Führung des Gefechtes, die hier als System und dort accidentiell erscheint, kann — besonders wenn alle anderen Mittel und Formen gleiche sind — den Ausschlag geben. Und welch ein Blick eröffnet sich, wenn man an die Führung denkt? Wer controliert wohl heute den Gedankengang, in welchem sich der Geist des Führers im künftigen Kriege bewegt? Eine Änderung in der Natur der Strategie, von der jener nicht spricht, von der die Zeitgenossen nichts erfahren, das zum Systemerheben einer Form, die wir bisher als accidentiell ansahen, kann — besonders wenn alle anderen Mittel und Formen gleiche sind — den Ausschlag geben.* Man denke nur an den Contrast der Gegner von 1870, wie er heute wissenschaftlich festgelegt erscheint, von dem aber vor der Entscheidung nur äußerst wenig Menschen wussten! Klar ist, dass hier die Extreme wohl nicht aufrecht zu halten sind, die, der Deutlichkeit zuliebe, in *der Kriegslehre* angewendet werden. In der kriegsconventionellen Form, ganz in ihr, fechten niemals beide Gegner; unmerklich verschieden sind sie auch jetzt, Ende des Jahrhunderts; und es verwischt sich sehr die Grenze, wo das Abwandeln in der kriegsconventionellen Form zu einer grundsätzlich neuen wird. Doch wozu die Abstraction. Wenn wir, wie nach den Erfahrungen aller Zeiten wohl zugegeben werden kann, vorurtheilslos zugeben, dass, wenn in etwa fünf Decennien über einen großen Krieg, den wir heute führen, zu Gericht gesessen wird, die Epigonen die Contraste,

die wir heute noch gar nicht sehen, zum Greifen klar und deutlich sehen werden, wie dies wohl stets geschah: so bekennen wir offen und ehrlich und frei, es sei ein Axiom des Krieges, dass jede Epoche über ihren Krieg in Irrthümern befangen sein und bleiben muss, bis sie die Erfahrung belehrt.

Wir erkennen aus der Ängstlichkeit*), mit der Napoleon zu verhindern suchte und zum Theil thatsächlich verhindert hat, dass sein Kriegssystem von einem Eingeweihten literarisch festgelegt und aufgezeichnet werde, den tiefen Gedanken dieses großen Menschenkenners: wie es für die ungeheure Mehrzahl der Besiegten fast unmöglich ist, aus den Schlägen, die sie empfingen, allein schon klug zu werden und Lehren zu ziehen. Wahrhaftig, käme die militärische Wissenschaft des Siegers, der mit dem Triumphe prunkt, nicht so gefällig dem Besiegten entgegen, wie sie dies heute thut, so brauchte der unendlich längere Zeit, um das Erlebte und Erduldete zu verstehen. Wo ist der General, der am Abende einer verlorenen Schlacht klar und bestimmt zu sagen weiß, warum er unterlag? Ein Gleiches gilt — innerhalb gewisser Grenzen — auch für den ganzen Krieg. Aus dem, was uns der Feind zufügt, allein zu lernen, ist unendlich schwer, wenn er sein Thun nicht auch commentiert; der Besiegte will die Gewissheit haben, ob er dem Missgeschicke, dem Zufalle im Kriege, oder aber der Überlegenheit, einem Systeme wich; er hascht nach Material, um dieses festzu-

*) Soeben nahm der Verfasser den ersten Band der gegenwärtig erscheinenden Schriften Erzherzog Carls zur Hand und fand darin, was ihm von erster Wichtigkeit erschien. Kurz nach Austerlitz ließ sich Napoleon von Maret in Jominis *„Traité de grande tactique“* vorlesen, dessen ersten zwei Bände gerade herausgekommen waren; er wurde bald zornig und rief aus . . . wie konnte Fouché solche Bücher drucken lassen? Das heißt ja geradezu unser Geheimnis dem Feinde verrathen. . . . Dieser eminent wichtige Zug des großen Feldherrn ist actenmäßig, wie es scheint, nur ganz vereinzelt festgestellt. Erzherzog Carl, Ausgewählte Schriften, I, Einleitung, XIX.

Dass übrigens nicht Napoleon allein mit „corsischer Tücke“ auf die Geheimhaltung dessen, was seine Stärke war, eifersüchtig hielt, davon hier ein Beispiel:

. . Sometimes, when a new manoeuvre or tactical invention of importance is to be tried by experiment, you will find for many miles the environs of Potsdam, which is usually the scene of such experiments, carefully shut in; sentries on every road, no unfriendly eye admitted; the thing done as with closed doors . . . History of Friedrich II. of Prussia, called Frederick the Great, by Thomas Carlyle, XIII, 203 (Tauchnitz edition).

stellen. Vor Jena lieferte Napoleon dem Continent solches Material wohl nicht. Und so ist Nachsicht am Platze für eine Zeit, die es nicht vermochte, aus den Schlägen, die Napoleon Österreich zugefügt, und über deren leitende Ideen Napoleon kein Wort verlor, die Überzeugung abzuschöpfen, dieselben lägen in einem neuen und stärkeren Kriegssystem.

Aber noch eine Betrachtung, und die ist die wichtigste, muss, wenn auch schon mehrfach gestreift, klar und scharf zum Abschlusse gebracht sein. Wir sahen, wie die Symptome, die zu großen Wirkungen führten, den Männern ihrer Zeit nicht auffallend erschienen; wir stellten dies, wie es aus dem historischen Materiale hervorgeht, fest, und haben das warum erwogen. Nicht bis zum Äußersten ging die Erwägung; nun möge sie es thun. Es erschienen nicht nur die Symptome der neuen Kriegsform den Männern jener Zeit nicht auffallend, sondern sie sind es auch überhaupt gar nicht gewesen. Um dies zu erklären denke man, dass auch das Mechanische des Krieges (mit Ausnahme vielleicht der Waffentechnik) niemals grundsätzlich neues, noch niemals dagewesenes bringt. Den getrennten Anmarsch, um vereint zu schlagen, den kannte man in Preußen auch vor Jena schon, sowie man in den deutschen Heeren Schützen kannte und den Schützenkampf. Ein Weniges kann hier den Ausschlag geben. Und dieses Wenige? Es ist einfach das Vorherrschen einer der längst bekannten Formen; es ist der Umstand, dass ein Gedanke, allen bekannt, sich plötzlich zum System bei einem der Gegner erhebt, mit allen Stärken eines Systems und dessen sachlicher Geschlossenheit. In der Strategie trat 1806 Preußen eine Form, die man sehr wohl kannte, doch nur für eine exceptionelle Form in exceptionellen Lagen hielt, plötzlich als System und mit der Schärfe desselben entgegen: was nirgends schwarz auf weiß zu lesen stand. In der Taktik entschied — wenn wir bei der Mechanik bleiben wollen — ein geringes Weniger an Linien- und ein geringes Mehr an Säulenformen, sowie ein nicht auffallendes Mehr und Weniger an Tirailleurs. So sehen wir, wie, wahrhaftig, die Betrachtung steigt bis zur Naivetät herab, kleine Ursachen große Wirkungen geben. Auch dies ist eine Lehre, deren jede

Zeit, auch die Gegenwart, und diese vielleicht mehr als andere Zeiten, sehr bedarf. Ein paar Erscheinungen, die wir selbst kennen und besitzen, können in der Hand des Gegners, der sie nicht einmal wesentlich umformt, die Entscheidung geben, falls er sie zum System und zweckbewusst erhebt. Die Mittel des Krieges sind so ziemlich allgemein zugänglich und allgemein dieselben; nicht auffallend muss es sein, wenn man sie anders gebraucht als sie der Gegner gebraucht, und voraussichtlich im Kriege gebrauchen wird. Diese Erwägung, die von der Geschichte so klar bestätigt wird, muss zu dem Wunsche führen, **Leitmotive** aufzufinden für den Krieg, vor dem wir stehen.

Doch von der Erkenntnis, dass man für den Krieg deutlicher Leitmotive bedarf, wohlerwogener Formen der Überlegenheit, bis zu dem Recept zu solchen, ist ein Schritt, den die Wissenschaft, wenn sie verständig, und wenn sie patriotisch ist, nicht unbesonnen thut. —

An der Vergangenheit sündigt die Kriegsgeschichte oftmals viel. Um plastisch darzustellen, übertreibt sie oft die Ursache, welche die Entscheidung gab, und desto mehr pflegt sie dieselbe zu übertreiben, und desto materieller sieht sie dieselbe an, je näher sie selbst dem zu erklärenden Kriege steht. Sie bringt uns zu dem Wahne, als müsse man die Symptome für oder gegen bis zum Greifen deutlich dazumal gesehen haben, und verlangt, dass wir desgleichen thun. Nicht soll hiemit ein vorwitziger Tadel ausgesprochen sein; nur festgestellt wird eine Form der Unvollkommenheit, in der die Kriegsgeschichte sich nothwendig bewegen muss, des didaktischen Zweckes wegen, der eine prägnante Darstellung heischt. Dieser didaktische Zweck mag bei Betrachtung schon entfernter Dinge immerhin etwas verschwinden; dieser unmittelbar, actuell didaktische natürlich; man braucht vom Kriege 1806 nicht für morgen um jeden Preis Concretes zu lernen, es ist genug, sobald man ihn versteht. — Welch ein Cult ist mit Napoleons Tirailleuren als einer völlig neuen Erscheinung, und entscheidenden Erscheinung lange Zeit getrieben worden! Grundsätzlich unterschied Napoleon sich, so wies man nach, von Friedrichs Art zu kämpfen und diesen registrierte die Geschichte

— pedantisch wie sie für Schulzwecke einmal ist — unter die Feldherren des XVIII. Jahrhunderts. Gerade Friedrich hat über den Schützenkampf viel und tief gedacht, und umfassender, als man es heute zugesteht, erhob er ihn zur That; nur ganz geringe Kenntnis dessen, was er schrieb, lässt genugsam erkennen, wie ihn das Problem des Schützenkampfes so beschäftigt hat, dass man in seinen Gedanken alles findet, was die nationalfranzösische Taktik nachmals verwirklicht hat. Die Strategie der relativen Überlegenheit zog man wissenschaftlich (oder meinte es doch zu thun) aus Napoleons anfänglichem Thun, und doch hat dieselbe fortgesetzter, planmäßiger, mehr nach einem Systeme, niemand geübt als Friedrich der Große. Es bedarf die Wissenschaft einer jeden Zeit eines Schatzes an Schlagworten, welche die nächste Zeit allmählich corrigiert. Und endlich, spricht nicht gerade der Wandel, den die Anschauung der kriegerischen Vergangenheit beständig erfährt, dafür, deuten nicht die fortgesetzten Richtigstellungen, welche die Wissenschaft am Überlieferten übt, vernehmlich darauf, wie schwankend und wie wenig klar zu sehen die Motive der Vergangenheit gewesen, da wir heute über dieselben noch lange nicht einig sind? Wie, das nicht erkannt zu haben, worüber man heutzutage Federkriege führt, soll ein Vorwurf für jene Menschen sein? Der Gedanke, wie man heute noch über Friedrichs Kriegführung principielle Meinungsgegensätze sieht; wie Napoleons kriegerisches Thun noch lange nicht bis zur allgemeinen Evidenz erklärt worden ist: lässt genugsam erkennen, wie schwer im nachhinein zu prüfen und lässt ahnen, wie unendlich schwer im vorhinein zu wägen ist.

So sehen wir, wie dem zeitgenössischen Krieg jeder Zeit der kritische Boden fehlt und fehlen muss, um den eigenen Wert und die eigene Wirksamkeit kritisch abzumessen; denn er ist nur ein Glied einer beweglichen Reihe, das eben der Vergangenheit entstieg, um morgen in der Zukunft zu verschwinden. Als Provisorium hat bisher in der Weltgeschichte jedes Kriegssystem figuriert und — seltsam genug und doch so natürlich — ein

jedes hielt sich für die unveränderliche Höhe, die der Krieg auf dem Wege zum Fortschritt bis nunzu erreicht.

Wenn wir diesen Satz vorurtheilslosen Blickes, so gut es eben geht, an den Krieg von 1806 anlegen wollen, so wird uns die bisher noch nicht genügend festgestellte Thatsache klar, dass er ein Versuch gewesen ist, wie solche in der Geschichte des Krieges periodisch wiederkehren; ein Ausgleich, der sich durch die Umstände der Zeit bedingt, auffallend und gewaltsam vollzog.

Wir erkennen, dass er nothwendig war; nicht, dass auf Friedrich, und gerade 1806, und gerade in Thüringen, ein Jena folgen musste; aber wir sind nicht erstaunt, nicht überrascht, nicht betroffen von dem, was wir sahen; früher oder später musste es — falls Preußen nicht Männer ersten Ranges erzeugte, die noch dazu auf den rechten Platz zur rechten Zeit gestellt wurden — zu irgend etwas ähnlichem kommen.

Aber zum warnenden Beispiel brauchen wir jetzt, neun Jahrzehnte nach Jena, diesen Krieg und ganz besonders seine Opfer nicht mehr zu stempeln, aus didaktischen Zwecken. Ihn zu verstehen, wird mehr dem didaktischen Zwecke entsprechen, als Handhabung der Abschreckungs-Theorie.

Die paar Axiome des Krieges, die bis nunzu aufzufinden uns mühsam genug gelungen ist, sind negativer Natur; sie warnen bloß und machen argwöhnisch, doch nennen sie kein Correctiv.

Es scheint, als ob sich ein solches denn doch wohl finden lassen müsste.

Man könnte leichtlich sagen, die beste Schutzwehr gegen unwillkommene Neuerung im Kriege möge darin liegen, dass das angenommene Kriegssystem für dieselbe empfindlich sei, dass es bereit und willens zu sein habe, sich der neuen Form rasch und sicher anzuschmiegen, soferne man nicht selbst entschlossen ist, durch Vorwegnahme der Neuerung initiativ zu sein.

Also empfindlich, aufnahmsfähig für das Neue soll die Kriegsform, die wir eben haben, sein.

Sie wird dies sein, wenn sie sich auf der Höhe der kriegsconventionellen Anschauung erhält.

Sie wird dies sein für die leisen Abwandlungen innerhalb der kriegsconventionellen Form, welche der Fortschritt des Krieges — auch im Frieden — erregt.

Es scheint somit, als ob gewissenhaftes Vorschreiten mit den Wandlungen der kriegsconventionellen Form gegen die Neuerung immun machen müsse.

Wir ahnen, dass es ein anderes ist, hinter der kriegsconventionellen Form, doch innerhalb derselben, um ein Geringes im Rückstande zu bleiben, und ein anderes, wenn diese irgendwo von fundamentaler Neuerung durchbrochen wird; dann ist plötzlich aller Halt verloren.

Der erste Gedanke ist noch nicht reif für jetzt und hier; sehr hüten wir uns davor, in der Speculation zu viel zu thun; denn sie trügt, wenn sie auch blenden kann. An anderer Stelle, bei Betrachtung eines anderen Krieges wollen wir, wenn es die Umstände erlauben, jenen Gedanken an der Hand der Kriegsgeschichte auszuspinnen suchen.

Dem zweiten begegnen wir schon hier.

Aber vorher erinnern wir uns stets, dass die beiden angezogenen Extreme eben sprachliche Figuren mehr als wirkliche Begriffe sind. Denn zwischen ihnen liegt die Wirklichkeit; erst eine spätere Zeit stellt die Wirklichkeit, die kriegsgeschichtlich überliefert ist, näher dem einen oder dem anderen Extreme. Und in der Gegenwart fehlt jeder Anhaltspunkt, um zu erkennen, ob uns das Morgen nichts als eine neue Phase in der kriegsconventionellen Form oder aber gänzlich Neues, mitunter absurd aussehendes außer derselben bringt.

Um zu verstehen, was es heißt, und dass es möglich, den kriegsconventionellen Boden urplötzlich ganz zu verlieren, brauchen wir nichts als einen Blick auf Jena zu thun.

Die Kriegsprincipien der französischen Revolution erschienen jener Zeit, die im Sinne des XVIII. Jahrhunderts dachte geradezu als die Negierung gesunder Anschauung vom Kriege. Man sah sie, wie der Forscher aus den Quellen für die Zeit vor Jena deutlich sieht, für einen Auswuchs an, für ein Pasquill am Kriege, das bald in sich zusammenstürzen müsse, das nicht haltbar sei. So unmilitärisch, mehr als das, so unkriegerisch

erachtete man den neuen Krieg, dass man wähnte, er könne nicht lebensfähig sein. So ist, so war es; darüber hilft keine Afterweisheit einer glücklicheren Zeit hinweg. Es wird uns klar, warum man nicht dazu geeilt ist, den neuen Krieg, der eine Ausgeburt des Zufalls schien und eine Missgeburt, gläubig anzunehmen, um den alten, bewährten, dafür hinzugeben. So unverständlich war der neue Krieg den Männern jener Zeit, wie es uns heute unverständlich wäre, würde irgendwo die allgemeine Wehrpflicht — diese einzige für den Krieg wahrhaft passende Institution, wie heute allgemein als ausgemacht gilt — abgeschafft und das Berufsheer wieder angenommen. Dies soll beileibe nichts als ein Vergleich, ein akademisch gemeintes Beispiel sein. *Aber möchte man uns glauben, dass es die Lage jener Tage nicht übertrieben wiedergibt.*

In der Erwägung, dass man den Wert grundsätzlicher Neuerungen in Dingen des Krieges erst *erwiesen* sehen will: und der historischen Evidenz, dass dies fast jederzeit also *gehalten wurde*: liegt die Beantwortung der Frage, wie es mit der *Empfänglichkeit* des Krieges für die Neuerung bestellt sei.

Nur dann nimmt er sie — in der Regel — an, wenn ihre Überlegenheit in die Augen springt.

Diese Überlegenheit documentiert sich in der Regel — nur durch den Erfolg.

So muss auf diesen — in der Regel — füglich gewartet sein.

*So sehen wir, dass gewissenhaftes Vorschreiten innerhalb des angenommenen Systems für das Neue nicht vorbereiten muss. So wird uns klar, dass gewissenhaftes Mitleben in unserer Zeit uns keine Sicherheit dafür gewähren muss, für eine neue Zeit gerüstet zu sein.*

Auch dieses Axiom ist negativer Natur.

Man wird bemerken, dass Jena eben ein Ausnahmskrieg gewesen ist, in welchem der Unterschied der Kriegssysteme, die aufeinandertrafen, ein so grundsätzlicher war, dass sich die *Fortbildung im alten* dem *neuen* nicht nähern konnte; und dass bei einem weniger auffallenden Unterschied der Kriegssysteme — und das ist doch die Regel — der gezogene Schluss, man könne

nicht sicher sein der Empfänglichkeit für einen neuen Krieg, hinfällig sei.

Wenn wir uns erinnern, wie wenig auffallend den Männern jener Zeit so auffallende Contraste erschienen;

dass diese Contraste uns erst heute aus der Vogelperspective so bedeutend erscheinen, nachdem die Kriegsgeschichte uns dieselben mundgerecht gemacht;

und wir zugeben müssen, dass die Grenze zwischen altem conventionellen Kriege und neuem Kriege thatsächlich stark verschwimmen kann, wie sie ja für manche Kriegsepoche noch heute nicht fest gezogen ist;

und die Symptome einer neuen Form nicht — immer — mit Posaunen in die Welt hinausgetragen werden, sondern in der That oft ganz unbemerkt entstehen:

So müssen wir wohl offen bekennen, dass auch wir nicht sicher sind, was sich heute vorbereitet, dass wir es nicht sehen, mithin nicht kennen, und endlich darauf nicht vorbereitet sein können oder vorbereitet sein müssen.

Hier kämpft die Sprache mit der Abstraction. In der That, das Raisonnement bleibt nicht mehr klar genug. Ein praktisches Problem, das wir schon mehrfach gestreift, sei hier noch einmal angezogen.

Wenn heute in Europa ein Krieg entsteht, so wird der besiegt und jener Sieger sein.

Ohne Zweifel wird ein kommendes Geschlecht mit aller Deutlichkeit die Principien sehen, die den zur Niederlage und jenen zum Siege geführt.

Kennen wir heute diese Principien oder ahnen wir sie auch nur? Heute, da uns wahrlich genug Materiale zur Verfügung steht, den künftigen Gegner zu kennen?

Damit ist alles gesagt.

Noch zwingt ein Umstand zu ernster Betrachtung.

Ist ein Kriegsheer siegreich gewesen, so ergießt die öffentliche Meinung auf dasselbe einen Strom von Lob, der nichts ist als der Abglanz des Erfolges und im nachhinein verfertigt wird.

Wohlangebracht ist dieses Lob, wenn es den Muth, den guten Willen, die Kriegsgeschicklichkeit des Heeres betrifft.

Schlecht angebracht kann es sein, wenn es den Geist und den Verstand des Heeres gleichfalls in sich begreift.

Denn sowie eine Versammlung von Individuen niemals klüger ist als eine andere Versammlung annähernd gleicher Individuen, so kann auch ein Kriegsheer als solches dem andern an Intelligenz niemals überlegen sein.

Diese Intelligenz ist gebannt und muss gebannt sein in die Grenzen der Anschauung vom Kriege, wie sie im Heere eben lebt und bethätigt wird und bewegt sich in deren Bahnen, durch sie lebend. Nicht weil ein Heer intelligenter war, als das andere, hat jenes dieses besiegt, sondern Stärke und Schwäche kamen aus dem Unterschiede der Systeme, oft aus sehr materiellen Gründen, nicht durch, oft trotz der Intelligenz.

So sehen wir, wie Friedrich willige, folgsame, geduldige Soldaten von schlichtem Verstande in seinem Heere liebte.

So sehen wir, wie Napoleons große Armee ein für den napoleonischen Krieg einseitig gedrilltes Instrument gewesen ist, in welchem der Einzelne nichts anderes begriff und zu begreifen brauchte, als innerhalb der herrschenden Anschauung vom Kriege seine Schuldigkeit zu thun.

Dass die Mittel, die man zum Kampfe führen will, eines allzuweiten Horizontes nicht bedürfen, das scheint uns wohl ein ewiges Gesetz des Krieges zu sein.

Fürwahr — wir sahen 1806 ein Heer, in welchem die Wissenschaft zu Hause war, und von dem man gleichsam sagen konnte, jeder Lieutenant kenne seinen Vegez.

Dieses Heer kannte die Wissenschaft des Krieges vor Jena; mit diesem Material, gehandhabt im Geiste der Zeit, wie dies in einem Heere aus zahllosen Gründen wohl unerlässlich ist, stand man dem neuen Kriege rathlos gegenüber.

Und doch befahl man die Wissenschaft allgemein zu pflegen nichts weniger als aus Manie; man gedachte sich — innerhalb gewisser Grenzen — durch die geschaffene Intelligenz für den Krieg zu rüsten.

Intelligenz· zieht man nicht in Massen groß, sie entsteht nur im Geiste des Autodidakten. Durch Decrete und Befehle kann

man zur Noth einige Kenntnisse allgemein verbreiten. Jede Kriegsepoche kann nur jene Kenntnisse verbreiten, die sie selbst bis zum letzten Kriege besitzt, und jene, die ihr das Morgen geben wird, oder doch geben kann, vermag sie nicht vorwegzunehmen. Auf diese aber kommt es vor allem an.

So sehen wir, wie Instruction und theoretische Belehrung über die eigentliche Thätigkeit der breiten Heermasse hinaus, ein Heer, dem sie aufgezwungen wird, nicht nothwendig immun machen muss gegen eine neue Zeit.

Jedoch schaden wird sie andererseits, innerhalb gewisser Grenzen und unter gewissen Bedingungen, wohl nicht.

Nur täusche man sich nicht über ihren Wert für die wirklichen Zwecke des Krieges.

Wir haben, strebend zu erklären, manches Axiom, dessen Richtigkeit man am Kriege von 1806 erhärtete, fallen sehen und somit im Grunde destructiv gewirkt, nur negative Resultate gewonnen. Uns führte eben das Erkennen bis zu diesem Punkt; Recepte abzuleiten, wornach ein Feldherr im Zukunftskriege es besser machen soll, und sie zu proclamieren, das vermochten wir nicht.

Es würde auch vermessen sein.

Denn vor allem muss der Kriegsschriftsteller davon durchdrungen sein: In keiner Thätigkeit des Menschen kann ein größerer Unterschied bestehen zwischen Theorie und Wirklichkeit, als in der Thätigkeit des Krieges.

Eine große Erscheinung, das Mechanische dieses Krieges betreffend, sahen wir. Der Stärkere führt seine stärkeren Mittel geradewegs zur Schlacht mit der Hauptmacht des Gegners, so wie wir's heute natürlich und selbstverständlich finden, was heute als oberstes Gesetz des Krieges vom XIX. Jahrhundert gilt.

Dieses Führen der Kräfte zur Schlacht stellte sich dar in der Strategie getrennt zu marschieren und vereint zu schlagen.

Ein Blick auf die Gegenwart möge uns noch gestattet sein.

Napoleon marschierte getrennt, um vereint zu schlagen; er besaß:

die Überlegenheit an Truppenzahl,

die Überlegenheit in der Form des Gefechtes,

die Überlegenheit an Schnelligkeit und Sicherheit in Bewegung und Befehl,

die Überlegenheit an Kriegsmoral der Truppen.*)

Er siegte.

In den Befreiungskriegen wandten die Alliierten die Strategie getrennt zu marschieren, um vereint zu schlagen, gegen Napoleon an; sie besaßen nachweisbar auffallende Überlegenheit an Truppenzahl.

Große Widerschläge erfuhren sie und mehrmals waren sie nahe daran zu unterliegen, wie etwa Davout bei Auerstädt. Indess,

Sie siegten.

Ein halbes Jahrhundert lang ruhte der strategische Gedanke, getrennt zu marschieren, um vereint zu schlagen, in den Rollen der Kriegsgeschichte, während ihn die Praxis des Krieges nirgends zum Leitmotiv erhob.**)

---

*) Wenn aus keinem anderen Grunde, schon allein aus dem, dass ihr Gefecht das augenscheinlich stärkere war.

**) Auf das Sorgfältigste wog der Verfasser jedes Wort, ja jede Silbe dieses Satzes ab, ehe er ihn niederschrieb; nothwendig war's, denn, nicht ganz scharf durchdacht, wäre der darin enthaltene Gedanke leichtlich anfechtbar.

Denn — in der That — oftmals seit Napoleon, wie vor ihm schon und zu allen Zeiten, sind Heere getrennt marschiert und schlugen vereint.

Oftmals kam es vor, dass getrennte Armeen sich zur Schlacht vereinten, dass eine Armee in sich getrennt marschierte und vereint schlug.

Wie Napoleon es that, haben wir gesehen. Sehen wir zu, wie man es seit ihm und vor Moltke that.

Wo es mehrere Armeen gab, die vereint geschlagen haben, da geschah solches beiläufig, im Laufe der Begebenheiten, accidentiell: zur plötzlich nothwendig werdenden Verstärkung des einen Heeres, wie die Vereinigung Diebitschs mit Schachowskoi bei Wawer-Bialolenka-Grochow, oder des ersteren Anschluss an Großfürst Michael zur Schlacht von Ostrolenka; zur Verlegung des Operationstheaters, wie die Vereinigung Görgeys mit Klapka bei Kaschau, von welcher Operation wohl niemand sagen wird, sie sei als der getrennte Anmarsch zur Schlacht von Kapolna anzusehen; zur Verwertung eines freigewordenen Überschusses an Kraft, wie die combinierte Operation Shofields und Shermans gegen Johnston in North Carolina 1865; zum Wiederanschlusse durch Specialaufgaben abgezweigter Heere, wie die Vereinigung Wittgensteins mit Woinow und Rudjewitsch am Trajanswalle zwecks Vormarsches auf Hussein Pascha 1828 u. s. w.

Man wird uns hier verstehen. In diesen sozusagen exotischen Beispielen der Kriege seit Napoleon sehen wir die Heere, wie zu allen Zeiten, durch geographische Nöthigung, kriegerisches Missgeschick und tausend andere Umstände getrennt; doch niemals mit dem

Moltke nahm ihn auf; bildete ihn aus; vervollkommnete ihn; wandte ihn praktisch im Kriege an. Er marschierte getrennt. um vereint zu schlagen und besaß:

das eine Mal:

die Überlegenheit in der Form des Gefechtes,

---

wohlerwogenen Zwecke, sich zur Schlacht zu finden. Exotische Beispiele mussten wir wählen, weil in den rangierten Kriegen Europas zu dieser Zeit wir die Heere den Zusammenhalt der Kräfte, das Operieren „auf einer Linie" fast stets ausüben sehen (und wo ausnahmsweise zwei absichtlich getrennte Heere einem Ziele zuzustreben haben, diese Absicht über den Versuch nicht hinausgedeiht — Carl Albert und Ramorino 1849).

Ohne zu schematisieren darf man somit sagen: Die Idee mit Armeen getrennt zu marschieren, um vereint zu schlagen, wird von 1816—1866 nirgends Leitmotiv.

Die einzelne Armee indess konnte sich von der durch Napoleon gezeigten Trennung der Heereseinheiten im Marsche nicht mehr und stets grundsätzlich wenden.

Sieht man von den Operationen Paskiewitschs ab, der womöglich in einer Colonne auf einer Straße vorging, so sehen wir die Heere fast stets in Colonnen nebeneinander Ortsveränderungen thun.

Es liegt jedoch der Wunsch, schnell zu sein, somit sich zu theilen, mit dem Bedürfnis nach Versammeltsein in auffallendem Hader; leichtlich nimmt man wahr, dass letzteres überwiegt. (Wer erinnert sich hier nicht sogleich des Marsches Napoleons III. von Mailand an die Mella? Die Masse der Armee marschiert auf einer Straße! Kann man die aus französischen Quellen geschöpfte Angabe des Österreichischen Generalstabswerks, II, 63, dies sei der leichteren Verpflegung wegen geschehen, wohl ohneweiters hinnehmen? Wir glauben, nein; hier überwog ganz einfach das instinctive Bedürfnis nach Versammlung den Wunsch nach Schnelligkeit.)

Nähert sich ein Heer dem Gegner, so marschiert es möglichst so, dass — ganz wie im XVIII. Jahrhundert — durch gerades, paralleles Vorrücken der Corps man die Schlachtaufstellung nimmt (Radetzky bei Sona-Sommacampagna, beide Theile bei Solferino); falls nicht, wie hie und da geschah, ein Heerestheil nach geschehener Vereinigung des Heeres zur taktischen Umgehung, zur taktischen Umfassung, erneuert abgezweigt wird (Radetzky bei Curtatone und Novara, Napoleon III. bei Magenta).

Die methodische Concentrierung der Armeen vor der Schlacht für die Schlacht wiegt trotz ihrer Reibungen und Zeitverluste vor. Wo sie nicht geschieht, sehen wir Niederlagen (Carl Albert bei Custozza).

Man wird uns auch hier verstehen. Ein unmittelbares, unbekümmertes Hinüberziehen der Heereseinheiten aus dem strategischen Marsch in den taktischen, wie's etwa bei Jena und bei Wörth geschah, kennt die Zeit von 1816—1866 nur exceptionell.

Ohne zu schematisieren darf man somit sagen: Die Idee, mit einer Armee getrennt zu marschieren, um vereint zu schlagen, wird in der besprochenen Zeit nirgends Leitmotiv.

In der That, es zeigt die Kriegsgeschichte in der besprochenen Zeit füglich keine Beispiele, wie man mit Armeen getrennt marschierte, um vereint zu schlagen, während die einzelne Armee in ihrer Art, zum Kampf zu gehen, etwa die Mitte hält zwischen der Geschlossenheit des XVIII. Jahrhunderts und der kühnen Trennung von Napoleons System.

Die hier gemachten Erwägungen bilden ein Gerippe, welches der Kundige sich zur plastischen Gestalt unschwer ergänzen wird. Da diese Studie schon ungebürlich lang geworden, so muss, falls es die Umstände erlauben, die erschöpfende Erwägung des hier Angeregten auf ein ander Mal verschoben werden.

Was sagte nun die Wissenschaft von 1816—1866 über unsern Gegenstand? Wohl hatte Scharnhorst gelehrt: Marschiert getrennt und schlagt vereint, aber auch der Unkundige weiß, dass dieser Satz erst seit den Erfolgen der modernen Strategie ein tausendfaches Echo in deren Lehre wachrief.

Man findet ihn bei Clausewitz, Jomini; doch erst seit 1870/71 herrscht er deutlich vor.

die Überlegenheit an Schnelligkeit und Sicherheit in Bewegung und Befehl,

die Überlegenheit an Kriegsmoral der Truppen,*)

das andere Mal:

die Überlegenheit an Truppenzahl,

die Überlegenheit in der Form des Gefechtes,

die Überlegenheit an Schnelligkeit und Sicherheit in Bewegung und Befehl,

die Überlegenheit an Kriegsmoral der Truppen.**)

Er siegte beidemale.

Dies soll kein Schema sein. Es stellt sich heraus, wie die besprochene strategische Praktik, hier in ihrer Vollendung, wie dort in ihrem Beginn, mit unterschiedlichen Formen der Überlegenheit in Verbindung steht.

Sollte diese Verbindung eine nothwendige, etwa gar eine unerlässliche gewesen sein?

Heute ist die strategische **Absicht**, getrennt zu marschieren, um vereint zu schlagen, **kriegsconventionell** geworden und wird es wohl im praktischen Kriege thatsächlich sein.

Wir haben an einigen Beispielen gesehen, wie sie der Stärkere übte.

Die Fragen geben sich hiernach von selbst.

Doch sind es nichts als Fragen für den, der ehrlich mit sich selber ist.***)

---

*) Wenn aus keinem anderen Grunde, schon allein aus dem, dass ihr Gefecht das augenscheinlich stärkere war.

**) Indem sie, wie wohl außer Zweifel, höhere Kriegsdisciplin als der Gegner besaßen.

***) Wenn der Verfasser, trotzdem „es selbstverständlich ist, dass eine Heeresmacht, wie die gegen Frankreich aufzustellende, nur in mehrere Armeen gegliedert operieren kann" (Generalstabswerk 1870/71, I, 78), den Muth gefunden hat, nicht zu widerlegen, sondern nur zu fragen, so fand er diesen Muth in der Betrachtung der Vergangenheit.

Sie lehrt uns, dass die Lehren der großen Feldherren oft, indem man sie recht befolgen will, übertrieben angewendet werden; in einer Ausdehnung und in einem Sinne, die der Meister ursprünglich gar nicht gemeint.

Noch etwas möge hier angedeutet sein.

Die Vorbereitung der Kriegsmittel scheint heute von mehr Gewicht als je für die Kriegführung zu sein. Zu dieser Vorbereitung gehört auch die Kriegslehre.

Diese muss, um bestimmt zu klingen, bis zu gewissem Grade einseitig sein.

Sie geht manchmal hervor aus den Erfahrungen einer Zeit, die ganz besondere Verhältnisse aufwies.

Niemand kann verhindern, dass sie Gemeingut aller Heere werde.

Wir streifen hier an die höchsten Probleme der Kunst; mehr, als sie anzudeuten, wäre nicht am Platz.

Leicht erscheint es im nachhinein, dem Erfolge das Wort zu reden; diesen als innerlich nothwendig und den Misserfolg als unvermeidlich darzuthun; langathmig zu beweisen die Güte von Dingen, die zum Erfolge, der historisch feststeht, führten; und die Unzweckmäßigkeit von solchen, die das Gegentheil erregten; sich zu resignieren und das wissenschaftliche Amen den Thatsachen zuzufügen, weil solche nicht zu ändern sind.

Leicht erscheint es, an die Fehler vergangener Zeiten den Maßstab seither erworbener Lehren und rigoros zu legen; mit diesen Lehren dem Erfolge von dazumal etwas am Zeuge zu flicken, da die Thatsachen als solche nicht zu ändern sind.

Jenes entmuthigt; dieses verwirrt.

In der Mitte liegt das Erklären.

Das Erklären gehe nur so weit, dass es das Materiale gewissenhaft, ja unerbittlich zusammenträgt, ohne vorgefasste Meinung, ohne ein Handwerkzeug zeitgenössischer Axiome, ohne Liebe und Hass, soferne dies irgend thunlich ist; dann schließe es ab und überlasse es dem Geiste des Lesers oder des Adepten, die Schlüsse und die letzte Consequenz aus dem, was er hörte, zu ziehen.

Dies zu thun, muss dessen Individualität überlassen werden und kann es auch und ohne Nachtheil sein.

Denn der echte Adept lernt von selbst; man braucht ihm keine Axiome als unwillkommene Zuthat zur lebendigen Erfahrung scholastisch mitzugeben. Sein Urtheil bildet sich an der Erfahrung und, soweit dies möglich ist, ohne den Einfluss des Kriegslehrers allzu sehr zu spüren.

Es liegt am Tage, dass diese Art, den Krieg zu zeigen — und sie zeigt ihn, soferne dies überhaupt möglich, annähernd

so, wie er wirklich ist — dem Leser und dem Adepten die größere Arbeit zu thun übrig lässt; indem sie ihn zu derselben ungezwungen lädt.

Sie krankt an Unvollkommenheiten; *es sind dies jene Unvollkommenheiten, welche der wirkliche Krieg in der Seele des Menschen erregt: Schwanken des Urtheils, Zagen, Widerspruch*; diese sind ein — wenn auch wahres — Spiegelbild vom Kriege; somit bereiten sie immerhin vor.

Wer sich bestrebt, den Geist der eigenen Zeit von sich zu streifen, sobald er an die Betrachtung vergangener Zeiten geht; und abschüttelt die Axiome für den Krieg, die heute gang und gäbe sind, wenn er einen Krieg erzählt, in welchem diese Axiome noch nicht gegolten haben: der wird, sofern dies irgend möglich ist, mit der Zeit, die er betrachtet, *sozusagen eines Sinnes werden; ihre Mängel, ihre Fehler, ihre Verirrungen muss er liebevoll verstehen, da er sie erklären will*; und dann, die Gedankenarbeit jener Tage wiederholend, streift er sie wieder ab, so weit sie jene Zeit noch abzustreifen vermochte.

Am Tage liegt, dass eine solche Art den Krieg zu betrachten, zu *Schwankungen* im Urtheil führen muss. Es fehlt der *zeitgenössische Boden*, der uns Halt und Stellung gibt, den wir jedoch für jene Zeit — davon sind wir durchdrungen — soweit sich dies vermeiden lässt, nicht betreten sollen.

So scheut sich der Verfasser nicht, einzugestehen, dass in währender Arbeit Wandlungen in seinem Urtheil vorgegangen sind, die zum Widerspruche geführt haben können. Man wird wohl solche in dieser Studie finden; wir wollten zeigen, woher sie kamen, und da wir dies gethan, so lassen wir sie stehen. Solche Widersprüche erregt der wirkliche Krieg und muss sie erregen; *den Kriegslehrer zu widerlegen schärft das Urtheil, und ist sehr am Platz; denn eine Autorität mit dem decretierten Nimbus einer solchen, etwa wie ein Vorgesetzter, darf er nicht sein; er kann es niemals sein; es wäre gänzlich ohne Zweck*. Die Widersprüche sind historisch und in der Zukunft

werden wir sie wiedersehen; an dieselben gewöhne man sich. Sie mögen bestehen. Was würde aus dem lebendigen historischen Bild des Krieges, wie es jetzt erscheint, wollte man die Feile gegenwärtiger abgeklärter Meinungen an dasselbe legen.

Ferners liegt am Tage, dass des Verfassers Art, den Krieg zu sehen, zu ungewöhnlicher Nachsicht im Urtheil führen muss; wir glauben, dargethan zu haben, wie banger Zweifel voll wir heute vor der Zukunft stehen; dies ist wohl Veranlassung genug, für eine vergangene Zeit nachsichtig zu sein. Indulgenz im Urtheile ist keine Manie. Sie ist **Wahrheit;** Kenntnis der menschlichen Seele; vorurtheilslose Anschauung der Dinge, wie sie eben sind.

Wohl ist nicht zu verkennen: Allzuweit getriebene Indulgenz des Urtheiles kann gefährlich sein. Allein, allzuweit wird die Indulgenz wohl nur dann getrieben sein, wenn man den Misserfolg zu billigen und seine Ursachen gutzuheißen strebt; wir glauben, solche nur erklärt zu haben; und erklärbar müssen sie wohl sein.

Wieder bleibt hier dem Geiste des Adepten die größere und schwierigere Arbeit zu thun. Er wird sie thun. Denjenigen verwirrt die Indulgenz des Urtheils nicht, der aus eigenem Antriebe den Krieg studiert; denn sie regt ihn an und ermuthigt ihn. Während Schärfe der Kritik das Urtheil der Hörers so oft verzagen macht.

Wie soll sich ein selbstdenkender Geist mit einer Kritik abfinden, die, oft obskurer Provenienz, in jeder Zeile Menschen bitter tadelt, welche die besten ihrer Zeit gewesen sind?

Möge man uns glauben, denn nicht pro domo sprechen wir: Schärfe der Kritik am Kriege ist ein deutlicher Beweis, dass man den Krieg und in letzter Linie das menschliche Herz nicht versteht. Vergegenwärtigen wir uns den souveränen Blick, mit dem ein Moltke auf jene Blinden heruntersehen muss, die nachzuweisen suchen, sein Einmarsch in Böhmen 1866 sei sehr gewagt gewesen, er habe Glück und wieder Glück gehabt. Noch heute sucht man ihm gelegentlich zu zeigen, wie unvorsichtig er verfuhr. Aber denken wir uns auch, mit welchem Gefühle, hier dem der

bittersten Verachtung, ein besiegter Feldherr das Gekläffe vernehmen muss, das sich alsbald um ihn erhebt, sobald er fiel! Die leitende Idee, von der ein Kriegsschriftsteller ausgehen muss, um die Entschlüsse der Feldherren historisch treu zu geben, muss die sein, deren furchtbarer Ernst noch immer nicht genügend erkannt und gewürdigt zu werden scheint: **Auch ein besiegter Feldherr glaubte das zu thun, was zum Siege führte.** Auch in Zukunft wird jeder der Feldherren das zu thun glauben, was zum Siege führt, und einer nur wird siegen! Wohl hat die kritische Methode einen didaktischen Zweck; sie will für die Gegenwart und Zukunft erziehen und so nimmt sie zuerst die Axiome der Gegenwart, um sie sodann an die Vorgänge der Vergangenheit zu passen. Es scheint in der That, als ob es nicht so sehr auf das Exempel als solches ankomme, als vielmehr darauf, ob dasselbe für die Gegenwart zu Lehrzwecken zu gebrauchen sei. Ein guter Kern steckt in dieser wenig wählerischen Manier und oftmals kann dieselbe unentbehrlich sein.

Voraussetzung ist jedoch dabei, der Lehrer handle zweckbewusst, er sage sich frank und frei und ehrlich, er thue der Geschichte Gewalt an, um aus ihr ein brauchbares Studienobject des Augenblicks zu machen. Mit einem Wort, der Lehrer, der so verfährt, muss sich gestehen, er handle, gezwungen durch den Zweck, gleichsam wie ein Charlatan, und dementsprechend wende er Vorsicht an und halte beständig Maß.

Solch ein Lehrer kann ein guter Lehrer sein. Was die Technik der Heeresbewegungen betrifft, den mechanischen Theil des Krieges, und für Zwecke der Schule ist diese Methode am Platz und durch nichts zu ersetzen.

Aber nahe liegt der Glaube, dass es solcher Lehrer nur sehr wenige gibt. Die große Mehrzahl derer, die den Krieg zu lehren das Bedürfnis fühlen, handeln nicht so zweckbewusst. Sie täuschen sich selber unbewusst, indem sie gläubig und ohne Wahl die Instrumente der Kritik, welche die Gegenwart ihnen reichlich bietet, naiv an vergangenen Dingen erproben. Sie sind echte Kinder ihrer Zeit, sehen jede andere Zeit mit

gleichen Augen an, und werden ihren ungeheuern Irrthum nicht gewahr.

Genug.

Der Umstand, dass von zwei sich messenden Heeren eines füglich besiegt werden **muss**; die Thatsache, dass jedes zweite Beispiel in der Geschichte des Krieges ein böses, abschreckendes ist; und die logische Gewissheit, dass dies in Hinkunft auch der Fall sein werde: beherrscht die Art, wie man Kriegsgeschichte schreibt und muss sie beherrschen. Vor allem, es gilt abzuschrecken, und diesem Zwecke opfert die Kriegslehre oftmals weit mehr, als sie vor dem Genius der Geschichte, das ist die menschliche Natur, billig verantworten kann.

Trotz des praktischen Zweckes — denn die Afterweisheit des Kriegsschriftstellers darf nur ein subalternes Mittel zum Zwecke sein — frägt es sich indess, ob sich der Genius der Geschichte nicht etwa dafür rächen kann.

Denn die entscheidenden Gewichte im Kriege kommen aus der Seele des Menschen und sie übergehen, nachdem sie das Materielle des Krieges durchsetzt und durchzogen, in die Seele des Menschen, wo sie Wirkungen thun.

Und diese Seele gilt es zu verstehen.

---

## Berichtigungen.

Seite 8, Zeile 11 v. u. lies *hastati* statt *hastates*
„ 109, „ 7 v. o. „ *droite* „ *droie*
„ 239, „ 7 „ „ „ *souricière* „ *soupicière*
„ 318, Fußnote, 1. Zeile lies 18. Juni statt 17. Juni.

### Im I. Heft.

Seite 48, Zeile 9 v. u. lies Zerfallsproduct statt Zufallsproduct.

schwere Irrthümer begangen haben, wie hier, jedoch auch aus keiner Thätigkeit so vieles gelernt haben.

. . . . Wir können nur den Wunsch hegen, dass etwas weniger geschrieben und mehr nachgedacht werde, und dass sich um des Verfassers »Methode« bald eine Schar von Jüngern bilden möge, damit wir wieder dem Wesen der Kriegskunst nahe kommen. Erscheinen doch unter der heutigen nivellierenden Flachheit die Feldherren, ihre Psychologie und ihr Werdeprocess gar nicht mehr auf dem Plane. Man könnte sie eigentlich nach der heutigen Methode einfach nummerieren, denn wir kennen ja nichts weiter als — Methode, während doch jede Kunst ohne Ergründung des Künstlers undenkbar ist. Wie man aber irgend einen großen Entschluss verstehen soll, ohne alles nach Kräften zu ergründen, was bis dahin in der Seele des Feldherrn vorgegangen ist, begreifen wir einfach nicht. Wer nur einen derartigen Fall erschöpft, lernt an einem Beispiele mehr, als durch ganze Bibliotheken unseres Alltagskrames. Und da in dem ersteren Geiste diese Schrift gehalten ist, so müssen wir sie warm empfehlen. Genau, wie mit den Feldherren steht es mit ihren Truppen: Armeen sind Armeen, Truppen sind Truppen, und doch wird die Ausführung erst verständlich, wenn man die Truppen ebenfalls leben sieht. Aber — leben — Gott bewahre, das ist gefährlich.«

**Neue preuß. Kreuz-Zeitung, 1893, Nr. 73:** »Unsere Militär-Litteratur zeigt viel fleißiges und recht verständiges Mittelgut, wie unser Blatt dieses mit einer gewissen Genugthuung wiederholt bestätigen konnte. In diesem Werkchen eines österreichischen Officiers finden wir mehr als das. Schon das Lesen der ersten Seite zwingt, wie der erste Satz einer Beethoven'schen Symphonie zum Weiterhorchen, so hier zum Weiterlesen. . . . . . . Das Studieren der geistvollen Skizze war uns ein wahrer Genuss.«

(Fortsetzung von Seite 2 des Umschlages.)

originellen Weg, auf dem ihn zu begleiten, jedem kriegswissenschaftlich gebildeten Officier ein Genuss sein wird. Wer sich also ernsthaft für Kriegswissenschaft interessirt, der lese die kleine Schrift, er wird sicherlich dabei lernen, sogar viel lernen, dafür verbürgen wir uns ihm. Da diese Studie mit Nr. 1 bezeichnet ist, darf man wohl hoffen, dass der Verfasser weitere Studien der ersten folgen lassen will. Wir wünschen ihm dazu von Herzen Glück auf. Ein Feldherr muss vor allen Dingen ein vollendeter Menschenkenner sein. Wer in sich die Befähigung zu großen Dingen ahnen zu dürfen glaubt, muss vor allem in dieser Beziehung sorgfältige Studien machen. Dazu leitet die Schrift sehr schön an.«

**Deutsche Heeres-Zeitung, 1893, Nr. 30:** »Endlich einmal ein denkende Mensch, ein muthiger und doch maßvoller Kritiker unter der Flut von Alltagsmenchen, welche den Büchermarkt mit ihrer Alltagsware geradzu überschwemmen. Der eine construiert sich dies Schema, der andere jenes, aber statt in das Seelenleben der Feldherren hinabzusteigen und zu erforschen, wie sie sich entwickelt haben, wie ihre Feldherrnkunst entstanden ist, werden die Dienstvorschriften kommentiert und wieder kommentiert, werden die Dinge fast nur mechanisch behandelt und man athmet schon allein auf, wenn man einen Schriftsteller überhaupt einen eigenen Weg gehen sieht. Ist dieser Weg noch dazu so vortrefflich zu übersehen wie hier, so fühlt man sich ordentlich erfrischt. Das Buch, welches eine I trägt, also jedenfalls fortgesetzt werden soll, hat einen großen Fehler, nämlich, dass der Verfasser seinen Namen uns vorzuenthalten für gut fand, und einen störenden Mangel, nämlich die unzureichende Karte, sowohl vom operativen, wie vom taktischen Gesichtspunkte aus. Sonst aber folgt man dem Verfasser überall mit Freude und Genuss, in den meisten Fällen unter stiller Zustimmung. Um Arcole hat sich ein wahrer Sagenkreis gebildet und es wird wohl nur wenige geben, welche die ganze bezügliche Litteratur, welche durch Napoleons Memoiren übrigens eher eine Verdunkelung als eine Klärung erfahren hat, kennen. Dies ist auch nicht nöthig, aber es genügt ebensowenig, sich mit der in diesem Punkte völlig antiquierten Beurtheilung Clausewitz' abzufinden. Die Auffassung des letzteren hat zwar vor den Augen manches denkenden Officiers nicht mehr Stand halten können, allein wir wüssten keinen Autor zu nennen, der sich die Widerlegung Clausewitz' zum Ziel gesetzt und dem dies geglückt wäre. Um dies zu erkennen, muss die Schrift selbst studiert werden. Bonaparte trug den Keim des gottbegnadeten Feldherrn zwar in sich, aber der General Bonaparte dürfte kaum jemals so schwere Irrthümer begangen haben, wie hier, jedoch auch aus keiner Thätigkeit so vieles gelernt haben.

.... Wir können nur den Wunsch hegen, dass etwas weniger geschrieben und mehr nachgedacht werde, und dass sich um des Verfassers »Methode« bald eine Schar von Jüngern bilden möge, damit wir wieder dem Wesen der Kriegskunst nahe kommen. Erscheinen doch unter der heutigen nivellierenden Flachheit die Feldherren, ihre Psychologie und ihr Werdeprocess gar nicht mehr auf dem Plane. Man könnte sie eigentlich nach der heutigen Methode einfach nummerieren, denn wir kennen ja nichts weiter als — Methode, während doch jede Kunst ohne Ergründung des Künstlers undenkbar ist. Wie man aber irgend einen großen Entschluss verstehen soll, ohne alles nach Kräften zu ergründen, was bis dahin in der Seele des Feldherrn vorgegangen ist, begreifen wir einfach nicht. Wer nur einen derartigen Fall erschöpft, lernt an einem Beispiele mehr, als durch ganze Bibliotheken unseres Alltagskrames. Und da in dem ersteren Geiste diese Schrift gehalten ist, so müssen wir sie warm empfehlen. Genau, wie mit den Feldherren steht es mit ihren Truppen: Armeen sind Armeen, Truppen sind Truppen, und doch wird die Ausführung erst verständlich, wenn man die Truppen ebenfalls leben sieht. Aber — leben — Gott bewahre, das ist gefährlich.«

**Neue preuß. Kreuz-Zeitung, 1893, Nr. 73:** »Unsere Militär-Litteratur zeigt viel fleißiges und recht verständiges Mittelgut, wie unser Blatt dieses mit einer gewissen Genugthuung wiederholt bestätigen konnte. In diesem Werkchen eines österreichischen Officiers finden wir mehr als das. Schon das Lesen der ersten Seite zwingt, wie der erste Satz einer Beethoven'schen Symphonie zum Weiterhorchen, so hier zum Weiterlesen. . . . . . Das Studieren der geistvollen Skizze war uns ein wahrer Genuss.«

Druck von Bruno Bartelt, Wien, IX., Maximilianplatz 10.


Digitized by Google